Heft 4, Dezember 2014 / 94. Jahrgang E 1459

Badische Heimat

Mein Heimatland
ISSN 0930-7001
Zeitschrift für Landes- und Volkskunde,
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

IMPRESSUM

Herausgeber
Landesverein Badische Heimat e. V.
Hansjakobstr. 12
79117 Freiburg

Landesvorsitzender:
Dr. Sven von Ungern-Sternberg

Chefredakteur:
Heinrich Hauß, Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe
Tel.: (07 21) 75 43 45
Fax: (07 21) 92 13 48 53

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat
Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24, Fax (07 61) 7 07 55 06
Geschäftszeiten: Mo., Di., Do., Fr. 9.00–12.00 Uhr
Internet: www.badische-heimat.de
E-Mail: info@badische-heimat.de

Zahlstellen des Landesvereins:
- Postbank Karlsruhe
  IBAN: DE33 6601 0075 0016 4687 51
  BIC: PBNKDEFF
- Sparkasse Freiburg – Nördlicher Breisgau
  IBAN: DE48 6805 0101 0002 0032 01
  BIC: FRSPDE66XX

Gesamtherstellung:
Rombach Verlag
Unterwerkstraße 5
79115 Freiburg i. Br.
E-Mail: heftredaktion@badische-heimat.de

Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig

Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis für Einzelmitglieder 32,– €. Preis des Heftes im Einzelverkauf für Nichtmitglieder 11,50 €. Nachbestellung eines Heftes für Mitglieder 8,– €.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift wird vom Land Baden-Württemberg, vertreten durch das Regierungspräsidium Freiburg, unterstützt.

Unser Partner
Rothaus
TANNEN ZÄPFLE

»Greif hinter Gittern«: Greif von dem Denkmal des Badischen Leibgrenadierregiments Nr. 109 am Europaplatz in Karlsruhe. Das Denkmal wurde anlässlich des Baues der unterirdischen Haltestelle am Europaplatz abgebaut. Zur Zeit ist das badische Wappentier als Installation im Garten des PrinzMaxPalais aufgestellt. Ob das Denkmal wohl wieder aufgebaut wird? Baubürgermeister Obert aus Karlsruhe meint: »Ich gehe davon aus.«
Foto: Heinrich Hauß

Inhalt

EDITORIAL

Editorial
Sven von Ungern-Sternberg 260

Zu diesem Heft
Heinrich Hauß 261

AUS GEGEBENEM ANLASS

Was wird aus Reinhold Schneiders Haus in Freiburg?
Volker Michael Strocka 263

Wohlebs jäher Tod in Frankfurt am 12. März 1955
Presseschau aus Anlass eines Artikels in der Badischen Zeitung am 20. August 2014
Paul-Ludwig Weinacht 266

AUFSÄTZE

Vom Stadtbahnhof zum Festspielhaus
Reiner Haehling von Lanzenauer..... 271

Robert Gerwig und die politische Kultur des 19. Jahrhunderts
Michael Tocha..... 280

Karl von Rotteck und seine Korrespondenz mit Brockhaus
BLB ersteigert Briefe des Freiburger Historikers und Landtagsabgeordneten
Ludger Syré..... 291

Hubert Bollig: Anthroposoph und Retter seiner Pfleglinge
Adalbert Metzinger 295

Richard Rothe – Mitglied der Ersten Kammer des badischen Landtags
Konrad Exner..... 303

Julius Kraemer, Großherzoglich Badischer Hofphotograph in Kehl am Rhein
Hans-R. Fluck 313

Bauprojekte der großen Heeresvermehrung 1913
Die Infanteriekasernen in Villingen und Donaueschingen
Folkhard Cremer 318

»Spendenhirsch« und Pappurkunde zum Ersten Weltkrieg
Thomas Mutter..... 330

Johann Peter Hebels Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes im Frontbuchhandel als Feldpost-ausgaben
Elmar Vogt 334

Schwieriger Aufbau
Gymnasium und Schulorganisation des deutschen Südwestens in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg
Leonhard Müller 341

»Los von Karlsruhe!«
Die Ausgemeindungsbestrebungen Knielingens im Jahr 1949
René Gilbert..... 347

Stabwechsel in der Pflege des Andenkens an den Dichter Emil Gött
Die Emil-Gött-Gesellschaft von 1958 begibt sich unter das Dach des Zähringer Bürgervereins
Volker Schupp..... 353

Baden nach 1952
Mentale Resistenzen und neue Traditionen?
Gereon Bauer 358

GEDENKTAGE BADISCHER GESCHICHTE

Das Gefecht an der Wachtelmühle
Klaus P. Oesterle 367

AKTUELLE INFORMATIONEN

Redaktion: Heinrich Hauß

Basler Papiermühle zu Gast im Gutenberg-Jahrbuch 2014
Elmar Vogt 369

Hans-Thoma-Jubiläums-ausstellung in Bernau
Elmar Vogt 369

PERSONALIA

Dr. Hermann Person
Meteorologe – Politiker – Regierungspräsident 370

Zum Gedenken an Hans Krattiger-Enzler 371

In memoriam Hans Martin Grüninger 372

90. Geburtstag Dr. Heinz Jaeger
Ein Leben für die Medizin und die Philatelie 372

Ein profunder Kenner der Literaturgeschichte und der Namenkunde
Zum 80. Geburtstag von Professor Dr. Rolf Max Kully 373

Inge Gula zum 75. Geburtstag 374

Johann Peter Hebel-Preis 2014 des Landes Baden-Württemberg für Franz Hohler 375

Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2014 der Gemeinde Hausen im Wiesental für Professor Dr. Klaus Schubring 376

Hauptkonservator Roland Heinzmann im Ruhestand ... 376

Willibald-Kramm-Preis 2014 für CLAPEKO 378

Naturschützer mit Leib und Seele – Bundesverdienstkreuz für Karl Hermann Harms 380

Bachelorarbeit von Anette Widua
Johann Peter Hebel und Andreas Gryphius 381

Nachruf Prof. Walter E. Schäfer 382

AUS DEM LANDESVEREIN

Mitteilungen der Redaktion 385

Bericht der Mitgliederversammlung 387

Feldpostbriefe badischer Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918 391

Präsentation des Gedenkbuches für die Opfer der Luftangriffe auf die Stadt Freiburg im Zweiten Weltkrieg 391

JAHRESRÜCKBLICKE

Regionalgruppe Freiburg 393

Regionalgruppe Mannheim 394

Regionalgruppe Schwetzingen 397

Buchbesprechungen 399

Editorial

Liebe Mitglieder, sehr geehrte Leserinnen und Leser!

Nach dem Schwerpunktheft 3/2014 zum 1. Weltkrieg, das im Übrigen eine hervorragende Resonanz erfahren hat, liegt nunmehr wieder ein »normales« Heft mit vermischten Themen vor. Heinrich Hauß, dem wiederum großer Dank gebührt, wird im Einzelnen darauf eingehen.

Ich danke allen Mitgliedern, die an unserer Versammlung in Rastatt am 25. Oktober teilgenommen haben. Die Stadt Rastatt war ein aufgeschlossener und hilfsbereiter Gastgeber – insgesamt war es eine sehr gelungene Veranstaltung, über die Dorothee Kühnel im Einzelnen berichtet. Der Vorstand ist weitgehend bei den Neuwahlen in den Ämtern bestätigt worden. Nicht mehr kandidiert haben aus Alters- bzw. Gesundheitsgründen die ehemalige Regierungspräsidentin Gerlinde Hämmerle und Karl-Heinz Harter – beide haben sich um die Badische Heimat verdient gemacht. Neu im Vorstand als Schriftführerin ist Dorothee Kühnel, die dieses Amt zusätzlich zu der Arbeit in der Redaktion in der Zusammenarbeit mit Heinrich Hauß bekleidet. Zu neuen Beisitzern wurden der bisherige Bürgermeister von Gundelfingen Dr. Reinhard Bentler und Dr. Bernhard Oeschger, der Leiter der Regionalgruppe Freiburg, gewählt. Besonders möchte ich mich auch bei den ausscheidenden langjährigen Beiräten Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler, Karl-Heinz Vogt und Dr. Arnulf Moser für ihr jahrzehntelanges Engagement für die Badische Heimat bedanken. Den Leiter des Staatsarchivs Freiburg Dr. Kurt Hochstuhl begrüße ich als neuen Beirat.

In der Schriftenreihe sind jüngst zwei weitere Bücher mit großer Beachtung herausgegeben worden: die »Feldpostbriefe badischer Soldaten« in enger Zusammenarbeit mit dem Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge und das Gedenkbuch über die Luftangriffe auf Freiburg, insbesondere jener vom 27.11.1944, in enger Zusammenarbeit mit der Stadt Freiburg. Mit Blick auf 2015 freue ich mich auf das Karlsruhe-Buch zum 300-jährigen Stadtjubiläum, das als Doppelheft in Form eines Buches der Schriftenreihe den Mitgliedern zugehen wird – genau wie das Doppelheft »Baden – Tag für Tag«, das durch technische Probleme leider eine erhebliche Verzögerung erfahren hat. Und schließlich soll auch als weiteres Buch, nach längerem Vorlauf, die Geschichte des badischen Naturschutzes erscheinen.

Schließlich weise ich auf den Spendenaufruf mit beigefügtem Überweisungsträger hin. Wir müssen eine kostspielige Instandsetzung im »Haus Badische Heimat« vornehmen. Unterstützung tut Not.

Nun wünsche ich eine interessante Lektüre mit allen guten Wünschen zu den Festtagen und zum neuen Jahr.

Dr. Sven von Ungern-Sternberg, Landesvorsitzender

Zu diesem Heft

Die Sparte »*Aus gegebenem Anlass*« wurde neu eingeführt und beschäftigt sich mit zwei Themen, die zeigen, wie man heute mit dem kulturell-politischen Vermächtnis Badens umzugehen gesonnen ist. Volker Michael Strocka entwickelt Geschichte und Bedeutung des Reinhold Schneider Hauses in Freiburgs Mercystraße 2. Die Stadt argumentiert, sie habe kein Geld, das Haus zu kaufen. Der Autor vermutet, dass im Bauausschuss in Freiburg »keiner mehr eine Vorstellung von Reinhold Schneider« hatte! Paul-Ludwig Weinacht sieht sich anlässlich eines Artikels in der Badischen Zeitung vom 20. August 2014 veranlasst, die »irrige Geschichte« von Leo Wohlebs Tod zu widerlegen und die Ehre des verdienten Staatsmannes wieder herzustellen. Zu diesen Anlässen des Einspruchs passt der Auszug aus der Dissertation von Gereon Bauer zu »Baden nach 1952« (Konstanz 2012) in dieser Ausgabe. Er untersucht die »mentalen Resistenzen« in Baden nach 1970. An die Stelle einer Politik der Benachteiligungen Badens gegenüber Württemberg, so seine These, sei eine Verlagerung der Resistenzen von der politischen auf »die kulturell-kommunikative Dimension« getreten, in der es um die Konzentration auf das »kulturelle Vermächtnis« gehe. Allerdings muss man sich darüber im Klaren sein, so möchte ich hinzufügen, dass auch der kulturelle-kommunikative Diskurs erfordert, dass man »Flagge zeigt« oder Position bezieht.

Einen Schwerpunkt des Heftes bilden Aufsätze zu Personen wie Robert Gerwig, Karl Rotteck, Hubert Bollig, Richard Rothe und Julius Kraemer.

Die Aufsätze »Bauprojekte der großen Heeresvermehrung« und »Spendenhirsch« waren ursprünglich für Heft 3/2014 »Der Erste Weltkrieg am Oberrhein« geplant und mussten nachträglich hier untergebracht werden. Auf einige Aufsätze, die sich mit der engeren und weiteren Geschichte Badens befassen, sei hingewiesen.

Haehling von Lanzenauer zeichnet den Weg nach vom verlassenen Bahnhof in Baden-Baden zur Erfolgsgeschichte des Festspielhauses. Leonhard Müller widmete einen Aufsatz der Rezeption von Kurt Ludwig Joos' umfangreicher Forschungsarbeit »Schwieriger Aufbau« zur Schulorganisation im deutschen Südwesten.

Elmar Vogt referiert anlässlich der Erinnerung an 100 Jahre Erster Weltkrieg über die Feldpostausgaben im Allgemeinen und die entsprechenden Ausgaben von Johann Peter Hebels »Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes«.

Volker Schupp berichtet von der Verschmelzung der Emil-Gött-Gesellschaft mit dem Bürgerverein Zähringen e. V.

Für das zukünftige Selbstverständnis der Badischen Heimat und ihren Handlungsspielraum ist der schon erwähnte Aufsatz von Gereon Bauer aufschlussreich, besonders deshalb, weil er eine wissenschaftliche Lagebeurteilung von außen darstellt.

Die Sparte »*Personalia*« nimmt in dieser Publikation einen breiteren Raum ein. Hinweisen möchte ich besonders auf den 100. Geburtstag des früheren Regierungspräsidenten von Freiburg, Dr. Hermann Person, den man anscheinend in Freiburg nicht zur Kenntnis genommen hat.

In »*Mitteilungen der Redaktion*« habe ich das Programm der Themen für das Jahr 2015 zur Information für Autoren und Mitglieder angezeigt. Dorothee Kühnel hat als neue Schriftführerin einen ausführlichen Bericht über die *Mitgliederversammlung* am 25.10.2014 geschrieben.

In der Sparte »*Rückblick der Regionalgruppen für das 2013*« liegen die Berichte von Freiburg, Mannheim und Schwetzingen vor.

Heinrich Hauß

Was wird aus Reinhold Schneiders Haus in Freiburg?

Volker Michael Strocka

Am Nordfuß des Freiburger Lorettoberges liegt die Villa Mercystraße 2, in der von 1940 bis zu seinem Tode im Jahre 1958 der Dichter Reinhold Schneider zur Miete wohnte. »Auf dem Bergle hinter dem Haus widerstand der bayrische Feldherr Mercy, des Kurfürsten Maximilian letzter General, im Jahre 1644 drei Tage lang den Angriffen Turennes und Condés«, schrieb er 1953 in seiner biographischen Skizze »Verhüllter Tag«. »Das Haus, in dem ich wohne, ist älter als seine Nachbarn. Vor dem jetzigen Besitzer soll es ein General des 70er Krieges bewohnt haben. Als sein greiser kaiserlicher Herr ihn besuchen wollte, schien es ihm allzu bescheiden – was es gewiß auch war; er verdoppelte es, indem er einen saalartigen Raum anbaute; darüber liegen meine Zimmer. Ich verdanke also mein Gehäuse den Hohenzollern. Der Schreibtisch aus dem Marmorpalais kam einigermaßen an seinen Ort, und ich denke es mir gerne, wie der Alte Kaiser, der meiner Mutter Puppen schenkte, einmal den Gartenweg heraufgeschritten ist. Auch dieser Ring ist geschlossen. Wie bald wird er zerbrechen!« Prophetische Worte. Fünf Jahre danach ist der schon lange kranke, an der Tragik der Geschichte, nicht zuletzt seines Volkes, leidende Dichter tot. Zwei Jahre später stirbt auch Anna Maria Baumgarten, seine dreiundzwanzig Jahre ältere Lebensgefährtin. Sie konnte noch den Verkauf der annähernd zehntausend Bände umfassenden Bibliothek an die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe in die Wege leiten. Reinhold Schneiders Nachlass kam nach Karlsruhe und Marbach. An der Parkmauer des Anwesens erinnert noch heute eine 1960 eingefügte steinerne Tafel an den einst berühmten Bewohner.

Als das Haus 2008 zum Verkauf stand, setzten sich wachsame Freiburger Bürger mit Erfolg dafür ein, dass es samt Park unter Denkmalschutz gestellt wurde. Aber niemand kam auf die Idee, die Gelegenheit für eine kulturelle Investition zu nutzen, obwohl man des 50. Todestags des Dichters hätte gedenken können. Schließlich kaufte die Firma Treubau das Grundstück und stellte 2012 einen Bauantrag. Er sah im Sinne der politisch gewollten »Nachverdichtung« eine massive Bebauung des Parks vor. Um diese zu reduzieren, beschloss der Bauausschuss der Stadtverwaltung einen Bebauungsplan, der 2013 öffentlich diskutiert werden sollte. Daraus wurde aber nichts. Die beteiligten Behörden einigten sich auf eine abgespeckte Version – mit drei modernen Kuben im eigentlich denkmalgeschützten Park. Man berief sich dabei auf den Paragraphen 34 des Baugesetzbuches. Der schreibt als Maßstab die

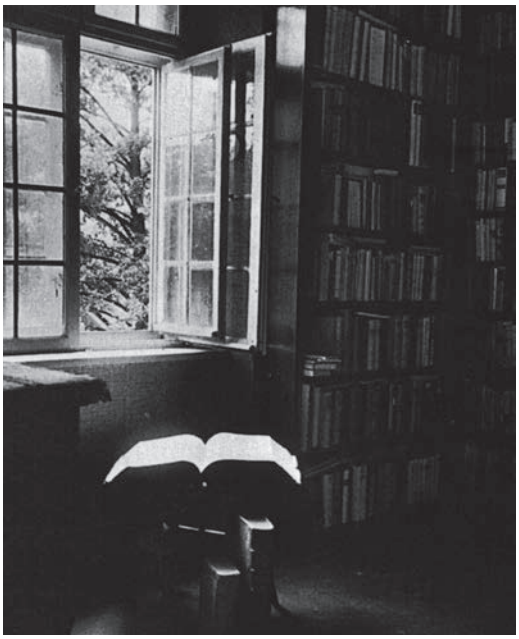
Mercystr. 2 in Freiburg, Foto: P.-L. Weinacht

Bebauung der Umgebung vor – ein sehr interpretierbares Kriterium. Am 14. Juli 2014 hat die Stadt Freiburg die Baugenehmigung erteilt. Weil die Villa saniert werden muss und nicht so rentierlich ist wie die drei Neubauten, möchte die Treubau sie wieder verkaufen.

Jetzt endlich regte sich in Freiburg Widerstand. Im Juni und Juli erschienen die ersten kritischen Artikel in der »Badischen Zeitung«. Am 1. August wurde dem Kulturbürgermeister eine Petition von Trägern des Reinhold-Schneider-Preises überreicht, den die Stadt Freiburg seit 1960 alle zwei Jahre für künstlerische Leistungen vergibt. Sie forderten von der Stadt, das Anwesen zu erwerben und einer kulturellen Nutzung zuzuführen, die der Bedeutung Reinhold Schneiders entspreche. Am 8. August gründeten Freiburger Bürger die »Initiative für den Erhalt des Reinhold-Schneider-Hauses«. Sie agierte bundesweit und konnte am 17. September 2014 in der »Badischen Zeitung« eine Anzeige schalten, in der 128 Prominente, darunter z. B. Wolfgang Rihm und Martin Walser als ehemalige Preisträger, Heinrich Detering, Elke Heidenreich, Hans Maier, Rüdiger Safranski und Klaus Staeck, die Stadt Freiburg auffordern, »das Wohnhaus Reinhold Schneiders zu erwerben, es als Kulturhaus zu erhalten und seine Nutzung im Einvernehmen mit der Freiburger Bürgerschaft zu gewährleisten«. Dazu wird der Vorschlag gemacht, »hier ein Archiv und eine Geschichtswerkstatt einzurichten, in deren Zentrum denkwürdiger Widerstand und überlieferungswerte Unabhängigkeit in unserer Stadt und Region stehen«. FAZ und SZ reagierten darauf in Artikeln.

Wer nicht reagiert, ist die Stadt Freiburg. Das geplante Literaturhaus soll statt in der Dichtervilla in der Alten Universität unter-

Reinhold Schneider verlässt das Haus in der Mercystraße 2



Blick aus dem Bibliothekszimmer. Aus: Reinhold Schneider Leben und Werk im Bild. Insel 1977

kommen. Der Freiburger Widerstand, der ja nicht nur von Reinhold Schneider, sondern auch von andern Köpfen getragen war, stehe »auf der Agenda«, aber das Haus zu kaufen, habe die Stadt kein Geld.

Wahrscheinlich hatte im Bauausschuss, wo die Akte nur unter »Mercystraße 2« lief, keiner mehr eine Vorstellung von Reinhold Schneider. Tatsächlich sind im Buchhandel kaum noch Titel von ihm lieferbar. In den sechziger Jahren stand der katholische Dichter, Mitglied des Ordens Pour le mérite und Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels, noch hoch im Kurs, weil er, obwohl von den Nazis mit Schreibverbot belegt und von der Gestapo ins Visier genommen, zahllose Menschen während des Krieges und danach durch seine Sonette und Erzählungen gestärkt hatte. Kein Theater führt mehr seine großen Dramen auf. Den pessimistischen Dichter würde das nicht wundern. Er war mit Untergängen wohlvertraut. Die Steintafel an der Mauer der Mercystraße 2 formuliert, was man heute nicht mehr verstehen will: »Die Wahrheit nur wird an die Herzen dringen / Und wirken wird das Wort nur, das gelebt«.

Soll man sich mit Vergesslichkeit und Gleichgültigkeit abfinden? Noch scheint es möglich, dass sich Land, Stadt und Erzbistum zusammentun und aus der gefährdeten Villa einen Studien- und Erinnerungsort des Freiburger Widerstandes gegen die zwölf bösen Jahre machen und so auch den größten badischen Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts würdigen.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Volker Michael Strocka
Hochrüttestraße 3
79117 Freiburg i. Br.

Wohlebs jäher Tod in Frankfurt am 12. März 1955

Presseschau aus Anlass eines Artikels in der Badischen Zeitung am 20. August 2014

Paul-Ludwig Weinacht

Im Sommer 2014 wird ein Faszikel des Personalakts Wohleb, der zur Hand des Ministerpräsidenten im Staatsministerium aufbewahrt wurde, ans Stuttgarter Staatsarchiv abgegeben. Eine Journalistin schreibt in der Badischen Zeitung einen skandalisierenden Artikel, der ein Gerücht zu bestätigen scheint, das unmittelbar nach Wohlebs jähem Tod in Frankfurt im März 1955 die Runde machte. Dabei wurde die von Ministerpräsident Gebhard Müller angestrengte erfolgreiche Recherche zur Quelle des Gerüchts verkannt. Es gelang Müller nämlich, den Urheber des »Rotlicht-Milieu«-Gerüchts, den Frankfurter OB, zum Widerruf seiner Falschaussagen zu veranlassen. Demnach ist Badens letzter Staatspräsident tatsächlich an Embolie in der Frankfurter Universitätsklinik gestorben und eben nicht, wie erzählt wurde, »in den Armen einer Dirne«. Die irrige Geschichte machte gleichwohl im Sommerloch 2014 von der BZ aus ihren Weg durch viele Blätter des deutschen Südwestens und überregionale Zeitungen (FAZ, Welt, SZ). In Leserbriefen und in einem Artikel in der BZ konnte die Unwahrheit des Gerüchts anhand der Archivalie aus dem Stuttgarter Staatsarchiv nachgewiesen werden.

Ein hässliches rot-lila eingefärbtes Wohleb-Gesicht auf der Titelseite der Badischen Zeitung vom 20. August 2014 hatte die Gunst des Sommerlochs. Was in anderen Monaten unter »ferner liefen« verbucht worden wäre, fand im letzten Sommer von Freiburg aus den Weg in die südwestdeutschen und in die großen deutschen Gazetten: »Wie und wo starb Badens Staatspräsident Leo Wohleb? Die Akte blieb Jahrzehnte unter Verschluss – jetzt weiß man auch, warum«, so der Untertitel eines von Bettina Wieselmann geschriebenen Artikels in der BZ. Die Journalistin hatte als Erste Wind bekommen von einem »pikanten« Stück (Süddeutsche Zeitung) aus der Personalakte des letzten badischen Staatspräsidenten. Es war nach 59 Jahren großer Geheimhaltung nunmehr an das Hauptstaatsarchiv Stuttgart abgegeben worden. Die Journalistin verriet sogar – die Originalität ihres Beitrags wurde dadurch unterstrichen – die Signatur der Archivalie und deren Inhaltsangabe: »EA1 / 152 Bü 1 Archivgut Todesumstände Leo Wohleb«. Damit mag sie die Hoffnung auf einen Skandal verbunden haben:

1. Die seit 1983 bestehende gesetzliche Verpflichtung für Ministerien, Akten nach 30 Jahren ans Hauptstaatsarchiv abzugeben, war in diesem Fall – »von CDU-Ministerpräsidenten« – missachtet worden. Hatte das nicht einen parteipolitisch deutbaren Hintergrund – eine Mutmaßung, die man freilich auch auf die Abgabebereitschaft eines Grünen-Ministerpräsidenten beziehen könnte.

2. Das alte Gerücht, wonach der letzte badische Staatspräsident im Frankfurter Rotlichtmilieu gestorben sei, wurde breit wiedergegeben. Die skandalträchtige Archivalie und die Zeitumstände – im August haben die Zeitungen Nachrichtenmangel (»Sommerloch«) – haben dazu geführt, dass von der Badischen Zeitung aus die Skandal-Version der Journalistin in viele andere deutsche Gazetten gelangte. Die Rotlichtvariante, die nie bestätigt worden ist, wurde im Todesjahr gerne mit den Worten offeriert: »Beim Wohleb ist auch nicht alles so gewesen, wie man gemeint hat.« Zum Lob der Badischen Zeitung sei gesagt, dass drei Wochen nach dem Wieselmann-Artikel ein zweiter Artikel zum Sachverhalt erschien, verfasst vom Redakteur Dr. Wulf Rüskamp (»Leo Wohleb starb in der Klinik. Die BZ hat neue Dokumente zum Tod des badischen Präsidenten«, BZ vom 6. September 2014, S. 7). In anderen Zeitungen stieß die Korrektur kaum noch auf Interesse. Der Verfasser dieser Zeilen wandte sich noch am Tag des Erscheinens des BZ-Artikels am 20. August 2014 an das Hauptstaatsarchiv in Stuttgart, um Einsicht in die fraglichen Unterlagen zu erbitten. Diese waren inzwischen auch im Freiburger Staatsarchiv einsehbar. Es handelt sich nach der Aufschrift auf einem DIN A5-Briefumschlag um »Unterlagen zum Tode« Wohlebs die »Zu den Personalakten« gehörten und die »ohne Genehmigung des Ministerpräsidenten [Dr. Gebhard Müller] niemanden übergeben oder geöffnet werden dürfen.« Vermutlich haben alle Ministerpräsidenten den Umschlag geöffnet, dessen Inhalt aber – mit Ausnahme von Kretschmann – vertraulich behandelt.

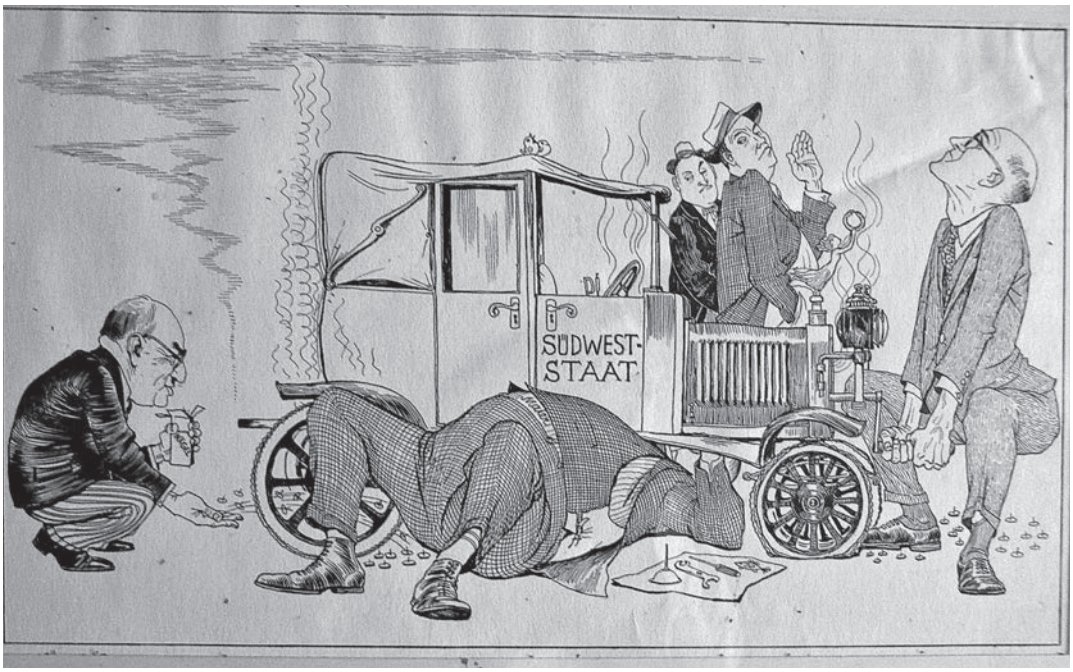
Zur Sache: Gebhard Müller wollte dem Gerücht, das ihm von Journalisten erzählt wurde, auf den Grund gehen. Zu diesem Zweck schrieb er mehrere Briefe um »die Quelle des Gerüchts« zu entdecken. Es stellte sich heraus, dass es der amtierende Frankfurter Oberbürgermeister Dr. Kolb (SPD) war. Diesem schrieb er am 27. April 1955 einen Brief. Er bat darin – mit ausdrücklicher Zusicherung der Vertraulichkeit – in einer »peinlichen Sache« um »eine offene und zuverlässige Auskunft«: »Sie werden verstehen, daß ich aus mannigfachen Gründen ein großes Interesse habe, die Wahrheit zu erfahren, zumal mir ein Bericht eines Beamten des Auswärtigen Amtes vorgelegen hat, der in einer detaillierten Darstellung völlig anders lautet, ich auch auf Grund langjähriger Verbindung mit dem Verstorbenen die Information der Presseleute nicht glauben kann. Ihren Bescheid werde ich vertraulich behandeln.« (Brief an Kolb vom 27. April 1955). Müller zählt sodann die gerüchteweise behaupteten Tatsachen der Reihe nach auf: Wohleb habe »in Begleitung einer sehr zweifelhaften Frauensperson (Dirne) in Frankfurt ein Hotel minderer Güte« aufgesucht und sei »kurz darauf in den Armen der Frau offenbar an einer Herzlähmung verstorben«. »Aufgeregt« habe diese sodann auf einer Polizeistation »Anzeige erstattet«.

Aus Klugheitsgründen informierte er seinen Frankfurter Ansprechpartner nicht, dass er in ihm den Ursprung bzw. die Quelle des Gerüchts bereits ausgemacht hatte. Dr. Kolb stand es in dieser Situation frei, entweder dem besorgten Stuttgarter Ministerpräsidenten die für diesen enttäuschende Nachricht von den Todesumständen zu bestätigen, so wie er es landauf, landab bereits in Herrenzirkeln zum besten gegeben hatte, oder aber die schlüpfrige Geschichte – was freilich nicht ohne Glaubwürdigkeitsrisiko für ihn selbst ging – die mitgeteilten Behauptungen durch eine verantwortliche Amtsperson prüfen zu lassen. Kolb wählte – was die Geschichte insoweit von der des »Zerbrochenen Krugs« wohltuend unterscheidet – diesen zweiten

Weg. Er bat den angesehenen Frankfurter Polizeipräsidenten Dr. Gerhard Littmann um einen dienstlichen Bericht und fügte diesen seinem Antwortbrief bei (Kolb an Müller vom 4. Mai 1955). Im Bericht des Polizeipräsidenten wird unter Nutzung von Zeugenaussagen Punkt für Punkt widerlegt, was Kolb in Journalistenkreisen herumerzählt hatte. So erfährt man, dass Wohleb am Todestag (12. März 1955) nicht mit einer Dirne, sondern mit Frau Nelly Sichler zusammen war. Was den vermeintlich minderen Ort des Zusammentreffens angeht, den »Hamburger Hof«, so bemerkt Littmann: Er gehöre »zwar nicht zu den ersten Frankfurter Hotels, man kann ihn aber durchaus nicht als ein Hotel minderer Güte bezeichnen.« Beim Treffen Wohlebs mit Frau Sichler sei es um eine »privat-geschäftliche Angelegenheit« gegangen, in der letztere sich »einen Rat« holen wollte. In Gebhard Müllers Schrift ist an dieser Stelle des Littmann-Berichts am Rand vermerkt: »vermutlich handelt es sich um das Schloss Bürgeln«. (Tatsächlich wollte die Witwe Sichler im Jahr 1955 das Land Baden-Württemberg dafür gewinnen, das von ihrem Mann angeschaffte, dem Barockschloss angemessene Inventar in Landeseigentum zu übernehmen, wofür sie finanziell entschädigt werden wollte. Das Land weigerte sich, sich in Bürgeln zu engagieren.) Littmann erwähnt ferner, dass Frau Sichler den Arzt gerufen und nach der Todesmitteilung des Krankenhauses Wohlebs Bruder Ludolf in Freiburg telegrafisch informiert habe. Die Namen zweier Ärzte werden genannt. (Nelly Sichlers Mitteilung noch in der Nacht an den Bruder statt an die Ehefrau erklärt sich daraus, dass Maria Wohleb in jenen Tagen in Lissabon den Umzug in die Heimat zu organisieren hatte und am Todestag in Fatima war.) Dr. Littmann gelangt daher zu dem konzisen Urteil, »dass die aufgestellten

Leo Wohleb
2. September 1888 – 12. März 1955

Behauptungen in keiner Weise der Wahrheit entsprechen«. Sein Urteil findet sich wörtlich wiederholt im Antwortschreiben Kolbs an Müller. Man fragt sich, was Kolb geritten hat, sich so ungeniert dem Verdacht fahrlässiger Verleumdung eines Toten auszusetzen? War damals das Gerücht schon so breit gestreut worden, dass er nicht mehr fürchten musste, als »Quelle« enttarnt zu werden? Wie reagierte Müller? Müller nutzt die für ihn erfreuliche Botschaft nicht zum Gegenschlag. Es genügt ihm zu wissen, dass er sich im Charakter seines politischen Gegners und Parteifreundes Leo Wohleb nicht getäuscht hatte. Dem Gerücht mit den neuen Unterlagen öffentlich entgegenzutreten, verbot ihm sein politischer Spürsinn: alles werde dann erst recht aufgebauscht (dahingehend hat man auch Ministerpräsident Erwin Teufel belehrt, als dieser die Ehre des badischen Staatsmanns wiederherstellen wollte.) Auch sah Gebhard Müller



Original-Karikatur für die Stuttgarter Zeitung (Privatbesitz P.-L. Weinacht).
Links außen Leo Wohleb, rechts außen Gebhard Müller, halb unterm Wagen Reinhold Maier, dahinter württembergische und badische Zuschauer.

sich gegenüber dem Frankfurter OB im Wort, seine Auskünfte vertraulich zu behandeln. Schreiben an drei Journalisten in Leutkirch und in Karlsruhe liegen dem Personalakt bei, sie wurden von Müller mit der Bitte um Vertraulichkeit informiert. Alle haben – zur Verwunderung der Badischen Zeitung – damals dicht gehalten: »Erstaunlicherweise hat aber keiner der Zeitungsleute damals je eine Zeile darüber öffentlich geschrieben« (Wulf Rüskamp, BZ vom 6. September 2014, S. 7).

Inwiefern soll es sich bei der Wohleb/Müller-Personalie um eine »verhinderten Staatsaffäre« (BZ vom 20. August 2014) gehandelt haben? Nach Lage der Dinge geht das nur, wenn man ohne vernünftigen Grund den Sinn der Geheim-Dokumente verändert. Die Bezeichnung »amtliche Stellungnahme« setzt die Journalistin in ironische Anführungszeichen und bezweifelte ohne Argument die Ernsthaftigkeit des Littmannschen Untersuchungsberichts. Sie deklariert: »das ist endlich die Version, die Müller gefällt« oder auch: »So recht Glauben schenken wollten Müller und seine christdemokratischen Nachfolger freilich dem gefälligen Gutachten Littmanns offenkundig nicht«. Derlei Zweifel entsprechen aber nicht der Lebenswirklicht. Es ist schwer zu glauben, dass im sozialdemokratischen Frankfurt eine »Gefälligkeit« für einen baden-württembergischen CDU-Ministerpräsidenten wichtiger genommen werde als das Risiko für OB Dr. Kolb (SPD), sich den Vorwurf der Verleumdung zuzuziehen? Auch der vermeintliche Skandal der Überschreitung der Ablieferungsfrist von Archivalien ans Archiv

ist kein Willkürakt; die verlängerte Geheimhaltung entsprach zunächst dem Vertraulichkeitsversprechen und schonte einen ansonsten öffentlich blamierten Informanten, später wurde damit Rücksicht auf die Ehre des toten Staatspräsidenten genommen, dessen guter Name im Fall der Dokumentenveröffentlichung weiterer Schmach ausgesetzt worden wäre. Wie das Presseecho auf den Artikel »Die verhinderte Staatsaffäre« zeigt, war auch nach 60 Jahren das pikante Gerücht berichtenswerter als die triste Wahrheit. Der Redakteur der Süddeutschen Zeitung, Roman Deininger, erfreute sich über »Pikantes« aus Stuttgart und erklärte mir später auf Nachfrage, »der Platz im Blatt« sei für »Argumente gegen das Gerücht« »zu knapp« gewesen. In der FAZ erdreistet sich der Landeskorrespondent Rüdiger Soldt, den Littmann-Bericht als »Persilschein« auszugeben. Erst Wulf Rüskamp (BZ vom 6. September 2014) macht sich aus den Quellen mit der Sache vertraut und bot sowohl für das Treffen mit Frau Sichler als auch für die ärztlich bestätigte Todesursache exakte Informationen. Leo Wohleb hatte eben keinen schönen Tod in den Armen einer Dirne (»Herzversagen«), sondern einen qualvollen, durch eine schon seit Lissabon mitgeschleppte Thrombose. Zum Pressecho gehören schließlich die wenigen Leserbriefe, die hier und da publiziert wurden. Einige Briefschreiber sind zu hedonistischer Anerkennung bereit (»in Frankfurt schöne Mädchen / ein Badner möchte ich sein.«), die meisten informieren ergänzend und stellen richtig. Eine seriöse Deutung der Archivalie bietet Prof. Dr. Gerd Hepp (»Ist die Affäre Wohleb eine Affäre Kolb?«, FAZ vom 8. September 2014), mit Protest gegen Eschenburgs polemisches Urteil über Wohleb äußert sich in der BZ Dr. Dieter von Schrötter (10. September 2014: »Ein herausragender Politiker der Nachkriegszeit«), wenige Tage danach stand ein Leserbrief von mir in der Badischen Zeitung, in dem ich nicht das Gerücht oder die Geheimhaltung des Personalakts, sondern den Bericht Littmanns für die überraschende Neuigkeit erkenne (»Der amtliche Bericht ist die Sensation«). Schließlich hat Hans-Jürgen Holzmann an die Adresse der Geschäftsstelle der Badischen Heimat »Überlegungen zu einem Artikel in der Heidelberger Rhein-Neckar-Zeitung vom 20. August 2014 (›In den Armen einer Dirne‹)« geschickt. Er meint, die geschäftliche Begegnung mit Frau Nelly Sichler würden sich »eher verifizieren« lassen »als die eines amourösen Abenteuers« und beruft sich dafür auf A. J. Martin, Z'Bürglen uf der Höh – Richard Sichler auf Schloss Bürgeln, Freiburg 2009. Weitere Leserbriefe hat es gegeben, aber sowohl die Süddeutsche Zeitung wie die FAZ haben keine weiteren veröffentlicht. So auch nicht den eines Freiburger Lesers, in dem er sich über Soldts Artikel vom 23. August in der FAZ »besonders enttäuscht« zeigte und es »unverständlich« nannte, dass das Intelligenzblatt seine Leser danach nicht über die Ergebnisse der Recherchen von Rüskamp (BZ) informiert habe. »Der Schutz der Ehre eines verdienten Staatsmanns hätte dies zweifellos geboten.«

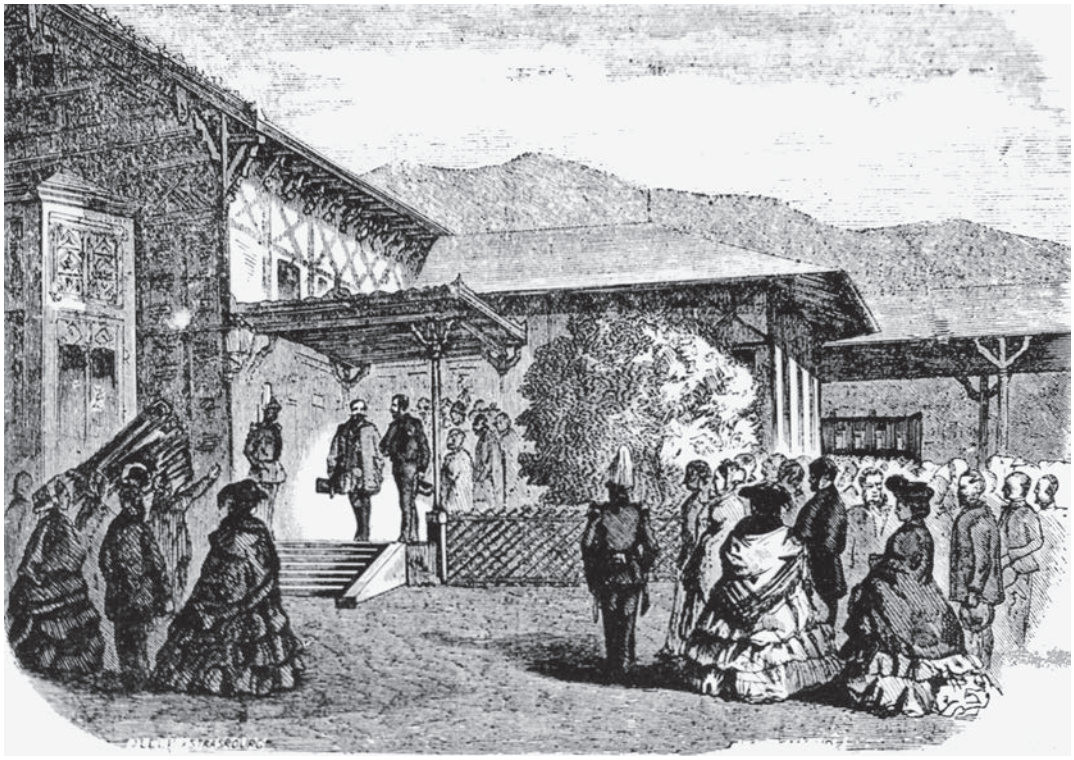
Anschrift des Autors:
Prof. Dr.
Paul Ludwig Weinacht
Rossstraße 27
97261 Güntersleben

Vom Stadtbahnhof zum Festspielhaus

Reiner Haehling von Lanzenauer

Erstmals zog im Jahre 1825 in Nordengland eine dampfgetriebene Lokomotive angehängte Wagen über einen Schienenweg von Stadt zu Stadt. Rasch erkannte man im badischen Großherzogtum, wie umwälzend dieses neue Verkehrsmittel in das künftige Zusammenleben eingreifen werde. Auf Landesebene kam der erste Anstoß von dem Mannheimer Kaufmann Ludwig Newhouse, der den Bau einer Eisenbahn durch das Rheintal vorschlug. Sie könne nicht nur Handel und Gewerbe, sondern auch den Fremdenverkehr fördern mit *Herstellung einer Eisenbahn als des schnellsten und wohlfeilsten Verkehrsmittels.* Zu den Geschäfts- und Vergnügungsreisen träten die Fahrten *Gesundheits halber von den vielen Tausenden Badegästen nach Baden* und den anderen Badeorten.[1] Im Auftrag des Staatsministeriums verfasste der Staatsrat Carl Friedrich Nebenius im Jahre 1836 ein ausführliches Gutachten, in dem er einen Bahnbau befürwortete und detaillierte Einzelvorschläge unterbreitete. Schon jetzt berücksichtigte er lokale Interessen der Kurstadt Baden-Baden. Für die Linienführung durch die Rheinebene lehnte er nämlich eine westliche Trasse weit vorn am Rheinstrom ab, da diese … *in bedeutender Entfernung von dem Eingang in das Badener Thal bleiben würde.*[2] Entlang der Rheintallinie sollten Hauptstationen eingerichtet werden in Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Offenburg, Freiburg und an der Grenze bei Basel. Dazu sollten Zwischenstationen kommen, … *namentlich die Station Oos, wo die nach Baden gehenden Reisenden aussteigen und die von dort abgehenden Gäste aufgenommen werden.*[3] Im Jahre 1838 entschied sich die Regierung für die Schaffung einer staatseigenen Eisenbahn, der Landtag beschloss nahezu einhellig den Bahnbau und schon im Jahre 1840 konnte das erste Teilstück zwischen Mannheim und Heidelberg dem Betrieb übergeben

Der Bahnhof von 1845
(Lith. aus: Jules Coignet, Bade et ses environs)



Kaiser Napoleon III. trifft am 15. Juni 1860 am ehemaligen Stadtbahnhof ein

werden.[4] Im Jahre 1844 wurde der Schienenstrang von Karlsruhe in Richtung Offenburg freigegeben, wodurch zugleich der Bahnhof des Dorfes Oos bei Baden-Baden ans Eisenbahnnetz angeschlossen worden ist.[5] Das von dem Bahnarchitekten Friedrich Eisenlohr im Bereich der heutigen Güterbahnhofstraße erstellte Ooser Stationsgebäude zierte damals ein kleiner Glockenturm.[6]

In der Stadt Baden-Baden war man früh hellhörig geworden, denn eine Anbindung an das so moderne Verkehrsmittel erschien für den gerne besuchten Kurort von lebenswichtiger Bedeutung. Als sich herausstellte, dass die Trasse der Rheintalbahn den Stadtrand nicht berühren würde, forderte man nachdrücklich den Bau einer Stichbahn hinaus zu dem Bahnhof im benachbarten Oos, der einstweilen noch mit Pferdekutschen angefahren werden musste. Beide Kammern sprachen sich für diesen Antrag aus, der Großherzog genehmigte und schon begannen die Vorbereitungen.[7] Für den Bahnkörper wurden in der Talsohle entlang des Oosbachs Grundstücke käuflich oder im Tausch erworben, bei Weigerung konnte man nach dem Gesetz über die Zwangsabtretung zum Eisenbahnbau von 1838 verfahren, denn es ging um ein Unternehmen von öffentlichem Nutzen.[8] Für den Gleisbau sollten nur gesunde junge Männer eingesetzt werden, um die Arbeiten möglichst rasch zu beenden. Die Verbindungsstrecke war 4,26 km lang, vorerst eingleisig und mit einer Spurweite von 1,6 m angelegt, sie

Der Stadtbahnhof (um 1900)

führte zu dem neuen Endstationsgebäude am westlichen Stadtrand von Baden-Baden. Baumeister Eisenlohr hatte es in dem beliebten Schweizer Landhausstil errichtet. Auf einem Bruchsteinsockel erhob sich eine kunstvolle Holzkonstruktion aus Sichtfachwerk, dessen Felder mit verputzten Backsteinen ausgemauert waren. Das flache Walmdach krönte ein Dachreiter. Von der Seite zum Oosufer hin betrat man eine langgezogene *Aussteighalle,* von der man zu den dahinter liegenden Billetausgabestellen und den Gepäckräumen gelangen konnte. In den Seitenflügeln des Baus waren Warteräume untergebracht. Links befand sich der allgemeine Wartesaal, rechterhand wurde nach einigen Jahren der prunkvoll ausgestattete Fürstensaal eingerichtet, rechnete man doch in dem aufstrebenden Weltbad mit allerhand respektablen Gästen. Aus eben diesem Grunde hatte man den gesamten Bau großzügiger angelegt als die Bahnhöfe vergleichbarer Kleinstädte, er verkörperte sozusagen ein Sondermodell der Eisenlohr'schen Bahnarchitektur.[9] Am 25. Juli 1845 konnte die Stichbahn feierlich eröffnet werden. Im Jahr darauf hat man den aus Karlsruhe stammenden Postmeister Gustav Fischer zum Bahnhofsvorsteher ernannt. In jenen frühen Jahren waren die Aufgaben von Post und Bahn verwaltungsmäßig vereinigt.[10] Umsichtig organisierte Fischer den anlaufenden Bahnbetrieb, zu dem ein steigender Güterumschlag gehörte. Hochgestellte Persönlichkeiten begrüßte er mit weltgewandter Höflichkeit, geleitete sie in den Fürstensaal, sorgte für Salonwagen, Fahnen und Girlanden, kümmerte sich um den Polizeischutz. So kam es, dass dem Bahnbeamten anlässlich der Besuche von Monarchen

Gleisanlagen des Stadtbahnhofs Baden-Baden (um 1955)

immer wieder Orden verliehen wurden, bald galt er als der höchstdekorierte Bahnhofsvorsteher im Lande.[11]

Zur historischen Kulisse wurde der Bahnhofsbereich im Juli 1860, als in Baden-Baden ein Fürstentreffen stattfand. Die Monarchen aller deutschen Länder, an der Spitze der Prinzregent von Preußen, konferierten in Baden-Baden. Napoléon III. kam aus Paris hinzu. Großherzog Friedrich von Baden war an den Stadtbahnhof gekommen, um den französischen Kaiser zu empfangen. An den nachfolgenden Tagen begegnete man sich in den Sälen des Neuen Schlosses, sodann im Rittersaal des Alten Schlosses zu einem Déjeuner unter freiem Himmel.[12] Während der siebziger und achtziger Jahre reiste Kaiser Wilhelm I. mehrmals mit dem Sonderzug an, um in der *Maison Mesmer* seinen Erholungsurlaub zu verbringen. Doch das *Bähnel* beförderte nicht nur vornehme wie einfache Kurstadtbesucher, es war zugleich ein unentbehrliches Verbindungsmittel für jene Stadtbürger, die in Oos auf Fernzüge umsteigen wollten wie auch für die vielen Ooser Berufstätigen, die tagtäglich zu ihren Arbeitsstellen in der Innenstadt fuhren.[13] Im Jahre 1861 betrug der Fahrpreis in der 3. Wagenklasse nach Oos 15, nach Rastatt 21 und nach Bühl 24 Kreuzer. Der jährlich zunehmende Personen- wie Frachtverkehr zeigte bald bald, welch überragender Stellenwert der neuen Eisenbahn zukam.

Hauptanziehungspunkt und wichtige Einnahmequelle des aufstrebenden Erholungsortes bildete im frühen 19. Jahrhundert die Spielbank der Franzosen Chabert und Benazet. Über Jahrzehnte rollte die Roulettekugel in den prächtig ausgestatteten Sälen des Konversationshauses, später Kurhaus genannt. Einem Debakel kam es daher gleich, als das

öffentliche Glücksspiel in Deutschland verboten wurde, mithin die Baden-Badener Einrichtung im Jahre 1872 geschlossen werden musste. Doch die Stadtverantwortlichen gaben nicht auf. Zum neuen Schwerpunkt erkor man jetzt das Bäderwesen. Thermalkuranstalten wurden errichtet wie das Friedrichsbad, das Landesbad und das Augustabad, Hotels wurden ausgebaut und modernisiert, im Stadtteil Annaberg wurde das Neubaugebiet *Paradies* für anspruchsvolle Villen ausgewiesen, zeitgleich hat man das kulturelle Angebot erweitert und verbessert. Als Ergebnis dieser Maßnahmen lag bereits um die Jahrhundertwende die Zahl der jährlichen Hotelübernachtungen erheblich über den Daten aus der Spielbankzeit. Niederschlag fand diese Steigerung im täglichen Zugverkehr, denn die meisten Besucher reisten mit der Bahn an. Diesem Andrang war der alte Baden-Badener Bahnhof, auch was technischen Fortschritt anlangt, nicht mehr gewachsen. Schon 1881 hatte daher Oberbürgermeister Albert Gönner im Landtag einen Neubau des Stationsgebäudes gefordert. Die Pläne fertigte Oberbaurat Leopold Heinrich, die erforderlichen Mittel errechnete man mit 1,4 Millionen Mark. Im Jahre 1892 konnte parallel zu dem nach Nordosten zurückverlegten Oosbett der lang gestreckte Bau begonnen werden. Der Sockel bestand aus Buntsandstein, die Fassade aus weiß-gelben Sandsteinblöcken, behauen in Formen der Neorenaissance. Der erhöhte und von einem Kuppeldach gekrönte Mittelpavillon – außen prangte der Stationsname BADEN – umfasste die Empfangshalle mit dem Schalterbereich, im östlichen Seitenflügel war unter einem weiteren Kuppeldach die Bahnpost untergebracht, am westlichen Ende lagen die Wartesäle 1.–3. Klasse und die Toiletten, daneben der fürstliche Empfangspavillon unter seinem gegliedertem Kuppeldach. Die

Die letzte Fahrt mit der Stichbahn 1977

Innenräume dieses für hochgestellte Besucher bestimmten Flügels waren mit fein geschnitztem Holzwerk und Wandmalereien ausgestattet. Auch im Inneren der mittleren Schalterhalle zeigten Decke und obere Wände allegorische Malerei.[14] Diese überreiche Ausstattung stellt eine eisenbahngeschichtliche Rarität dar, mag man auch um jene Zeit dazu übergegangen sein, einzelne Großstadtbahnhöfe künstlerisch auszugestalten.

Wohlüberlegt hatte man den neuen Bahnhof unmittelbar vor dem alten Stationsgebäude hochgezogen, so dass dieses erst abgerissen zu werden brauchte, als der Nachfolgebau am 18. März 1895 eingeweiht und in Betrieb genommen worden war. Das neue Bahnhofsgebäude, herausragendes Beispiel des Historismus, vermag bewegte Geschichte zu erzählen: Fürsten und Magnaten, Politiker

Festspielhaus Baden-Baden (Aufnahme 2014)

und Gelehrte, Handwerker und Künstler, Geschäftemacher und Spieler, vor allem aber unzählige Kurgäste sind hier eingetroffen. Andererseits reisten sie von hier ab, die Bürger, die das *Städtlein* verließen, die Wehrpflichtigen zweier Weltkriege, von denen viele nicht wiederkehrten, die *Hamsterer,* die zu Notzeiten in den umliegenden Dörfern nach Nahrungsmitteln suchten. Bereits im Jahre 1908 war die Bahnverbindung nach Oos um ein zweites Gleis erweitert worden, ab dem Jahre 1950 wurden teilweise Dieseltriebwagen eingesetzt, 1958 hat man die Strecke elektrifiziert. Doch schon bald wurden Überlegungen laut, den Schienenverkehr einzustellen. Bahnverwaltung und große Teile der Bürger plädierten für den Erhalt, zumal die Zukunft hochmoderne Schienenverkehrsmittel bringen könnte. Auf der Gegenseite verwies man auf den Umsatzrückgang durch zunehmenden privaten Autoverkehr und auf erwartete Freiräume für die geplante Landesgartenschau. Während Oberbürgermeister Dr. Walter Carlein beteuerte, wegen Abschaffung der Stichbahn am Ball zu bleiben, warnte ein Leserbriefschreiber vor einem *schicksalhaften Eigentor.*[15] Letztendlich wurde die Einstellung der Stichbahn beschlossen, am 24. September 1977 um 11.02 Uhr entschwand der allerletzte Zug in Richtung Baden-Oos.

Im Jahr darauf erwarb die Stadt das ausgediente Bahnhofsgebäude und die Stichbahntrasse zum Preis von insgesamt 5,07 Millionen DM. In der Folgezeit wurden die Bahngleise, die Perrons und die Bahnsteigdächer demontiert, der Lokschuppen und das Ge-

bäude der Güterabfertigung abgerissen. Von nun an suchte man für das leerstehende Haus wechselnde Verwendungen: So war ab 1978 unmittelbar hinter dem Bahnhof ein provisorischer Achteckbau hochgezogen worden, in dem während der Umbauarbeiten am Großen Bühnensaal des Kurhauses mannigfache Veranstaltungen stattfanden. Daneben diente der alte Bahnhof als Vortragssaal, als Jugendtreff, als Geschäftsstelle eines Automobilclubs, als Dependance für die Automatenabteilung der Spielbank oder als Ausstellungshalle, in der beispielsweise von Strafgefangenen gemalte Bilder gezeigt worden sind.[16]

Vorschläge für eine sinnvolle Wiederbelebung des Altbaus fehlten nicht. Bereits Ende der 1860er Jahre kam die Idee eines Musiktempels auf. Damals hatte der Komponist Richard Wagner erwogen, sein Festspieltheater in Baden-Baden zu errichten. Nach einer Reihe von Vorgesprächen kam jedoch Ende 1871 die Absage, denn Wagner sah sich gegenüber König Ludwig II. von Bayern verpflichtet, den Bau in Bayreuth zu erstellen.[17] Ein halbes Jahrhundert später, im Verlaufe der 1920er Jahre, nahmen Pläne für ein Symphoniehaus an den Ufern der Oos wiederum Form an. Der Stuttgarter Architekt Prof. Ernst Haiger unterbreitete mit einem Brief vom 8. Mai 1924 dem Baden-Badener Oberbürgermeister Reinhard Fieser den Vorschlag für ein Symphoniehaus, in dem er *ein Gegenstück zu Bayreuth* sah. In der Kurstadt griff man den Gedanken auf und verlegte im Jahre 1925 den in Stuttgart glücklos agierenden Verein Symphoniehaus nach Baden-Baden in der Hoffnung, hier zu reüssieren. Laut Vereinsregister wurde jetzt der Dichter Gerhart Hauptmann erster Vorsitzender, den zweiten Vorsitz übernahm Fieser.[18] Man suchte nach einem geeigneten Standort im Stadtgebiet, zugleich wurde ein Modell des Musiktheaters gefertigt, *… in dem Meisterwerke deutscher und ausländischer symphonischer Musik in festspielmäßigem Rahmen zur Aufführung gebracht werden sollen.*[19] Eine Mitgliederwerbung lief an, in deren Rahmen im Mai 1929 drei Konzerte veranstaltet wurden. Im dritten Konzert vom 8. Mai hat Wilhelm Furtwängler Werke von Weber, Brahms, Strawinsky und Wagner dirigiert. Doch das Publikumsinteresse blieb derart gering, dass man an der Verwirklichung des Projekts zu zweifeln begann. Im September 1933 fragte der Geschäftsführer des Vereins, Generalmusikdirektor Ernst Mehlich, auf dem Rathaus an, ob die Fortführung des Vereins angesichts der schlechten wirtschaftlichen Lage noch einen Zweck habe. Das Ende brachte 1935 ein Schreiben Haigers an den neuen Oberbürgermeister Hans Schwedhelm, wonach Hitler Festspiele in der Stadt Baden-Baden abgelehnt habe.[20] Rasch verlief sich nun der gewählte Vorstand, so dass das Amtsgericht einen behelfsmäßigen Vorstand bestellen musste.[21] Dieser regte die Auflösung des Vereins Symphoniehaus Baden-Baden an, am 16. Februar 1939 fasste die Mitgliedersammlung einstimmig den entsprechenden Beschluss. Die Liquidation der Vereinigung konnte im April 1940 abgeschlossen werden.[22]

Heute mag dahinstehen – hat doch der Erfolg viele Väter – wer nun anfangs der 1990er Jahre als erster auf die Idee gekommen ist, eine solche kulturelle Einrichtung ausgerechnet in enger baulicher Verbindung mit dem leer stehenden Bahnhof zu schaffen. Jedenfalls hat man unter Oberbürgermeister Ulrich Wendt, danach Oberbürgermeisterin Dr. Sigrun Lang, diesen Gedanken tatkräftig umgesetzt. Nach Vorlage des Konzepts für ein Konzert- und Opernhaus mit privat finanziertem Programm, aber ohne eigene Produktionen, fasste der Baden-Badener Gemeinderat im März 1995 den Grundsatzbeschluss für die

Realisierung. Die Finanzierung des Baus erfolgte anfangs über eine Betriebsgesellschaft. Die Stadt Baden-Baden wollte das Grundstück und ein zinsloses Darlehen einbringen, das Land Baden-Württemberg sollte jährlich 5 Millionen DM beisteuern als Rückfluss aus der Spielbankabgabe. Ein gemeinnütziger Freundeskreis formierte sich, um das Programm zu fördern, denn der Veranstaltungsbetrieb sollte ja ohne öffentliche Zuschüsse laufen. Der Architekt Wilhelm Holzbauer und seine Mitarbeiter entwarfen die Pläne für das neue Haus. Die ehemalige Schalterhalle des Bahnhofs wird zur Eingangshalle nebst Restaurant. Unmittelbar an die Rückfassade angebaut wächst, wesentlich den Altbau überragend, der Neubau mit dem Foyer und dem dahinter liegenden rechteckigen Zuschauerraum heran. Dieser bietet 2650 Sitzplätze, ist aber unterteilbar auf 1000, 1300 oder 1800 Plätze. Das Parkett verläuft leicht ansteigend, im hinteren Teil überwölbt von zwei übereinander liegenden Balkonen, die über ansteigende Sitzreihen verfügen. Rechts und links setzen sich diese Balkone in schmalen Seitenrängen fort.[23] Die Bühnenöffnung über dem Orchestergraben beträgt 21,5 x 10 m, somit können Schauspiele und Musikdarbietungen mit raumgreifenden Bildern und mit großer Besetzung stattfinden. Moderne Bühnentechnik verbindet sich mit vollkommener Akustik. 120 Millionen DM sind verbaut worden. Am 18. April 1998 hat man das Haus mit hoffnungsvollen Ansprachen eingeweiht.

Von Anbeginn war das Unternehmen auf lebhaften Widerspruch gestoßen. Vor allem waren es Bürger der Stadt, die ein wirtschaftliches Fiasko befürchteten. Diese Meinung teilte ein Großteil der Presse. Eine süddeutsche Zeitung warnte unter der Überschrift *Stadt im Kurschatten,* dass tief abstürzen könne, wer hoch hinauf wolle. Unter der Überschrift *Badisch Roulette* fragte eine überregionale Tageszeitung, wer denn dieses Festspielhaus brauche, ein andermal titelte dieselbe Zeitung *Phantom einer Oper.*[24] Ein Karlsruher Blatt mit Baden-Badener Ortsausgabe argwöhnte gar: *Nur ein Zauberer kann das Festspielhaus noch retten.*[25] In der Tat hatte die Einrichtung einen blamablen Fehlstart hingelegt. Eine unerfahrene Geschäftsleitung hatte die erwartete Gästeschar durch schwache Werbeaktionen, unbefriedigende Programmgestaltung und überhöhte Eintrittspreise verschreckt. Wichtige Mitglieder der Betriebsgesellschaft zogen sich nunmehr zurück. Sprichwörtlich in letzter Minute gelang es dem neu engagierten Intendanten Andreas Mölich-Zebhauser, mit Hilfe von großzügigen Sponsoren einen Konkurs abzuwenden und den Trend umzukehren. Der neue Leiter brachte seine reichen Beziehungen zu internationalen Künstlern und Bühnen ein, er öffnete das Haus für eine ganzjährige Spielsaison, er stutzte die Preise für die Plätze zurück. Besuchten im Jahre 1998 noch durchschnittlich 800 Personen je eine Vorstellung, so steigerte sich diese Durchschnittszahl innerhalb von fünf Jahren kontinuierlich auf 1725 Besucher. Dies bedeutet eine im Durchschnitt 85%ige Auslastung des Saals. In Sicht ist das gesteckte Ziel, das Haus demnächst ohne öffentliche Zuschüsse für das Programm zu betreiben.

Erstklassige Ensembles und ausgezeichnete Künstler sind aufgetreten. Nur ein kleiner Ausschnitt bekannter Namen kann präsentiert werden: Ballett der Scala Mailand, Ballet Teatro Espanol, Daniel Barenboim, Pierre Boulez, Senta Berger, Budapester Operettentheater, Gewandhausorchester Leipzig, Hélène Grimaud, Edita Gruberova, Hamburger Ballett John Neumeier, Thomas Hengelbrock, Patricia Kaas, London Philharmonic Orchestra, Mariinsky-Theater St.

Petersburg, Kurt Masur, Mireille Mathieu, Moskauer Kathedralchor, Anne-Sophie Mutter, Anna Netrebko, New York Philharmonic Orchestra, Thomas Quasthoff, Sir Simon Rattle, Christian Thielemann, Wiener Kammerensemble. Die Qualität der Darbietungen aller Kunstschaffenden hat maßgebend zum Aufstieg des Hauses beigetragen. Damit hat der Weg vom verlassenen Bahnhofsgebäude hin zum modernen Festspieltheater letztlich in ein Erfolgsmodell geführt.

Anmerkungen

1 L. Newhouse, Vorschlag zur Herstellung einer Eisenbahn im Großherzogthum Baden von Mannheim bis Basel und an den Bodensee, Karlsruhe 1833, S. 1, 99, vgl. a. S. 157 mit Kostenvoranschlag für eine Brücke über die Oos.
2 GLAK 421/16, S. 27–29.
3 GLAK 421/17.
4 Albert Kuntzemüller, Die badischen Eisenbahnen, 2. Aufl. 1953, S. 15.
5 Edmund Rebmann u. a., Das Großherzogtum Baden, Bd. 1, 1912, S. 686; Hermann Kraemer, Aus der Vergangenheit und Gegenwart des Dorfes Baden-Oos, 1929, S. 173.
6 Abb. in Badische Neueste Nachrichten, Ausg. B.-Baden, Nr. 121 v. 28.5.1994. Der alte Ooser Bahnhof wurde 1900 abgerissen und weiter nördlich der jetzige Bau errichtet.
7 Vhdlg. II. K. 1843–45, 13. B.H. S. 33; 5. P.H. S. 410, 425; Karl Müller, Ein Beitrag zur Geschichte des Eisenbahnwesens, 1904, S. 50.
8 RegBl 1838, S. 123; Reiner Haehling von Lanzenauer, Entstehung und Ausbau des badischen Enteignungsrechts im 19. Jahrhundert, Diss. Univ. Freiburg 1957, S. 61.
9 Hans-Joachim Clewing, Friedrich Eisenlohr, Diss. TH Karlsruhe 1968, S. 85 und Abb. 22, 23.
10 Verordnung über die Post- und Eisenbahnbetriebsverwaltung, RegBl 1854, S. 264; Karl Stiefel, Baden 1648–1952, Bd. II 1977, S. 1532.
11 Hermann Fecht, Aus den Lebenserinnerungen eines badischen Beamten, GLAK 65/11866, AS 33; zur Biographie Fischers vgl. Reiner Haehling von Lanzenauer, AQUAE 2004, S. 19.
12 Charles Lallemand u. a. (Hg.) Le Mercure de Bade 1861, S. 18; Oskar Rößler, Die Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden, Gedenkblatt, Städt. Kurverwaltung Baden-Baden 1910; Rolf Rößler, AQUAE 2006, S. 77.
13 Übersichten zur Entwicklung des Bahnverkehrs bei Johann Loeser, Geschichte der Stadt Baden, 1891, S. 422; Rolf Gustav Haebler, Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, 1969, Bd. II, S. 422.
14 Grundrisse, Seitenansichten und Abbildungen bei Peter Findeisen, Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 1988, S. 61; s. a. Karl-Friedrich Ohr, Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1998, S. 147.
15 Badisches Tagblatt Nr. 217 v. 20.9.1975.
16 Badische Neueste Nachrichten, Ausg. B.-Baden, v. 4.5.1985.
17 Rolf Gustav Haebler, Geschichte der Stadt und des Kurorts Baden-Baden, II. Bd, 1969, S. 143.
18 StadtA B.-Baden 26/14-82.
19 Abbildung in StadtA B.-Baden 02-229/001.
20 StadtA B.-Baden (Anm. 18) Brief vom 19.10.1935: *Ende vorigen Jahres hatte Frau Professor Troost die Freundlichkeit, die Symphoniehausangelegenheit dem Führer vorzutragen. Die Stellungnahme des Führers ist folgende: 1. Baden-Baden kommt für die Durchführung des Gedankens nicht in Frage …*
21 Amtsgericht I B.-Baden, Beschluss vom 22.12.1938 – Ver. Reg. OZ 79 –.
22 StadtA B.-Baden (Anm. 18) vgl. Ende der Akte.
23 Grundriss und Seitenschnitt bei Ulrich Coenen, Von Aquae bis Baden-Baden, 2008, S. 610 f.
24 Süddeutsche Zeitung Nr. 72 v. 27.3.1998; FAZ Nr. 91 v. 20.4.1998 und Nr. 198 v. 27.8.1998.
25 Badische Neueste Nachrichten Nr. 175 v. 1./2.8.1998.

Anschrift des Autors:
Dr. Reiner Haehling
von Lanzenauer
Hirschstraße 3
76530 Baden-Baden

Robert Gerwig und die politische Kultur des 19. Jahrhunderts

Michael Tocha

Robert Gerwig aus Karlsruhe war nicht nur Bahnbauer, sondern auch Politiker. Als Abgeordneter im Landtag und im Reichstag kümmerte er sich um die wirtschaftliche Entwicklung und setzte sich dafür ein, dass das Reichstagsgebäude in der Form gebaut wurde, die wir kennen. In seinen Tätigkeitsfeldern antwortete er auf Herausforderungen der Zeit und nutzte den vorhandenen Gestaltungsspielraum. Insofern ist er Repräsentant seiner Epoche; in seinem Wirken werden Strukturen, Regeln, Konflikte und Denkweisen – die »politische Kultur« – Badens und des Kaiserreichs beispielhaft erkennbar.

Gerwigstraßen, Gerwig-Schulen, Gerwigfelsen, Gerwig-Musical. Gerwig baute die Schwarzwaldbahn – hatte er nicht wenigsten einen Steinmetz bei sich, möchte man in Anspielung auf Brechts lesenden Arbeiter fragen. Selbstverständlich ist die Bahnlinie das Werk vieler, angefangen bei den ersten Planern in den 40er Jahren über die Abgeordneten der Zweiten Kammer, die die Baukosten genehmigten, bis zu den Tausenden von Arbeitern, Einheimischen und Italienern, die die Trassen in die Hänge und die Tunnel durch die Felsen trieben. Und Gerwig? Die Bahn würde es auch ohne ihn geben – allerdings nicht so, wie sie ist; vielleicht hätte sie Spitzkehren, mehr Dämme und Brücken und weniger Tunnel. Die Vorgaben kamen aus Karlsruhe, aber Gerwig hat sie in einer bis dahin nicht gekannten Weise bautechnisch umgesetzt. Daher gilt die Schwarzwaldbahn als sein Hauptwerk, das ihm bis heute zum Ruhm gereicht.

Die Person des Schöpfers aber geht nie ganz in seinem Werk auf. Wenn in den zahlreichen Artikeln, die sich mit Gerwig befassen, zu Recht der Bahnbauer im Mittelpunkt steht, werden damit andere Zugriffe und Themen an den Rand gedrängt. Wer sich mit Gerwig als historischer Persönlichkeit befasst, kommt jedoch rasch auf den für alle Biografien gültigen Grundsatz, dass er in mehr als einer Hinsicht Tendenzen und Möglichkeiten seiner Zeit verkörpert. Diese Linie soll hier verfolgt werden. Es geht nicht um Gerwig als Individuum, den bloßen Lebenslauf, seine Persönlichkeitsmerkmale oder gar sein »Genie«. Leitperspektive sind vielmehr überpersönliche Bedingungen: Robert Gerwigs Werdegang und Wirken werden in Beziehung gesetzt zu den politischen Verhältnissen und wirtschaftlichen Entwicklungen seiner Zeit, wodurch er Kontur gewinnt als ein am Fortschritt orientierter und politisch aktiver Bürger. So öffnet sich von seinem Lebensweg und seinen Leistungen aus auch ein Fenster zur politischen Kultur des 19. Jahrhunderts in Baden und im Kaiserreich.

Gerwig um1880 (Nachlass Julius Hölder, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Q 1/37)

Gerwig, der Staatsdiener

Der erste Gesichtspunkt, der auffällt, ist Gerwigs Bindung an den Staat. Staat bedeutet hierbei zwar nicht ausschließlich, aber in erster Linie den Einzelstaat im Deutschen Bund und Reich, also Baden. Der Dienst am Staat war ihm gewissermaßen schon in die Wiege gelegt: Sein Vater war großherzoglich-badischer Ministerialrevisor. Auch sein jüngerer Bruder begab sich in den Staatsdienst und brachte es zum Ministerialrat im badischen Finanzministerium. Robert selbst (geb. 1820) besuchte 1834 nach der Realschule die Polytechnische Schule, die spätere Technische Hochschule, in Karlsruhe. Diese war 1825 aus der Zusammenlegung der von Johann Gottfried Tulla gegründeten Ingenieurschule mit der Bauschule Friedrich Weinbrenners entstanden. Ihr Vorbild war die Pariser École Polytechnique von 1794, die Tulla 1801 kennengelernt hatte. Deren Zweck bestand darin, auf modernen wissenschaftlichen Grundlagen Offiziere und Baubeamte für den Staat heranzubilden. Zwar waren jetzt in Karlsruhe die Zeiten vorbei, wo die Studenten als künftige Staatsdiener in Uniform herumliefen und einem strengen Reglement unterworfen waren, weil die Schule zunehmend auch Ingenieure für die sich entwickelnde private Industrie ausbildete.[1] Die Bildung von technischen Beamten für den Staat blieb aber eine wichtige Aufgabe. Es wird deutlich, dass der Baufachmann ein Produkt der Bildungspolitik seiner Zeit war; der badische Staat stellte die Grundlagen dafür bereit, dass Gerwig werden konnte, was er später war.

1839 bestand Gerwig die schulische Abschlussprüfung, eine Art Abitur, »mit sehr großem Erfolg«, 1841 legte er das Staatsexamen für Ingenieure ab. Heute würde jemand wie er sich vielleicht bei Hochtief, Strabag oder Bögl bewerben, Gerwig aber begab sich als Praktikant der Oberdirektion für Wasser- und Straßenbau in den Staatsdienst. 1846 erhielt er die »Staatsdienereigenschaft« und heiratete Caroline Beger, auch sie Tochter eines Beamten, nämlich des Direktors der Hofdomänenkammer Carl Ludwig Beger. 1851 wurde er Assessor, was die »Unwiderruflichkeit der Staatsanstellung dieses Beamten« beinhaltete, 1853 Baurat, 1863 Oberbaurat, 1871 Baudirektor.[2] Die letztere Ernennung hängt mit Verlockungen aus der Privatwirtschaft zusammen: 1871 bietet ihm der Schweizer Eisenbahnmagnat Alfred Escher den hochdotierten Posten des Oberingenieurs bei der

Bötzbergbahn an; Gerwig bittet um zwei Jahre Urlaub, das Ministerium lehnt mit Hinweis auf die laufenden Bauarbeiten im Schwarzwald ab, befördert ihn aber und erhöht sein Gehalt.[3] Als Escher ihn 1872 zum Oberingenieur der Gotthardbahn machen will, unterbricht Gerwig seine Beamtenkarriere und reicht die Kündigung ein. Zum Abschied erhält er das Kommandeurskreuz II. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen, vor allem aber die Zusicherung, nach Abschluss des Bauprojekts in den badischen Staatsdienst zurückkehren zu können. Als er in der Schweiz zunehmend Schwierigkeiten bekam, machte er 1875 von dieser Möglichkeit Gebrauch und trat als Kollegialmitglied und Vorstand der technischen Abteilung in die Generaldirektion der Staatseisenbahnen ein.[4]

Förderer von Gewerbe und Verkehr

Gerwigs Beamtenstellung ist der Rahmen und die Voraussetzung für seine Tätigkeit beim Bau von Verkehrsverbindungen in Baden. Diese soll als zweiter Schwerpunkt unserer Überlegungen dargestellt und in die staatlichen Antworten auf die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Zeit eingeordnet werden. Er fing an und wurde berühmt als Bahnbauer: 1841–1844 war er bei verschiedenen Dienststellen im Mittelabschnitt der Rheintalstrecke Mannheim–Basel beschäftigt. 1859 plante und baute er die Rheinbrücke zwischen Waldshut und Koblenz, 1860–1863 die Fortsetzung der Hochrheinbahn von Waldshut nach Konstanz. Mit Planung und Bau der Schwarzwaldbahn war er 1863–1872 befasst; zur offiziellen Eröffnung der durchgehenden Verbindung 1873 konnte er wegen seiner Pflichten am Gotthard nicht anreisen.[5] Sein letztes Projekt war die Höllentalbahn 1884–1887, deren Vollendung er nicht mehr erlebte (er starb 1885). Neben den Eisenbahnlinien plante und betreute er den Bau von Straßen, so die Albtalstraße von Albbruck nach St. Blasien ab 1853, die Verbindung Obersimonswald–Furtwangen (1855–1857), den Reichenaudamm (1856–1858) und die Straße von Vöhrenbach über die Friedrichshöhe nach Villingen (1859–1863).

Die Infrastrukturmaßnahmen, für die Gerwig verantwortlich war, fügen sich in ein Gesamtkonzept ein. In England wurden die Eisenbahnen entlang schon bestehender großer Verkehrswege gebaut. In Deutschland dagegen waren sie ein Mittel, Handel, Industrie und Verkehr überhaupt erst hervorzubringen. Deshalb betrachteten die liberalen Verwaltungen der Einzelstaaten den Bahnbau neben der Zoll- und der Bildungspolitik als zentrale Maßnahme zur Belebung der Wirtschaft. Das war auch durch die Förderung und Kontrolle von Privatbahnen zu erreichen, aber erst wenn der Staat selber die Bahnen baute, konnten Gemeinwohl und die Hebung des Lebensstandards in allen Landesteilen Vorrang vor privaten Profitinteressen gewinnen: Nur der Staat war bereit, notwendige, aber unrentable Strecken zu bauen, die dann aus den rentablen subventioniert wurden.[6] Baden im Allgemeinen und die Schwarzwaldbahn im Besonderen bieten für diese These reichlich Anschauungsmaterial. Waren die meisten Bahnen in Deutschland bis zur Reichsgründung Privatbahnen, so hatte der badische Landtag schon 1838 beschlossen, die Eisenbahn gänzlich als Staatsbahn zu betreiben. Ihr Ausbau, an dem Gerwig fast von Anfang an beteiligt war, folgte einer nachvollziehbaren Systematik: Zuerst wurde das Großherzogtum von Nord nach Süd durch die Hauptbahn Mannheim–Basel erschlossen (1840–1855), dann »Un-

Gerwig am Nivelliergerät auf der Triberger Tunnelbaustelle, November 1868 (Foto: Carle, Triberg)

ter-« und »Oberland« durch Odenwaldbahn (1862–1866), Hochrheinbahn (1855–1863) und Schwarzwaldbahn (1865–1873). Alle diese Strecken führten durch mehr oder weniger strukturschwache Gebiete, die wirtschaftliche Impulse durch den Bahnbau gut gebrauchen konnten. Überdies ist die Schwarzwaldbahn auch eine ausgesprochen politische Verbindung und zeigt, was »Partikularismus der Schiene« bedeutet. Letztlich ist sie in Verlauf und Ausstattung nur aus den Grenzlinien und den Integrationsbedürfnissen des badischen Staats zu erklären. Eine Versammlung von Interessenten in Villingen brachte solche Überlegungen schon 1844 in einer Petition an Regierung und Kammern auf den Punkt und legte dar, »dass das badische Oberland in Gefahr sei, durch Württemberg und die Schweiz umgangen zu werden, wenn es nicht auch das neue Verkehrsmittel erhielte.«[7] Und eine Petition aus Donaueschingen von 1846 befürchtete gar, dass, wenn die erbetene Schwarzwaldbahn nicht bald gebaut würde, »das ganze Oberland von Offenburg durch das Kinzigtal bis nach Konstanz unrettbar verloren« sei.[8] Hätte es die damaligen Ländergrenzen nicht gegeben, wären Konstanz oder Singen wohl kaum quer durch den Schwarzwald hindurch auf Offenburg und die Hauptstadt Karlsruhe hin, sondern den Neckar hinab Richtung Stuttgart oder die Donau hinab Richtung Ulm an die Hauptverkehrsströme angebunden worden. Und wenn doch eine Schwarzwaldbahn, dann wäre sie über Schramberg, also einen Zipfel von Württemberg, und nicht über Triberg geführt und nicht so aufwändig als Hauptbahn mit einer Trasse für zwei Gleise und geringen Steigungen gebaut worden, wie Gerwig es dann getan hat.

Der Bahnbauer als Uhrmacher? Gerwigs Intermezzo in Furtwangen passt nur auf den ersten Blick nicht in den dargelegten Zusammenhang. 1850 setzte ihn das Innenministerium per Erlass als provisorischen Direktor der neuen Uhrmacherschule ein. Sie war

gegründet worden, um dem kriselnden Uhrmacherhandwerk wieder aufzuhelfen. Gerwig dürfte von der neuen Aufgabe nicht gerade begeistert gewesen sein, musste er doch eine Tätigkeit ausüben, die ihm als Bauingenieur kaum lag. Immerhin brauchte er Karlsruhe nicht gegen den abseitigen Flecken im tiefen Schwarzwald einzutauschen, sondern konnte weiterhin für die Oberdirektion tätig sein und Bauaufträge übernehmen; in Furtwangen hielt er sich nur gelegentlich auf.[9] Dennoch setzte er hier einige Impulse: Er rief die »vaterländischen Künstler« auf, ein neues Uhrengehäuse zu entwerfen, woraus die »Bahnhäusleform« als Inbegriff der Schwarzwälder Kuckucksuhr hervorging[10]; er brachte 1852–1856 das »Gewerbeblatt für den Schwarzwald« heraus, und er richtete Schulungskurse für die heimischen Stroh- und Korbflechter ein.[11] Gerwig verließ seinen Posten in Furtwangen auf eigenen Wunsch 1857, die Schule wurde 1863 geschlossen. Warum das geschah, lässt sich nicht mehr klären, die Akten sind im Zweiten Weltkrieg verbrannt. Öfter wird als Grund angegeben, die Uhrmacher hätten wieder gute Geschäfte gemacht, die Schule habe also unter Gerwigs Leitung ihren Zweck erfüllt.[12] Doch da sind Vorbehalte angebracht. Das Problem des Schwarzwälder Uhrengewerbes, die industriell gefertigte und dadurch deutlich billigere »Amerikaneruhr«, war ja nicht durch ein neues Uhrengehäuse aus der Welt zu schaffen. Worin die Lösung bestand, konnte man zur gleichen Zeit in der unmittelbaren Nachbarschaft sehen, als in Villingen und Schwenningen und dann vielen weiteren Orten Uhrenfabriken gegründet wurden. Die Epoche der Heimarbeit war vorbei, der Industrie gehörte die Zukunft. Diese aber brauchte die Eisenbahn als Schrittmacher. Bahnbau und Industrialisierung statt handwerklicher Produktion: Vielleicht hat Robert Gerwig diese Zusammenhänge erkannt und das sinkende Schiff beizeiten verlassen. Damit begann seine große Zeit als Erbauer von Bahnlinien.

Abgeordneter im Landtag und im Reichstag

Ein dritter großer Gesichtspunkt ergibt sich aus der Tatsache, dass Gerwig fast sein halbes Leben lang nationalliberaler Parlamentarier war: Über zwanzig Jahre (1855–1878) vertrat er mit Unterbrechungen die Wahlkreise Wolfach–Hornberg–Triberg–Furtwangen, später Pforzheim, in der Zweiten Kammer des badischen Landtags, neun Jahre saß er für den badischen Wahlkreis 2, Triberg–Villingen–Donaueschingen–Bonndorf–Engen, im Reichstag (1875–1884). In fast allen Artikeln wird diese Tätigkeit eher beiläufig erwähnt, im Mittelpunkt steht immer der Bahnbau. Das ist angesichts der Komplexität dieses Lebens eine Verkürzung; zu einem Gesamtbild gehört die Frage, inwieweit Gerwig auch den Typus des liberalen Bürgers mit Anspruch auf Partizipation verkörpert. Leider gibt es keine Quellen, aus denen parteiinterne Meinungsbildung und informelle Vorentscheidungen rekonstruiert werden könnten, da die Nationalliberale Partei ihre Akten bis 1903 nicht archivierte.[13] Wir wissen daher z. B. nicht, ob Gerwig in Karlsruhe oder seinen Wahlkreisen Mitglied eines nationalliberalen Vereins war. Jedenfalls war er nicht nur der Beamte, der Aufträge von oben technokratisch-effizient umsetzt, sondern wollte selber gestaltend in Entwicklungen eingreifen. Darin könnte der heutige Beobachter ein verfassungsrechtliches Problem sehen: Wo bleibt die Gewaltenteilung, wenn sich Gerwig z. B. 1864 als gewählter Abgeordneter in der Zweiten Kammer in einer leidenschaftlichen Rede für die Finan-

zierung der Schwarzwaldbahn einsetzt[14] – die er kurz darauf als beamteter Ingenieur selber baut? Jedoch sieht die badische Verfassung von 1818 in § 37 Abs. 3 ausdrücklich vor, dass Staatsdiener Abgeordnete werden können. Tatsächlich kam mehr als die Hälfte der Deputierten aus dem Staatsdienst[15]; eine Gewaltenteilung war nur in Ansätzen verwirklicht.

In den Reichstag wurde Robert Gerwig vier Mal gewählt. 1875 erhielt er 64,05%, 1877 68,46%, 1878 63,33%, 1881 53,42% der Stimmen.[16] Angesichts des politische Klimas und der Konflikte der 70er Jahre erscheint bemerkenswert, dass ein katholisch geprägter Wahlkreis wie Donaueschingen–Villingen mitten im Kulturkampf einen evangelischen Nationalliberalen, also einen ideologischen Gegner des Katholizismus, nach Berlin entsandte. Das blieb noch so bis über die Jahrhundertwende hinaus: Donaueschingen–Villingen war der letzte badische Wahlkreis, den das Zentrum den Liberalen 1905 abjagen konnte.[17] Wir stoßen hier auf einen Sonderfall der politischen Kultur in Deutschland: In Baden, obwohl zu zwei Dritteln katholisch, war der Liberalismus während der zweiten Jahrhunderthälfte die tonangebende politische Kraft – »gut badisch sein heißt liberal sein.«[18] Zwar führten die Kulturkämpfe der 60er und 70er Jahre auch hier zu einem Aufschwung der Katholischen Volkspartei (ab 1888 Zentrum), die Nationalliberalen konnten ihre Vorherrschaft jedoch behaupten. Gerade auch Donaueschingen war eine ihrer Hochburgen mit dem zweitgrößten nationalliberalen Bezirksverein im ganzen Land.[19] Die herausragende Persönlichkeit war hier der Hofapotheker Ludwig Kirsner (1810–1876), der zur Führungsspitze der badischen Nationalliberalen gehörte. Er war 1871 auch der erste Abgeordnete seines Heimatwahlkreises im Reichstag, schied jedoch 1874 aus und widmete sich wieder verstärkt der Landespolitik. Sein Nachfolger wurde der bekannte Staatsrechtslehrer Robert v. Mohl. Als dieser 1875 starb, mussten die Nationalliberalen eine Persönlichkeit von ähnlichem Format in die Ersatzwahl schicken, und wer konnte da aussichtsreicher antreten als der politisch gemäßigte Robert Gerwig, der die Region erst zwei Jahre zuvor mit einer grandiosen Bahnlinie an Nation und Welt angeschlossen hatte? Der Furtwanger Gemeinderat brachte die vorherrschende Stimmung im Dezember 1875 in einer Wahlempfehlung auf den Punkt: Alle anderen Rücksichten müssten zur Seite treten, alle politischen Fragen außer Acht gelassen werden, es gehe ausschließlich um die industriellen Interessen der Region, und die seien bei Gerwig in den allerbesten Händen.[20]

Im Reichstag ergriff Gerwig das Wort zu Themen, die seine Sachkenntnis berührten. In seinem ersten Redebeitrag am 6. Dezember 1876 sprach er sich dafür aus, die Aufsicht über die Schifffahrt auf dem Rhein beim Reichskanzleramt anzusiedeln. Während andere Redner darin eine politische Grundsatzfrage, nämlich die nach Reichs- oder Länderkompetenz, erkannten, begründete Gerwig seine Stellungnahme ausschließlich technisch und mit Effizienzüberlegungen.[21] Auch in späteren Debatten war der Rhein für Gerwig ein wichtiges Anliegen. Noch häufiger freilich meldete er sich in Fragen des Eisenbahnwesens zu Wort. In der Haushaltsdebatte am 29. März 1878 plädierte er für eine nachhaltigere Beteiligung des Reichs am Bau der Gotthardbahn, am 1. April 1878 sprach er als Berichterstatter über Rentabilität und Ausbau der elsass-lothringischen Bahnen. Stets befasst er sich mit Finanzierung, Beamtenstellen und Tarifen; seine Redebeiträge sind sachorientiert und detailreich, nur selten hören wir bei ihm grundsätzliche Positionen

heraus. So lässt er seine Auffassung über den technischen Fortschritt und die Rolle des Staates in der Wirtschaft erkennen, als er sich am 29. April 1879 für den Ausbau der Telegrafie einsetzt: Die Wissenschaft habe glänzende Fortschritte gemacht, in Zukunft werde man nur noch unterirdische Telegrafenlinien anlegen, »und Sie wissen ja, daß andere Staaten dem vorleuchtenden Beispiel von Deutschland folgen werden.« Gleichzeitig beklagt er mangelnden Einsatz für Zukunftsaufgaben: »Plötzlich läßt der Staat die Flügel hängen, er will keine Eisenbahnen, keine Kanäle, keine Straßen mehr bauen, er will keine Telegraphenlinien mehr anlegen, man sagt immer, wir müssen nur sparen. Aber, meine Herren, wenn wirklich Noth im Volke ist, wenn es an Arbeit fehlt, wer ist denn als der erste berufen zu helfen? Das ist der Staat, er muß, so weit es irgend zulässig erscheint, dafür eintreten, daß durch öffentliche Arbeiten Beschäftigung gegeben wird.«[22] Hier spricht weniger der Liberale als der Keynesianer *avant la lettre.* Wenig liberal klingt es auch, wenn er am 1. Juli 1879 Schutzzölle auf Strohbänder für die Strohhutproduktion fordert: Die Freigabe der Zölle habe »zum Verfall dieser achtbaren Beschäftigung von weiblichen Personen in den Bergdistrikten« beigetragen, aber auch »die inzwischen aufgetretene Konkurrenz aus China. In China werden auch durch Personen der niederen Klasse, die man wohl unter den Namen Kulis zusammenfassen darf, Strohbänder gemacht. Daß diese dort nicht theuer zu stehen kommen, daß sie über England zu uns in kolossaler Masse hereingeführt werden, daß manche Strohhutfabrikanten lieber diese wohlfeilen chinesischen Geflechte kaufen, wenn sie auch damit die inländische Industrie unterdrücken, das ist etwas thatsächliches.«[23] Man sieht, dass die Politik schon vor über hundert Jahren durch die Folgen der Globalisierung gefordert war und liberale Grundsätze dabei ins Wanken geraten konnten. Deutlich wird in diesen Redebeiträgen aber auch, dass Gerwig die Erwartungen, er werde sich im Reichstag für die industriellen Interessen seines Wahlkreises und des Landes einsetzen, erfüllte.

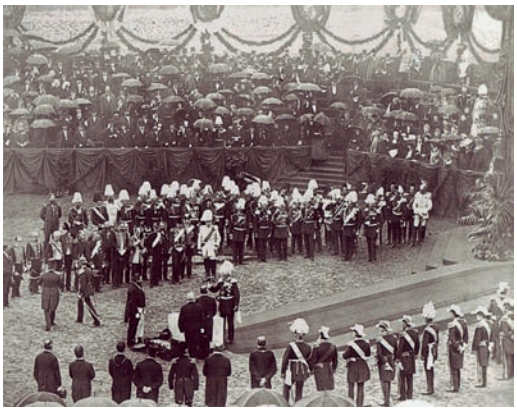
Im Bau eines Reichstagsgebäudes fand Gerwig die Gelegenheit, sich auch auf dem Gebiet der Architektur einen Namen zu machen. Dabei war der rheinische Zentrumsabgeordnete Dr. August Reichensperger der Gegenspieler, an dem er sich immer wieder abarbeitete – ungewöhnlich für den sonst so sachlichen Gerwig. Reichensperger war ein leidenschaftlicher Verfechter des gotischen Baustils, Renaissance und Klassizismus lehnte er ab. Auch für das neue Parlamentsgebäude wollte er einen gotischen Entwurf, während die vorliegenden Pläne einen Bau im Stil der italienischen Renaissance, der Herrschaftsarchitektur des Kaiserreichs, vorsahen. In zahllosen Reden hatte er diese Meinung vorgetragen und dabei die Geduld seiner Zuhörer wohl des Öfteren auf die Probe gestellt. In der Sitzung vom 26. Juni 1879 sprach er sich dafür aus, mit dem Bau noch zu warten, und dafür finanzielle, aber auch ästhetische Gründe angeführt. Gerwig widersprach und legte sogar einen Schuss Pathos in seine Worte: »Meine Herren, ich kann mich solchen Gedanken durchaus nicht anschließen; ich freue mich, dass heute noch ein Strahl der nationalen Begeisterung, welche seiner Zeit in diesem Hause herrschte, als man sich für ein monumentales, der deutschen Nation würdiges Haus aussprach, zu uns hereindringt.«[24] Er plädierte dafür, das Vorhaben der Budgetkommission zu übergeben und es dadurch zu beschleunigen. Selbst in einer Debatte über ein ganz anderes Thema, nämlich die Rheinkorrektion (17. März 1880), konnte sich Gerwig eines Seitenhiebs auf seinen Wi-

derpart nicht enthalten: »Ich als Techniker bin noch schuldig, eine kurze Bemerkung dem Herrn Abgeordneten Reichensperger zu machen. Es hat mich schon oft gedrückt, wenn er den allein seligmachenden gothischen Styl uns hier vorgepriesen und alles schlecht geheißen hat, was ihm nicht dahin paßt.« Nun habe er auch noch die Wasserbautechniker schlecht gemacht, und er wundere sich schon sehr, dass er sich auch auf diese Materie geworfen habe. »Denn ich glaube, wenn er den Wunsch hegt, daß es mit dem Rhein anders werde, so ist das nicht Gothik – das ist Renaissance.« Das Protokoll verzeichnet Heiterkeit.[25] Am 9. Juni 1883 debattierte der Reichstag den Entwurf des Architekten Paul Wallot, der einen monumentalen Renaissancebau vorsah; eine Jury, der auch Gerwig angehörte, hatte ihm den ersten Preis zuerkannt. Reichensperger begründete noch einmal seine Ablehnung: Die italianisierende Renaissance habe keine Wurzeln in der deutschen Geschichte, sie stamme aus einer Zeit, in der der Fürstenabsolutismus die Volksfreiheit vernichtet habe, die gotische Kunst dagegen sei germanischen Ursprungs und habe im ganzen christlichen Abendland geherrscht. Der neue Bau sei allzu palastartig, und er wünsche sich »fast das Glück dazu, so gern ich auch jünger sein möchte, daß ich nicht in den Reichstagspalast einziehen werde, ja, werde einziehen können.« Gerwig antwortete unmittelbar und führte aus, jede Zeit habe ihren Stil, das Parlamentshaus werde »ein Zeichen der Kunstrichtung sein, in der wir eben jetzt leben.«[26] Gemeinsam mit anderen Abgeordneten brachte er den Antrag ein, der Reichskanzler möge mit der Parlaments-Baukommission dafür sorgen, dass der Entwurf Wallots ausgeführt werde, und schloss seine Rede mit einem Kommentar »auf die melancholische Bemerkung des Herrn Abgeordneten Reichensperger, daß er nicht mehr erleben möge, in dem neuen Hause sein zu müssen. Im Gegentheil, ich will von Herzen wünschen und hoffen, daß es ihm ebenfalls vergönnt sei, in diese Hallen der Renaissance des wiedererstandenen deutschen Reiches einzutreten und daß er sich dann […] hoch darüber freuen wird, daß es endlich dem deutschen Volke gelungen ist, auch ein äußeres Zeichen seiner Einigung gefunden zu haben. Ich bin fest davon überzeugt, es wird ein hoher Festtag für alle deutschen Stammesgenossen, für alle, die unter diesem Zeichen geeint sind, sein, wenn zum ersten Mal eingetreten wird in diese Hallen; es wird dann das hoch über der Kuppel wehende schwarz-weiß-rothe Banner uns alle mit Stolz erfüllen.«[27] Das Protokoll verzeichnet Bravo-Rufe – das einzige Mal nach einer Rede von Gerwig.

In diesen Rededuellen wird deutlich, dass es um mehr geht als nur um persönliche Vorlieben. Gotik oder Renaissance – das ist im Kern die ideologische Frage, an welche Tradition das deutsche Volk anknüpfen und welches Selbstbild es in seinem wichtigsten staatlichen Bauwerk zum Ausdruck bringen wollte. Beide Seiten wollten ein Gegenwartsbedürfnis durch eine Geschichtskonstruktion absichern, wofür das Zeitalter des Historismus gleich mehrere Optionen bereithielt. Die Gotik hochzuschätzen bedeutete, sich am 13. Jahrhundert zu orientieren, als sich die großen Nationen Europas herausbildeten, aber durch das Band des gemeinsamen katholischen Glaubens geeint waren. Die Deutschen im mittelalterlichen Reich, so glaubte man besonders nach den Freiheitskriegen, hätten sich jene Baukunst in besonderer Weise anverwandelt und sie zu Vollendung gebracht. Daher galt die Gotik ungeachtet ihrer französischen Ursprünge als »altdeutscher« Nationalstil. In der italienischen Renaissance dagegen traten der sakrale Sinngehalt und die volkstümlich-organische Auffassung zurück, sie betonte mit ihren

wuchtigen Rathäusern und Palazzi mit Bossenmauerwerk die Macht von Städten und Adelsgeschlechtern. Dieser Stil hatte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland begonnen, sich für Säkularbauten durchzusetzen, zunächst bei Banken, später auch Staatsgebäuden. Seiner Formensprache wurde die Kraft und Vornehmheit zugeschrieben, die Macht des Deutschen Reiches zum Ausdruck zu bringen.[28] Deshalb herrschte weitgehend Einigkeit, dass auch der neue Reichstag so zu errichten sei. Reichensperger mit seiner Gotikbegeisterung war ein Rufer in der Wüste, fast alle wollten einen monumentalen Baukörper, der Sieg, Einheit und Überlegenheit der Deutschen eindrucksvoll verkündete. Gerwig macht sich also zum Sprecher des »mainstream«, wenn er für die Florentiner Renaissance Partei ergreift, und seine Formulierungen belegen, dass er sich mit deren ästhetisch-politischer Aussage identifiziert. Letztlich sind seine Argumente wie immer pragmatisch: Sie trifft nun einmal den Geschmack der Zeit, und sie ist geeignet auszudrücken, was sie ausdrücken soll. Er hält Reichensperger entgegen, »Wir können nicht aus der Vergangenheit schöpfen«[29] und übergeht damit, dass auch die Neo-Renaissance ein Geschichtskonstrukt ist: nur die Gotik ist Vergangenheit, Renaissance ist jetzt. Eine Auseinandersetzung mit ihren ästhetischen Qualitäten und historischen Voraussetzung, wie sie Reichensperger so ausgeprägt betreibt, finden wir bei Gerwig nicht.

Durch seine Reden im Parlament und durch seine Tätigkeit in der Baukommission hat Gerwig dazu beigetragen, dass das neue Reichstagsgebäude nach dem Wallot-Entwurf im Stil der Renaissance verwirklicht wurde. Deshalb finden wir ihn, am Ende seiner Karriere als Abgeordneter und auch schon am Abend seines Lebens, unter den Ehrengästen Kaiser



Grundsteinlegung des Reichstagsgebäudes am 9. Juni 1884 durch Kaiser Wilhelm I. Unter den Ehrengästen (auf der Tribüne, mit Regenschirmen) war auch Robert Gerwig. (Foto: Ottomar Anschütz)

Wilhelms I. bei der Grundsteinlegung am 9. Juni 1884. Ironie des Schicksals: Reichensperger († 1895) erlebte die Vollendung des Baus zehn Jahre später noch mit, Gerwig († 5. Dezember 1885) war das nicht mehr vergönnt.

Robert Gerwig gehört weder zu den herausragenden Parlamentariern des Kaiserreichs, noch war er ein Hinterbänkler. In den neun Jahren seiner Tätigkeit im Reichstag hat er Zeichen gesetzt und ein Profil entwickelt. Dieses besteht zum einen in einer pragmatischen, an sachlichen Notwendigkeiten orientierte Sichtweise. Die Themen, zu denen er sprach, kannte er bis ins Detail; sein Satz »Ich als Techniker« charakterisiert seine Tätigkeit im Reichstag. Immer ging es darum, Projekten zum Durchbruch zu verhelfen, nicht darum, solche zu bremsen. Dabei fällt auf, dass er von Sparsamkeit des Staates offenbar nicht so viel hielt. Während andere Redner mahnend an die Kosten erinnerten, sprach sich Gerwig stets dafür aus, die veranschlagten Mittel auszugeben. Zeigt sich darin eine Prägung durch die badischen Verhältnisse? Be-

kanntlich war ja die badische Staatsbahn mit ihren aufwändigen Trassen und Doppelspuren diejenige mit dem größten kilometrischen Anlagekapital, d. h. jeder Streckenkilometer war hier teurer als irgendwo sonst in Deutschland. Vielleicht hatte der Kommentator der Schweizer »Grenzpost« 1875 beim Ausscheiden Gerwigs aus der Bauleitung der Gotthardbahn dessen Ausgabenfreude zwar polemisch, aber doch richtig hergeleitet, als er schrieb: »Herr Gerwig stammt aus der badischen Staatsingenieurschule, welche dafür bekannt ist, daß sie sehr solid und sehr schön baut, aber um die Kosten sich blutwenig kümmert. Das Geld ist ihr nur ein Chimäre, und beim Staatsbau allein ist's ihren Zöglingen deßhalb recht wohl, weil dort ein einfacher Landtagsbeschluß stets neues Geld herschafft, wie weiland der Stab Mosis Wasser aus dem Felsen schlug. So soll denn auch das Meisterstück Gerwig's, die Schwarzwaldbahn von Donaueschingen nach Offenburg, eine prachtvolle Anlage sein, aber heidenmäßig viel Geld gekostet haben.«[30] Die ausgeprägte Sachorientiertheit Gerwigs schließlich verleitet zu dem Schluss, er sei ein unpolitischer Abgeordneter gewesen. In der Tat gibt es nur wenige Äußerungen von ihm, die grundsätzliche politische Einstellungen zeigen. Ihm ging es um die Rheinkorrektion, die Finanzierung der Gotthardbahn, die Frachttarife für Weißblech und die Kuppel über dem Reichstag, aber er stritt nicht für mehr Rechte für die Abgeordneten unter dieser Kuppel. Dennoch wäre es verfehlt, ihn unpolitisch zu nennen. So wie er sich für die Renaissance als den offiziellen Baustil einsetzte, weil sie modisch und imposant war, so war er auch ein Anhänger der bestehenden Herrschaftsordnung mit ihrer siegesdeutschen Selbstdarstellung. Auch als Parlamentarier blieb er der Staatsdiener, als der er einst angetreten war, und zeigt Züge des süddeutschen »Geheimratsliberalen«, eines aufgeklärten und für die Entwicklungstendenzen und Ideen der Zeit aufgeschlossenen Beamten, für den aber die Erhaltung der Ordnung und der Autorität des Staates das oberste Ziel darstellt.[31] Mochten Bamberger und Bebel, Virchow und Windthorst mit Bismarck streiten und die politischen Zustände kritisieren, Gerwigs Sache war das nicht, ihm ging es um die Verbesserung der materiellen Verhältnisse durch und für den Staat. Er richtete sich im Gehäuse des Konstitutionalismus ein und wusste die Möglichkeiten, die dieser trotz aller Beschränkungen bot, wirksam zu nutzen. Das ist auch politisches Verhalten und im Kaiserreich eher die Norm als die Ausnahme.

Anmerkungen

1 Vgl. Franz Schnabel: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Band 6: Die moderne Technik und die deutsche Industrie, Freiburg 1965, S. 42 f., 90 ff.

2 Vgl. Personalakte Robert Gerwigs, Generallandesarchiv Karlsruhe (= GLAK), 76, No. 2757, Ludger Beckmann: Robert Gerwig, in: Mitteilungen. Furtwanger Heimatblättli 39, 2010, S. 4 ff.

3 Vgl. Albert Kuntzemüller: Robert Gerwig und die Gotthardbahn, Sonderdruck aus „Archiv für Eisenbahnwesen", Berlin o. J., S. 747.

4 Vgl. Personalakte, GLAK 76, No. 2757, Bl. 117, 173, L. Beckmann: Robert Gerwig, S. 15 ff., A. Kuntzemüller, Gotthardbahn, S. 748, 761.

5 Vgl. Wolfgang A. Winkler, Karl Volk: Robert Gerwig. Schwarzwaldbahn, Uhrmacherschule oder Straßenbau – ein genialer Ingenieur erschließt und fördert den Schwarzwald-Baar-Kreis, in: Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis (Hrsg.): Almanach 2011. Jahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises 35, 2011, S. 179.

6 Vgl. Franz Schnabel, Deutsche Geschichte Bd. 6, S. 180.

7 Karl Müller: Die badischen Eisenbahnen in historisch-statistischer Darstellung. Ein Beitrag zu Geschichte des Eisenbahnwesens, Heidelberg

1904, PDF-Ausgabe: http://www.digitalis.uni-koeln.de/Mueller/mueller_index.html, S. 103.

8 Albert Kuntzemüller: Fünfzig Jahre Schwarzwaldbahn. Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte Südwestdeutschland (Sonderdruck aus „Archiv für Eisenbahnwesen“ 1923), Triberg o. J., S. 4.

9 Vgl. L. Beckmann: Robert Gerwig, S. 8.

10 Vgl. Armin Kienzler, Florian Kienzler: Aus der Not entstand ein Erfolgsprodukt. Bahnhäusleuhr von der Uhrmacherschule Furtwangen gefördert, in: Heimatblätter, Heimatkundliche Beiträge für Gremmelsbach, Nußbach, Triberg und Umgebung, 12, 2008, S. 15.

11 Vgl. W. A. Winkler, K. Volk: Robert Gerwig, S. 173.

12 Vgl. ebd., L. Beckmann: Robert Gerwig, S. 9.

13 Vgl. Ulrich Tjaden: Liberalismus im katholischen Baden. Geschichte, Organisation und Struktur der Nationalliberalen Partei Badens 1869–1893, Diss. Freiburg, 2002, S. 20.

14 Vgl. Der Schwarzwälder. Wochen- und Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Villingen, Nr. 83, 16. Juli 1864 (Stadtarchiv Villingen-Schwenningen), Klaus Scherff: Alles über die Schwarzwaldbahn, Stuttgart 2009, S. 18.

15 Vgl. Tobias Friske: Kammern des Volkes? Die Zweiten Kammern im deutschen Frühkonstitutionalismus, http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3155 (Zugriff 7.2.2013), S. 29.

16 Vgl. ParlamentarierPortal des Zentrums für Historische Sozialforschung Köln, http://biosop.zhsf.uni-koeln.de/ParlamentarierPortal/biorabkr_db/biorabkr_db.php (Zugriff 19.2.2013).

17 Vgl. Karl Bachem: Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumspartei: Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Bewegung, sowie zur allgemeinen Geschichte des neueren und neuesten Deutschland, 1815–1914, 9 Bde. Köln 1927–1931, Band 8, S. 464.

18 Vgl. U. Tjaden: Liberalismus, S. 8 f.

19 Vgl. ebd., S. 256.

20 Vgl. Personalakte, GLAK 76, No. 2757, Bl. 117.

21 Vgl. http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k2_bsb00018385_00009.html (Zugriff 19.2.2013).

22 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k4_bsb00018399_00611.html (Zugriff 19.2.2013).

23 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k4_bsb00018402_00260.html (Zugriff 19.2.2013).

24 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k4_bsb00018402_00169.html (Zugriff 21.2.2013).

25 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k4_bsb00018408_00527.html (Zugriff 21.2.2013).

26 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k5_bsb00018441_00629.html (Zugriff 22.2.2013).

27 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k5_bsb00018441_00634.html (Aufruf 21.2.2013).

28 Vgl. Harold Hammer-Schenk: Architektur und Nationalbewusstsein, in: Funkkolleg Kunst, Studienbegleitbrief 9, Weinheim und Basel 1985, S. 39.

29 http://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt3_k5_bsb00018441_00629.html (Zugriff 22.2.2013).

30 Personalakte, GLAK 76, No. 2757, Bl. 84, A. Kuntzemüller: Gotthardbahn, S. 75.

31 Vgl. Lother Gall: Bismarck. Der weiße Revolutionär, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980, S. 482.

Anschrift des Autors:
Michael Tocha
Langes Gewann 33
78052 Villingen-Schwenningen

Karl von Rotteck und seine Korrespondenz mit Brockhaus

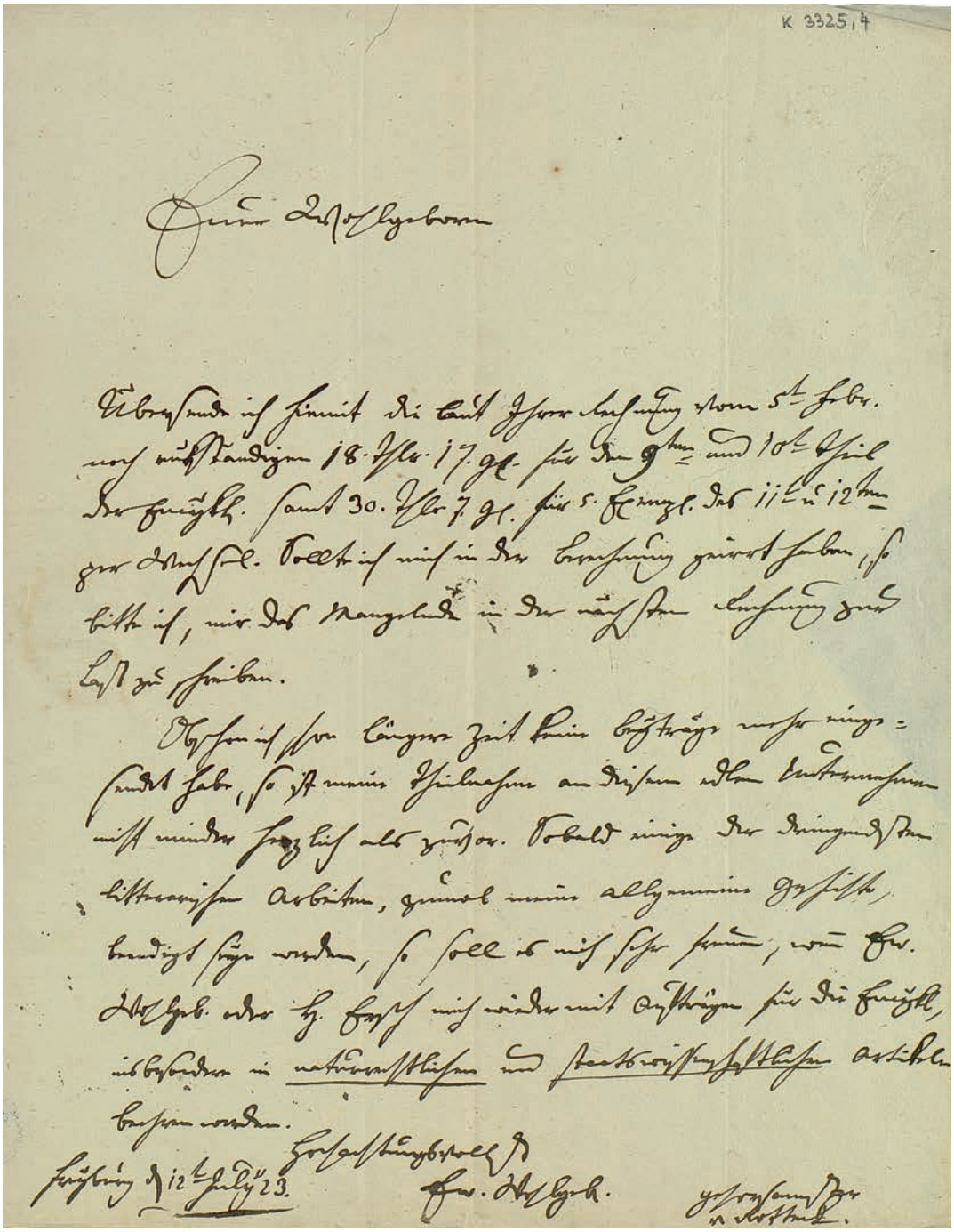
BLB ersteigert Briefe des Freiburger Historikers und Landtagsabgeordneten

Ludger Syré

Im April 2014 erstand die Badische Landesbibliothek bei einer Auktion des Hauses Stargardt ein kleines Konvolut von eigenhändigen Briefen Karl von Rottecks, die dieser zwischen 1820 und 1829 aus Karlsruhe und Freiburg an den Leipziger Verleger Friedrich Arnold Brockhaus (1772–1823) bzw. dessen Söhne Friedrich (1800–1865) und Heinrich (1804–1874) schrieb.[1] Sie betreffen Rottecks Mitarbeit an Brockhaus'schen Zeitschriften, Buchbestellungen, Abrechnungen und Zahlungen, werfen aber auch ein paar Schlaglichter auf Rottecks politisches Amt und seine kritische Sicht der politischen Verhältnisse in Baden.

Karl Wenzeslaus Rodecker von Rotteck, geboren am 18. Juli 1775 in Freiburg und dort am 26. November 1840 gestorben, hatte seit 1798 den Lehrstuhl für Allgemeine Weltgeschichte an der Universität Freiburg inne und erhielt 1818 zusätzlich die Professur Staatswissenschaften und Privat-, Staats- und Völkerrecht.[2] Da er von der Möglichkeit der Liberalisierung der politischen Verhältnisse in Baden überzeugt war, arbeitete er an der Badischen Verfassung mit, die 1819 in Kraft trat, und ließ sich bei den ersten Wahlen zur Badischen Ständeversammlung als Vertreter der Universität Freiburg in die Erste Kammer wählen. Wegen politischer Differenzen mit der badischen Regierung wechselte er ab 1831 als Abgeordneter des Wahlkreises Kenzingen-Endingen in die Zweite Kammer. Ganz wesentlich prägte Rotteck jene Variante des Frühkonstitutionalismus, die als Badischer Liberalismus modellbildend für andere deutsche Länder wurde und mit dem Staatslexikon, das er gemeinsam mit Karl Theodor Welcker herausgab, schuf er ein Werk, das Franz Schnabel zurecht als »Grundbuch des vormärzlichen Liberalismus« bezeichnete. Das »Staats-Lexikon. Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften für alle Stände« erfuhr nicht nur weite Verbreitung, sondern erlebte wegen seines wissenschaftlich hohen Niveaus und seiner Wirkung auf die politische Diskussion mehrere Auflagen. Die erste Ausgabe erschien zwischen 1834 und 1843 in 15 Bänden in Hamburg; sie wurde zu einem politisch-literarischen Ereignis. Viele Jahre nach Rottecks Tod, zwischen 1856 und 1866, brachte der Brockhaus-Verlag in Leipzig eine dritte Ausgabe in 14 Bänden heraus, die aber nicht mehr den gleichen Einfluss und Erfolg wie die erste Ausgabe hatte, da sich die politischen Verhältnisse inzwischen gewandelt hatten.

Von Beginn an zählte die Herausgabe von Zeitschriften zu den verlegerischen Tätigkeiten des 1805 gegründeten Verlages. Unter diesen nahm die 1818 begonnene kritisch-literarische Zeitschrift »Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur«, in der das Neueste



K 3325,4

Euer Wohlgeboren

Übersende ich hiemit die laut Ihrer Rechnung vom 5t Febr. noch rückständigen 18. Thlr. 17. gr. für den 9ten und 10t Theil der Encykl. samt 30. Thlr 7. gr. für 5. Exempl. des 11t u. 12ten per Wechsel. Sollte ich mich in der Berechnung geirrt haben, so bitte ich, mir das Mangelnde in der nächsten Rechnung zur Last zu schreiben.

Obschon ich schon längere Zeit keine Beyträge mehr eingesendet habe, so ist meine Theilnahme an diesem edlen Unternehmen nicht minder herzlich als zuvor. Sobald einige der dringendsten litterarischen Arbeiten, zumal meine allgemeine Geschichte, beendigt seyn werden, so soll es mich sehr freuen, wenn Ew. Wohlgeb. oder H. Ersch mich wieder mit Aufträgen für die Encykl., insbesondere in naturrechtlichen und staatswissenschaftlichen Artikeln beehren werden.

Hochachtungsvollst

Freyburg d. 12t July 23.

Ew. Wohlgeb.

gehorsamster
v. Rotteck.

Brief Rottecks an Brockhaus vom 12. Juli 1823, die Mitarbeit an der Enzyklopädie betreffend

auf den Gebieten der Literatur, Kunst, Wissenschaft und sogar Politik vorgeführt wurde, den ersten Platz ein. Friedrich Arnold Brockhaus nutzte sie darüber hinaus seit den Karlsbader Beschlüssen 1819 zum Kampf für die Pressefreiheit und zur Propagierung konstitutioneller Staatsformen. So ließ er beispielsweise über die Verhandlungen des badischen, württembergischen und bayerischen Landtags berichten, und das nach Möglichkeit von den Abgeordneten selber. Einer seiner Korrespondenten war Karl von Rotteck, der ihm z. B. am 1. Januar 1823 schrieb: »Von den Verhandlungen des soeben – nach siebenmonatlicher Sitzung – fast ohne alles Resultat und unter sehr unfreundlichen Formen geschlossenen Landtags werde ich Ihnen in möglichster Bälde den summarischen Bericht … einsenden.«

Die Arbeit an seinem großen, zehnbändigen Werk »Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten für denkende Geschichtsfreunde«, das von 1813 bis 1827 im Freiburger Verlag Herder herauskam und zahlreiche Neuauflagen erfahren sollte, hielt ihn von einer fleißigeren Mitarbeit am »Hermes« ab, was er am 29. Oktober 1825 entschuldigte: »Bis nächstkünftige Ostern werden der VIII u. IXte (also letzte) Band meiner allgemeinen Geschichte im Drucke fertig. Ich kann sodann wieder lebhafteren Antheil am Hermes nehmen.« Die Vierteljahresschrift stellte ihr Erscheinen allerdings schon 1828 ein.

Ein weiteres journalistisches Unternehmen des Leipziger Verlages war das »Literarische Wochenblatt«, das im Unterschied zum »Hermes« eher unterhalten als kritisieren wollte und daher später den Titel in »Blätter für literarische Unterhaltung« änderte. Es war 1818 in Weimar von August von Kotzebue ins Leben gerufen und nach dessen Ermordung 1819 in Mannheim von Brockhaus übernommen worden, der es dem bisherigen Verleger abkaufte. Wie er dieses Journal einschätzte, kommt in einem Brief Rottecks vom 26. Juli 1820 zum Ausdruck: »Zur Erquickung nach der oft dornenvollen Tagesarbeit dienten mir neben Ihrem Hermes nun auch vorzüglich die erhaltenen Nummern des Lit[erarischen] W[ochen] B[atts] … und schon gleich das geistreiche Vorwort in der ersten Doppelnummer, welches jedoch, je vielverheißender für den Leser, desto mehr einschüchternd für den Mitarbeiter wirkt. Es gehört Genialität dazu, um in dem Sinn dieses Vorworts zu schreiben, und nur wenigen erlesenen Lieblingen hat der Himmel solche Genialität verliehen.« Zu den mit dieser Gnade gesegneten zählte natürlich der Briefschreiber selber, der auch in den folgenden Jahren die »Blätter für literarische Unterhaltung« belieferte. In einem Brief vom 10. Oktober 1829 kündigte er einen Artikel an mit der »Anzeige verschiedener in der neuesten Zeit in Baden erschienener Schriften, und es wird damit in Verbindung gebracht ein summarischer Überblick der mannigfaltigen Gebrechen unserer Justiz und Administration … Für die Wahrheit alles dessen was ich dabei anführen werde, kann ich mich verbürgen.« Als bezeichnend für das enge Verhältnis zwischen dem Freiburger Historiker und dem Leipziger Verleger mag gelten, dass Brockhaus schon 1830, also noch zu Lebzeiten Rottecks, einen Artikel über diesen in die »Allgemeine Deutsche Real-Enzyklopädie für die gebildeten Stände« aufnahm, in dem Rotteck als Exponent des badischen Liberalismus präsentiert wurde.

Die wenigen Zitate aus der Korrespondenz zwischen Rotteck und den Herren Brockhaus mögen genügen, um den Wert der neuerworbenen Autographen zu würdigen. Die größte Zahl von Rottecks Briefen, nämlich fast 2000,

ist im Rotteck-Nachlass überliefert, den das Stadtarchiv Freiburg besitzt. Darunter befinden sich auch Briefe an und von F. A. Brockhaus und seinen Söhnen. Im Rahmen einer Freiburger Dissertation wurde die Briefsammlung erschlossen.[3]

Anmerkungen

1 Sie wurden von der BLB digitalisiert und finden sich innerhalb der Digitalen Sammlungen in der Rubrik Autographen.

2 Lebenslauf u. a. in Badische Biographien, Band 2, Heidelberg 1875, S. 211–217. Digital unter http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihd/periodical/pageview/152208.

3 Treskow, Rüdiger von: „Erlauchter Vertheidiger der Menschenrechte!". Die Korrespondenz Karl von Rottecks. Freiburg: Ploetz 1990–1992. Band 1: Einführung und Interpretation. Band 2: Regesten (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 26).

Anschrift des Autors:
Dr. Ludger Syré
Badische Landesbibliothek
Erbprinzenstraße 15
76133 Karlsruhe
syre@blb-karlsruhe.de

Hubert Bollig: Anthroposoph und Retter seiner Pfleglinge

Adalbert Metzinger

Tilla und Hubert Bollig sowie Dr. Heinz Ritter gründeten 1931 in Malsch bei Ettlingen das »Waldhaus«, um schwer erziehbare und zurückgebliebene Kinder und Jugendliche aufzunehmen und nach anthroposophischen Richtlinien zu fördern. Mit der Räumung des »Waldhauses« zu Beginn des 2. Weltkriegs begann für die Familie Bollig und den ihnen anvertrauten Kindern eine einjährige Odyssee durch das Allgäu und den Bodenseekreis. Gleichzeitig gelang es H. Bollig durch sein mutiges und geschicktes Vorgehen seine gefährdeten Schützlinge vor der »Euthanasie« der Nazis zu schützen. Nach der endgültigen Schließung des »Waldhauses« 1941 kam Bollig für drei Wochen in Schutzhaft. 1948 konnte das »Waldhaus« wieder eröffnet werden und wuchs zu einer Einrichtung, die heute Arbeitgeber von über 70 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen und ein Zuhause für ca. 60 Kinder und Jugendliche ist.

Von Hubert Bollig nahm ich erstmals Kenntnis, als ich vor ein paar Jahren mit angehenden Erzieherinnen eine Exkursion in das »Waldhaus« (Malsch bei Ettlingen) unternahm. Hierbei erfuhr ich von seinem lebensrettenden Einsatz für verhaltensauffällige und behinderte Kinder seines anthroposophischen Heims.

Hubert Bollig wurde am 27.10.1899 in dem kleinen Dorf Billig, Kreis Euskirchen, als 12. und jüngstes Kind des Hauptlehrers Jakob Bollig und Klara Bollig, geb. Bung, geboren. Die Eltern achteten auf eine streng katholische Erziehung ihrer Kinder. Nach vier Jahren Volksschule besuchte Hubert Bollig 9 Jahre lang ein humanistisches Gymnasium in Euskirchen. Mit 18 Monaten Unterbrechung durch den Kriegsdienst 1917/18, zu dem er sich freiwillig gemeldet hatte, studierte er zehn Semester lang Philosophie, Germanistik, Geschichte und Nationalökonomie. Ab dem 16. Lebensjahr finanzierte er seine Schul- und Hochschulbildung durch das Erteilen von Privatunterricht selbst. Dies diente ihm als wirtschaftliche Grundlage, nachdem er 1923 das Universitätsstudium abbrach: »Er wollte seine weiteren Studien in völliger Freiheit, nach eigenem Interesse und aus eigener Initiative führen und nicht ein staatlich beamteter, von politischen Machtverhältnissen abhängiger Lehrer werden« (Bechler 2004, S. 1). Während seiner Studienzeit in Bonn besuchte Bollig zusammen mit zwei Freunden, darunter auch Dr. Ritter, mehrmals Vorträge von Rudolf Steiner in Köln. Anfang der 1920er Jahre fuhr Bollig nach Dornach (Goetheanum), um an der »Freien Anthroposophischen Hochschule« sein Wissen über die Anthroposophie zu erweitern. Ab 1925 bekleidete er bereits eine führende Position in

Hubert Bollig

Mathilde Bollig

der anthroposophischen Gesellschaft in Bonn. In dieser Funktion forderte er eine Eurhythmistin an, die 1925 nach Bonn kam. Dabei handelte es sich um Mathilde (»Tilla«) Schuh (geb. am 1.12.1905), die ab 1922 in Stuttgart eine Eurhythmie-Ausbildung absolviert hatte. Hubert Bollig heiratete am 3.10.1925 die aus Nürnberg stammende Mathilde Schuh. Aus dieser Ehe gingen sechs Kinder hervor.

Gründung des »Waldhauses« (1931)

Zusammen mit seinem Freund Dr. Heinz Ritter gründeten sie 1931 in Malsch das Heil- und Erziehungsinstitut »Waldhaus«, das schwer erziehbare und entwicklungsverzögerte Kinder und Jugendliche aufnehmen konnte: »Kinder, die im gewöhnlichen Unterricht nicht mitkommen können oder die in der Erziehung große Schwierigkeiten machen. Den Kindern wurde ein Unterricht erteilt, der sich ihrer Eigenart und ihrem besonderen Schicksal anpasste« (Jugendheim Waldhaus, 2006, S. 7). Die anthroposophische Ausrichtung dieser Einrichtung zielte dahin, den Kindern und Jugendlichen durch künstlerische Betätigungen wie Malen, Schnitzen, Theaterspiel und eurhythmische Bewegungskunst sowie durch handwerkliche und praktische Arbeiten ein sicheres, harmonisches Lebensgefühl zu vermitteln. Im »Malscher Anzeiger« vom 28. November 1931 wurde der

Malscher Bevölkerung das »Waldhaus« erstmals vorgestellt und für den 2. Advent zu einem Tag der offenen Tür eingeladen. In den frühen 1930er Jahren nahmen Bollig und Dr. Ritter auch geistig behinderte Kinder und Jugendliche auf, um sie mit den Methoden des »Waldhauses« zu fördern.

Mit Beginn des »III. Reichs« erwuchs der Anthroposophie als konkurrierende Weltanschauung zur Nazi-Ideologie zunehmend starker Druck durch den nationalsozialistischen Machtapparat. 1933/34 bestanden in Deutschland acht von Anthroposophen geleitete Heil- und Erziehungsinstitute für »seelenbedürftige« Kinder und Jugendliche (Werner / Lichtenberg 1999, S. 161), wozu auch das »Waldhaus« gehörte. Am 1. November 1935 wurde die Anthroposophische Gesellschaft in Deutschland per Dekret Reinhard Heydrichs verboten: »Nach der geschichtlichen Entwicklung der Anthroposophischen Gesellschaft ist diese international und unterhält auch heute noch enge Beziehungen zu ausländischen Freimaurern, Juden und Pazifisten. Die auf der Pädagogik des Gründers Steiner aufgebauten und in den heute noch bestehenden anthroposophischen Schulen angewandten Unterrichtsmethoden verfolgen eine individualistische, nach dem Einzelmenschen ausgerichtete Erziehung, die nichts mit den nationalsozialistischen Erziehungsgrundsätzen gemein hat. Infolge der Gegensätze zwischen den Anschauungen der Anthroposophischen Gesellschaft und dem vom Nationalsozialismus vertretenen völkischen Gedanken bestand die Gefahr, dass durch eine weitere Tätigkeit der Anthroposophischen Gesellschaft die Belange des nationalsozialistischen Staates geschädigt werden. Die Organisation ist daher wegen ihres staatsfeindlichen und staatsgefährdenden Charakters aufzulösen« (Preußische Geheime Staatspolizei, zit. nach Kugler 2001, S. 11 f.).

Waldhaus

Trotz der restriktiven Haltung und Vorgehensweise der Nazis gegenüber Anthroposophen blieb das »Waldhaus« in den ersten Jahren von den NS-Behörden zwar nicht unbemerkt, aber weitgehend unbeachtet. Wahrscheinlich spielte dabei die ländliche Lage des »Waldhauses« und die relativ gelungene Integration in das dörfliche Leben eine gewisse Rolle. Nach 1938 verließ der Mitgründer Dr. Heinz Ritter das »Waldhaus«, um ein eigenes Heim zu errichten.

Räumung des »Waldhauses« (1939) – Schikanen der NS-Behörden

Der Beginn des 2. Weltkrieges am 1. September 1939 führte am 2.9.1939 zur Räumung des

Das Waldhaus in den 1930er Jahren (alle Bilder Privatbesitz)

»Waldhauses«, da es aufgrund seiner Grenznähe zum Kriegsgegner Frankreich innerhalb der »Befestigungszone« lag. Die Gebäude wurden nun von der Wehrmacht beschlagnahmt und belegt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten 40 Kinder im »Waldhaus« gelebt. Bis auf sieben Kinder wurden vor der Räumung alle anderen Kinder zu ihren Eltern oder Verwandten gebracht. Anschließend begann für die Familie Bollig und die restlichen Kinder eine ca. ein Jahr dauernde Odyssee auf der Suche nach einem Ersatzquartier. Zuerst mieteten die Bolligs eine leer stehende Pension in Oberlengenhardt, Kr. Calw, um danach vorübergehend auf dem »Ihlingshof« in Simmerberg (Allgäu) bis zum 15.11.1939 eine Bleibe zu finden. Im Anschluss daran fand man am Bodensee in Bodman ein geeignetes Grundstück mit einem passenden Gebäude. Dieses Anwesen erwarb das Ehepaar Bollig von dem Verbandspräsidenten i. R. Otto Keinath aus Stuttgart, mit dem aber bald nach Abschluss des Kaufvertrags eine schwierige rechtliche Auseinandersetzung begann. Er wollte den Kaufvertrag wieder rückgängig machen, da er keine »schwachsinnigen oder geisteskranke Kinder« auf seinem Grundstück duldete: »Herr Keinath hätte sich, wenn ihm letzteres bekanntgegeben worden wäre, niemals zum Abschluss des Kaufvertrags verstanden, da er mit Recht davon ausgeht, dass die Verwendung des Grundstücks für die Unterbringung solcher Personen wesentlich wertmindernd wirkt und demzufolge auch eine Gefährdung der Sicherheit der Grundpfandrechte nach sich zieht. Er hätte auch vermöge seiner persönlichen Beziehungen zu den Nachbarn, die begreiflicherweise die Anwesenheit solcher bedauernswerter Menschen als in höchstem Maß unerwünscht empfinden, einen Verkauf für den von Ihnen angestrebten Zweck, wenn er hierüber wahrheitsgemäß unterrichtet worden wäre, abgelehnt« (Schreiben der Anwälte Keinaths vom 24.1.1940). H. Bollig charakterisierte seine ihm anvertrauten Kinder in einem Brief (29.1.1940) an Keinath so: »Es handelt sich aber dabei keineswegs um ›Geisteskranke‹. Es sind geistesschwache Pfleglinge (vier an der Zahl), die in unserm Lebenszusammenhang sich sehr schön entwickelt haben, im Garten und Haus sich nützlich machen und in keiner Weise jemandem zur Last fallen.« Dr. Wilhelm Schäfer, ein un-

termittelbarer Nachbar, beschwerte sich bei H. Bollig, dass ein »Idiotenheim« für ihn eine unmögliche Nachbarschaft ist (vgl. Brief vom 30.1.1940). Der Landrat des Kreises Stockach antwortete auf das Gesuch Bolligs in Bodman eine »Privatpflegeanstalt« zu betreiben wie folgt: »Nach den Ausführungen im Gutachten des Amtsarztes vom 29. Dezember 1939 stellt sich das Unternehmen des Bollig in seinem derzeitigen Stande als Privatirrenanstalt dar. Als Privatirrenanstalt ist jede gewerbsmäßig betriebene Anstalt zu betrachten, welche die Pflege und Erhaltung von Geisteskranken oder Gemütskranken bezweckt. Wenn Bollig nunmehr, ein Kinder- und Erholungsheim betreiben wollte, so steht ihm der Umstand entgegen, dass für die Aufnahme von Pflegekindern die nach § 20 RJWG. erforderliche Genehmigung schon deswegen versagt werden müsste, weil Bollig als Anthroposoph die notwendige weltanschauliche Zuverlässigkeit abgesprochen werden muss. Hiernach kommt eine Konzessionserteilung weder für eine Privatpflegeanstalt noch für ein Kinder- oder sonstiges Erholungsheim in Betracht« (Schreiben vom 27.2.1940). In einem Schreiben vom 4.6.1940 an den Minister des Inneren in Karlsruhe wies Bollig daraufhin, dass von ihm aus eine Anstalt zur Aufnahme von Geisteskranken niemals beantragt wurde: »Die hier neu aufgenommenen Fälle, ein 5-jähriges Kind, das an Sprech- und Ernährungsschwierigkeiten litt, ein 12-jähriger Junge, der Lern- und Willensschwierigkeiten hat, ein 16-jähriger Schüler, der wegen physischer Behinderung und wegen der Notwendigkeit besonderer Pflege die allgemeine Schule nicht besuchen kann und auf die Reifeprüfung vorbereitet werden soll, sind rein heilpädagogischer Art.« Es wird deutlich, dass Bollig in seinen Bemühungen um eine Fortsetzung seiner erzieherischen Arbeit zunehmend von den Behörden des NS-Regimes behindert wurde und man ihn als Anthroposoph anfeindete. Letztendlich verbot ihm der Stockacher Landrat die Aufnahme einer heilpädagogischen Arbeit. Die Behörden unterstellten ihm die Einrichtung einer Irrenanstalt und argumentierten auch gegen Bollig damit, dass Bodman und Ludwigshafen als Fremdenkurorte bekannt sind und deshalb ein solches Heim nicht akzeptieren können: »Der von Bollig gekaufte Grundbesitz liegt in bevorzugter Lage am Überlinger See. Die Gemeinden Ludwigshafen und Bodman weisen von Jahr zu Jahr einen zunehmenden Fremdenverkehr auf, werden auch in fortschreitendem Masse als Ruhesitz gewählt. Auf dem in dieser Gegend gelegenen und von dem Beschwerdeführer gekauften Grundbesitz wurde von ihm ein Unternehmen eingerichtet, als Privatirren- bzw. Pflegeanstalt anzusprechen ist. Mit Genehmigung dieses Vertrages wäre die weitere Entwicklung der genannten Gemeinden als Fremdenorte gefährdet, ebenso die weitere Besiedlung in Frage gestellt« (Badischer Finanz- und Wirtschaftsminister, 17. Juli 1940). Die schriftlichen Äußerungen der NS-Behörden und der Nachbarn offenbaren ein Gedankengut, das Menschen mit Behinderungen ausgrenzt und zu »Idioten« degradiert. Diese Denkweise verwundert nicht, wenn man die seit dem 1. September 1939 geplante »Aktion T 4« (Euthanasieprogramm) in Betracht zieht. Die Nazis beabsichtigten »lebensunwertes Leben« (Menschen mit körperlichen und geistigen Behinderungen, wie z. B. Schizophrenie, Epilepsie usw.) zu vernichten. Da Bollig von einem ihm gut bekannten Militärarzt aus Freiburg über den bevorstehenden Massenmord informiert wurde, konnte er sich frühzeitig auf diese schwierige Situation einstellen. Bollig hatte sich rechtzeitig bemüht, dass viele seiner Pfleglinge in ihre Herkunftsfamilien oder zu

Verwandten zurück geschickt wurden. Eile war hier geboten, denn bereits am 18.1.1940 begannen die Nazis in Grafeneck die ersten Menschen mit Behinderungen und Krankheiten systematisch zu ermorden. Dabei machten die Nazi-Schergen auch vor der Ermordung von Kindern und Jugendlichen nicht Halt. Im Rahmen der NS-Kindereuthanasie wurden zunächst geistig (z. B. Down-Syndrom) und körperliche behinderte Kinder bis 16 Jahren häufig in »Kinderfachabteilungen« psychiatrischer Krankenhäuser getötet. Sukzessive wurde der Kreis der Betroffenen ausgeweitet, so dass auch sog. »Gemeinschaftsunfähige« bzw. »schwer erziehbare Fürsorgezöglinge« (z. B. Sinti-Kinder) durch Medikamentenüberdosierungen ermordet wurden. Bollig war sich deshalb bewusst, dass mindestens zwei seiner Pfleglinge in großer Gefahr schwebten. In einem Fall gelang es ihm, den Jungen nach Basel in ein Heim zu geben. Bei seinem Pflegling Otto Nicolai, der seit 1935 im »Waldhaus« lebte, stellte sich seine Gefährdung aufgrund eines Down-Syndroms schwieriger dar. Der Arzt Dr. Blos beschrieb ihn in einem ärztlichen Attest so: »Bei Otto Nicolai (geb. 27.2.1920) handelt es sich um einen typischen Mongoloiden, der also als schwachsinnig, aber keineswegs als idiotisch bezeichnet werden muss. N. hat mit Erfolg die Hilfsschule besucht, hat dort Lesen und Schreiben usw. erlernt. Infolge der für Mongoloide typischen Gemüt- und Intelligenzlage ist er durchaus in der Lage nützliche Arbeit zu leisten, wenn man ihn vor Aufgaben stellt, die im Rahmen seiner Möglichkeiten bleiben, wenn man ihn also in erster Linie körperlich beschäftigt und ihn dabei unter eine Aufsicht stellt, die das nötige Verständnis für seinen geistig beschränkten Zustand besitzt. Es ist daher nicht nur ärztlich gesehen, unzweckmäßig, sondern aus sozialen und volkswirtschaftlichen Gründen auch unvorteilhaft, den Jungen in eine Anstalt für Geisteskranke zu bringen. Notwendig ist lediglich die starke Hand eines erfahrenen Mannes, der es versteht im Rahmen einer Familie die vorhandenen Möglichkeiten zur Entwicklung zu bringen. Als Pflegling in einem geordneten Heim ist er durchaus bildungsfähig und im Stande sich den an ihn herantretenden Lebensaufgaben gegenüber verantwortungsbewusst zu benehmen. Es sei noch besonders betont, dass der Junge, was ich aus eigener Beobachtung einwandfrei versichern kann, in moralischer Beziehung durchaus einwandfrei sich stets benommen hat« (12.2.1940). In allen Schreiben an NS-Behörden (Landrat, Minister des Inneren) schützte Bollig seine Pfleglinge vor ungerechtfertigten Angriffen: »Es ist mir rätselhaft, wie jemand den Mut findet z. B. von einem Menschen wie dem Otto Nicolai nach einmaligem Anblicken zu behaupten, er leide an Schizophrenie, er sei ein typischer Anstaltsinsasse. Nikolai ist seit fünf Jahren bei uns, es müsste sich doch einmal ein schizophrenes Symptom gezeigt haben. Niemals! Er ist ein ganz typischer Mongoloide mit leichtem Schwachsinn, aber absolut zuverlässig, ordentlich in der Arbeit wie in der Pflege seiner selbst. Ich habe ärztliche Zeugnisse beigefügt, die auf jahrelanger Kenntnis beruhen. Wenn diese nicht genügen, um die Aufstellungen des Herrn Amtsarztes zu berichtigen, dann rede ich selbstverständlich umsonst.«

Bollig hatte aufgrund der feindseligen Haltung der NS-Behörden und der Nachbarschaft schon seit längerer Zeit über Makler und Anzeigen ein neues geeignetes Objekt gesucht. Andererseits hoffte Bollig auf eine Rückkehr nach Malsch, da sich im Krieg gegen Frankreich ein baldiges Ende abzeichnete. Mitte Juni 1940 sondierte er die Lage im »Waldhaus«, aber leider diente es nun nach dem Ab-

zug des Militärs als Flüchtlingslager und als Dienststelle der Organisation Todt.

Rückkehr ins »Waldhaus« und seine Schließung durch die Nazis

Im September 1940 gelang endlich die Rückkehr ins »Waldhaus«, wo aber erst einmal die Räumlichkeiten renoviert werden mussten. Dies und die ca. einjährige Odyssee ließen den Schuldenstand auf 12 000 RM ansteigen. Das »Waldhaus« wurde wie alle ähnlichen anthroposophischen Einrichtungen 1941 von der Gestapo »wegen der Zugehörigkeit von Hubert Bollig zur Anthroposophischen Gesellschaft« (Jugendheim Waldhaus 2006, S. 79) geschlossen und Bollig kam für drei Wochen in Karlsruhe in Schutzhaft. Dass Bollig auch in Malsch von Nazis angefeindet wurde, verdeutlich eine schriftliche Erklärung von Walter Andrae, einem engen Mitarbeiter Bolligs, vom 12. Juli 1941: »In einer Unterredung, die ich mit Herrn Lehrer Reiss aus Malsch in dessen Wohnung am 28.6.1941 hatte, benannte dieser Herrn Bollig mit ›Volksverräter‹. Auch äußerte Herr Reiss, dass Herr Bollig nicht würdig sei, das Heilerziehungsheim Waldhaus zu leiten, man werde ihm dies nehmen. Auch behauptete Herr Reiss, dass der geschiedene Mann von Frau Grelling Haass, Dr. Grelling, ein Jude, nach der Machtübernahme monatelange im Waldhaus beherbergt worden sei.« Die endgültige Schließung des »Waldhauses« bedeutete für Bollig ein Berufsverbot als Heilpädagoge, weshalb er sich nach einer anderen Einnahmequelle umsehen musste. In der Holzwerkstatt des »Waldhauses« schnitzte man nun Holz und stellte Leuchter und Schalen aus Holz her, die verkauft wurden. Die Familie Bollig lebte weiterhin im »Waldhaus« genauso wie Otto Nicolai, der quasi auch zur Familie gehörte. Obwohl es vereinzelte Versuche von Seiten der Nazis gab, Nicolai aus dem »Waldhaus« zu entfernen, gelang es dem Ehepaar Bollig ihn durch ihr couragiertes Verhalten während des NS-Regimes zu schützen. Nicolai lebte im »Waldhaus« bis zu seinem Tod im Jahr 1980.

1943 kam Bollig zum Militär und war als Soldat in Dänemark, während seine Frau alleine die Holzwerkstätte weiterführte. Nach seiner Rückkehr wurde Bollig am 10.9.1945 vom Malscher Bürgermeister mit Zustimmung der Aufsichtsbehörde als kommissarischer Nachfolger in der Geschäftsleitung der Malscher Sparkasse eingesetzt, weil wichtige Mitarbeiter aus dem Dienst entlassen wurden. Bis zum 11.8.1946 hatte Bollig die Aufgabe, die Sparkasse Malsch zu überwachen und die Bankgeschäfte entsprechend den Vorgaben der Militärregierung zu führen. 1947 befand sich Bollig auf Vortragsreisen im Rheinland und in Westfalen.

Wiedereröffnung (1948)

1948 konnte das »Waldhaus« wieder eröffnet werden. 1976 gab H. Bollig die Schulleitung an Pius Schwander ab und 1978 übertrug er seinem Sohn Starkmut Bollig die Heimleitung. Hubert Bollig starb am 7.9.1986.

Im Jahr 2006 feierte das »Waldhaus« sein 75-jähriges Bestehen: »Der Waldhausverein ist heute Arbeitgeber von über 70 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen und ein Zuhause für mehr als 56 Kinder und Jugendliche. So ist aus einer Idee und dem außergewöhnlichen Engagement von vielen selbstlosen Mitstreitern eine Einrichtung geworden, die heute in ihrer besonderen Ausprägung ihres gleichen sucht – das Waldhaus in Malsch« (Jugendheim Waldhaus 2006, S. 9).

Hubert Bollig war von in den 1920er Jahren relativ neuen philosophisch-pädagogischen Vorstellungen der Anthroposophie überzeugt. Konsequent folgte er deshalb dem 1931 in Malsch begonnenen Weg der heilpädagogischen Erziehung von Kindern und Jugendlichen und hielt den Anfeindungen und Behinderungen durch die Nazi-Behörden Stand. Besonders ist sein geschicktes und mutiges Vorgehen hervorzuheben, um seinen besonders gefährdeten Pfleglingen aufgrund der Euthanasiemaßnahmen ein Überleben im NS-Regime zu ermöglichen. Es ist deshalb davon auszugehen, dass keiner seiner ehemaligen Pfleglinge durch die Nazi-Schergen während der Euthanasie ermordet wurde. Es bleibt letztendlich über Hubert Bollig festzuhalten: Er war »eine Persönlichkeit mit vorbildlichen charakterlichen Eigenschaften«, wie aus einem Bestätigungsschreiben (9.11.1948) über seine treuhänderische Tätigkeit für einen Chemiebetrieb hervorgeht.

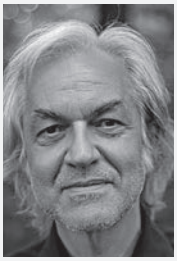
Literatur:

Bechler, Josef: Hubert Bollig, unveröffentl. Manuskript, Malsch 2004.

Jugendheim Malsch (Hrsg.): 75 Jahre Waldhaus Malsch, Malsch 2006.

Kugler, Walter: Feindbild Steiner, Stuttgart 2001.

Werner, Uwe / Lindenberg, Christoph: Anthroposophen in der Zeit des Nationalsozialismus, München 1999.



Anschrift des Autors:
Dr. Adalbert Metzinger
Kirchstraße 39b
77815 Bühl
E-Mail:
adalbert.metzinger@gmx.de

Richard Rothe – Mitglied der Ersten Kammer des badischen Landtags

Konrad Exner

Bisher hatte der Verfasser verschiedene Abgeordnete der Zweiten Kammer der Badischen Ständeversammlung, die die eigentliche Volksvertretung war, bearbeitet. Nun erscheint eine Abhandlung der Tätigkeit eines Abgeordneten der Ersten Kammer. Diese war bei der parlamentarischen Gesetzgebung beteiligt gewesen. Der Abgeordnete Dr. Richard Rothe war ein evangelischer Theologieprofessor, den der Großherzog für zwei Parlamentsperioden wegen dessen Verdiensten zum Abgeordneten ernannte. Richard Rothe trat nicht häufig ans Pult der Ersten Kammer, er setzte sich vor allem für Fragen der Religion und der Schule ein. Seine nationale Einstellung in diesem Artikel zur beginnenden Reichsgründung 1871 ist bemerkenswert.

1. Lebenslauf

Nachdem der Verfasser die Tätigkeiten mehrerer Abgeordneten verschiedener Parteien der Zweiten Kammer des alten badischen bzw. des demokratischen Landtags Badens untersucht hatte[1], beschreibt er nun einen evangelischen Theologen als Mitglied der Ersten Kammer des badischen Landtags.

Richard Rothe wurde am 28. Januar 1799 in Posen geboren und wuchs als Sohn einer preußischen Beamtenfamilie in Stettin und Breslau auf. Wegen seiner Vorliebe für die Romantiker studierte er seit 1817 evangelische Theologie und Philosophie in Heidelberg, ab WS 1819/20 in Berlin, weil der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel seinen philosophischen Lehrstuhl von Heidelberg nach Berlin verlegte und Rothe ihm hierher folgte. In Berlin lernte er den Kirchenhistoriker Johann August Wilhelm Neander kennen, durch ihn bekam er Zugang zur pietistischen Erweckungsbewegung. Ende 1820 legte er das erste Theologische Examen in Berlin ab. Anschließend trat er bis 1822 in das vom Pietisten Heinrich Leonhard Heubner geleitete Predigerseminar in Wittenberg ein, und danach war er Kandidat in dem evangelischen Kirchendienst Breslaus. Sein zweites Theologisches Examen und seine Ordination erfolgten 1823 in Berlin. Im Oktober 1823 wurde er auf Empfehlung Heubners zum Prediger der Preußischen Gesandtschaft in Rom berufen, dessen Dienst er bis 1828 versah. In Rom lernte er den Katholizismus richtig kennen und er rückte etwas von seiner pietistischen Einstellung ab. Von 1828 bis 1837 war Rothe Professor am Predigerseminar in Wittenberg und ab 1832 dessen zweiter Direktor. Am 27. April 1837[2] wurde er von der badischen Regierung in das Amt eines Professors der Theologie an der Universität Heidelberg berufen, und ab 1837 war er hier ordentlicher Professor für Neues Testament, Dogmatik und gleichzeitig Leiter des Heidelberger Predigerseminars. Nach der Annahme

Richard Rothe, Lithographie, um 1850
© Generallandesarchiv Karlsruhe (J – Ac R Nr. 80)

der Professur in Heidelberg ehrte die dortige theologische Fakultät Rothe wegen seiner theologischen Leistungen mit der Ehrendoktorwürde. 1844 verlieh der Großherzog von Baden Rothe den Titel Kirchenrat, ab 1853 war er Geheimer Kirchenrat. Von 1849 bis 1853 wechselte Rothe als ordentlicher Professor für Praktische Theologie an die Universität Bonn. Hier versah er noch das Amt des Universitätspredigers. 1854 kam er trotz erfolgreicher Tätigkeit in Bonn an die Universität Heidelberg zurück, weil er hoffte, dass hier das milde Klima des Neckartals eine Linderung für seine schwer kranke Frau Louise bringen würde, was aber nicht der Fall war. In Heidelberg war er dann Ordinarius für evangelische Theologie und wieder Universitätsprediger.

Im Land Baden wurde Richard Rothe 1861 zum außerordentlichen Mitglied des evangelischen Oberkirchenrats in Karlsruhe berufen, und 1863 und 1865 ernannte ihn Großherzog Friedrich I. von Baden zum Mitglied der Ersten Kammer des badischen Landtags. In den Jahren 1843, 1855, 1861 und 1867 war Rothe Teilnehmer der badischen Generalsynoden der Evangelischen Kirche, und 1863 war er an der Gründung des Deutschen Protestantenvereins beteiligt. Er starb am 20. August 1867 in Heidelberg.

2. Der badische Landtag

Nach der Verfassungsurkunde vom 22. August 1818 war die Ständeversammlung des badischen Landtags in zwei Kammern aufgeteilt. »Die erste Kammer, ein konservativ geprägtes Gremium, bestand aus den Prinzen des Großherzoglichen Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien, dem Landesbischof und einem auf Lebenszeit ernannten protestantischen Prälaten. Ferner waren in der Ersten Kammer vertreten: acht Abgeordnete des grundherrlichen Adels, zwei Abgeordnete der Landesuniversitäten und mindestens acht vom Großherzog ernannte Persönlichkeiten.«[3] Die Zweite Kammer war die eigentliche Volksvertretung, die aus 63 Abgeordneten bestand. Diese wurden von Wahlmännern, erst mit der Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts am 24. August 1904 von der badischen Bevölkerung gewählt.

Richard Rothe war mit einer kurzen Unterbrechung seit 1837 in Heidelberg Universitätsprofessor. Durch seine hervorragende Leistung an der Universität und die Veröffentlichung seiner Hauptwerke »Die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung«[4] und seiner »Theologischen Ethik«[5] hat er großes Ansehen erworben. So wurde auch der Großherzog von Baden, Friedrich I.,

auf ihn aufmerksam und hat ihn am 25. November 1863[6] neben seiner bisherigen Verleihung des Titels Kirchenrat und Geheimer Kirchenrat als einen der acht Persönlichkeiten für die Erste Kammer der badischen Ständeversammlung ernannt. In einem Schreiben an seine Schwägerin Charlotte Heubner,[7] die Frau des Leiters des Wittenberger Predigerseminars Heinrich Leonhard Heubner, hatte Rothe mitgeteilt, dass er diese politische Stelle erst nicht annehmen wollte, er war ja schon über 60 Jahre alt. Schließlich fügte er sich aber dann, weil er es wohl als eine Auszeichnung ansah. Denn bis zum Jahre 1863 hatte noch nie ein Großherzog einen evangelischen Theologieprofessor in die Erste Kammer des badischen Parlaments berufen.

3. 21. Ordentlicher Landtag der Ersten Kammer 1863/65

In seinen Redebeiträgen war Rothe sehr zurückhaltend. Vor allem bei den Themen Religion und Schule fühlte er sich aber gefordert, Stellung zu beziehen. – Das Sitzungsprotokoll der Ersten Kammer vom 3. Dezember 1863[8] brachte die Ankündigung des badischen Großherzogs, dass er acht Persönlichkeiten zu Mitgliedern der Ersten Kammer ernannt hatte, u. a. den Geheimen Kirchenrat Professor Dr. Rothe (siehe Beilage Nr. 2 zum Protokoll der 1. Sitzung vom 3. Dezember 1863).[9] In derselben Sitzung wurde Rothe Mitglied in der Kommission, die eine Dankesadresse auf die Thronrede des Großherzogs verfassen sollte.

3.1 Schulwesen

An der neunten Sitzung des Landtags am 18. April 1864 nahm Richard Rothe nicht teil. Während seiner Abwesenheit wurde er aber in die Kommission berufen, die Vorschläge für eine bessere Stellung der »Gewerbeschul-Hauptlehrer« machen sollte. In dieser Kommission waren noch der evangelische Prälat Dr. Holtzmann und Graf von Berlichingen.

Am 28. Mai 1864 nahm Prälat Holtzmann in der Frage der »Gewerbeschul-Hauptlehrer« für die Kommission Stellung. Er »(hob) die Bedeutung der Gewerbeschulen als sittliches und versittlichendes Element hervor«[10] und beklagte den Mangel an Gewerbeschullehrern. Er sprach die Hoffnung aus, dass die Schulen in Zukunft mehr vom Staat unterstützt würden. Dem entgegnete Ministerialrat Dr. Jolly für die Regierung: »Wenn der Staat auch alle Zweige des Unterrichts fördern solle, so müsse er doch zu den verschiedenen Zweigen sich verschieden stellen. Für den allgemeinen Volksunterricht und die wissenschaftlichen Bildungsanstalten werde der Staat entschieden eintreten müssen.«[11] Den Unterricht in den unterschiedlichsten technischen Fertigkeiten der Gewerbeschulen müsste der Staat auch unterstützen, aber er könne ihn nicht allein finanzieren. Das sei zuerst Aufgabe der gewerbetreibenden Städte. Jolly fügte aber hinzu, dass der Staat die Gewerbeschulen solange fördern würde, bis die Kommunen und Kreisverbände in der Lage seien, die Gewerbeschulen vollständig zu unterstützen.

Die erste Kammer befasste sich in ihrer 22. Sitzung am 25. Juni 1864 mit einer Gesetzesvorlage für die Aufsichtsbehörden der Volksschulen. Aufgrund eines Antrages des Hofrates Dr. Schmidt am selben Tage wurde eine Kommission gebildet, die sich dieses Themas annehmen sollte. Mitglieder dieser Kommission waren u. a. neben Dr. Schmidt, der evangelische Prälat Holtzmann und Kirchenrat Dr. Rothe. Dieser verfasste einen ausführlichen

Kommissionsbericht über die Aufsichtsbehörden der Volksschulen, den er dem Landtag am 9. Juli 1864 in der 24. Sitzung vorlegte.[12]

Hierbei ging es um ein wichtiges Projekt des badischen Kulturkampfes, indem die katholische Kirche um ihre Rechte bei der Schulgesetzgebung kämpfte. Die Kirchen hatten bisher meist die Volksschulen geleitet. Dies änderte sich allmählich seit dem 9. Oktober 1860,[13] als die rechtliche Stellung der Kirchen im Staat neu geregelt wurde: das öffentliche Schulwesen sollte nunmehr vom Staat geleitet werden. Und seit dem 12. August 1862[14] wurde das gesamte badische Schulwesen unter die Aufsicht des staatlichen Oberschulrats gestellt. Nach dem Schulaufsichtsgesetz von 1864[15] sollten nun die Kirchen den kommunalen simultanen Ortsschulrat der konfessionellen Volksschulen unterstützten, der die Volksschulen beaufsichtigen sollte. Dieser Ortschulrat sollte sich aus Mitgliedern der Kirche, meist dem Ortspfarrer, der Gemeinde, entweder dem Ortsbürgermeister oder seinem Stellvertreter, dem Lehrer und den Familien der Ortsgemeinde zusammensetzen. Die katholische Kirche versuchte aber bei den katholischen Volksschulen den Ortsschulrat zu boykottieren, indem sie die Geistlichen aufforderte, sich dem Ortsschulrat zu verweigern, und indem sie die Familien der Ortsgemeinden bedrängte, nicht zur Wahl zu gehen. Diese Einmischung der Kirche sollte bestraft werden. Trotzdem kam der Ortsschulrat aber in den meisten Fällen zustande, denn er konnte auch ohne den Ortpfarrer bestehen. Es genügten schon wenige wählende Familienmitglieder, um die Wahl als gültig anzusehen.

Die Kommission der Ersten Kammer des Badischen Landtags stimmte dem Schulaufsichtsgesetz von 1864 im Ganzen zu. Die Erste Kammer verabschiedete das Gesetz am 16. Juli 1864 mit der Mehrheit der Abgeordneten gegen zwei Stimmen.

Im Vorspann des Kommissionsberichts sprach sich Rothe für die Änderung bei der Leitung und der Aufsicht über die Volksschulen aus: Der Staat sollte die Verantwortung für die meist konfessionellen Volksschulen übernehmen. Der Abgeordnete der Ersten Kammer hatte aber Verständnis für die Auffassung der katholischen Kirche, dass sie durch ihre Beauftragten die Volksschulen leiten wollte, denn es sei ihr bisher historisches Recht gewesen, und die Kirche hätte auch die ersten Schulen im Land gegründet. Die Volksschulen aber hatte nach Rothes Meinung der Staat geschaffen. Und die staatliche Leitung der Volksschule war für Rothe die »unabweisliche Konsequenz aus dem gegenwärtigen Entwicklungsstande unseres modernen Staatslebens.«[16] – Rothe machte sich auch zu Beginn des Kommissionsberichts Gedanken, ob die Ausbootung der katholischen Kirche aus der Volksschule in der Zukunft von Vorteil sein würde, weil einige »geistlichen Inspektoren« viel für die Pflege und den Ausbau der Volksschule getan hätten. Rothe war deswegen der Großherzoglichen Regierung dankbar, dass sie diesen pädagogisch geschickten Geistlichen die Möglichkeit geben wolle, neben dem normalen Religionsunterricht an den Katholischen Volksschulen den Kreisschulräten bei der Schulvisitation zu helfen. Zum Schluss der Einleitung in den Kommissionsbericht sprach Rothe davon, dass die Neugestaltung der Volkschule vielleicht die evangelische und die katholische Konfession näher zueinander bringen würde. »Diese Aussicht (wäre) jedenfalls eine freudige, keine erschreckende.«[17]

3.2 Evangelische Prälatur

Am 5. September 1861 hatte sich die evangelische badische Kirche eine Kirchenver-

2

Beilage Nr. 2 zum Protokoll der 1. Sitzung vom 3. December 1863.

Friedrich, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden,
Herzog von Zähringen.

Wir haben Uns in Gemäßheit der §§. 27 und 32 der Verfassungsurkunde allergnädigst bewogen gefunden, für die bevorstehende Ständeversammlung zu Mitgliedern der ersten Kammer von Unserer Seite zu ernennen:

1) Unseren Geheimen Rath und Bundestagsgesandten, Dr. von Mohl,
2) Unseren Oberst Friedrich Keller, Chef des Generalstabs und Mitglied des Kriegsministeriums,
3) Unseren Geheimen Rath und Professor Dr. Bluntschli,
4) Unseren Geheimen Kirchenrath und Professor Dr. Rothe,
5) den Oberhofgerichtsadvokaten Dr. Bertheau in Mannheim,
6) den Fabrikinhaber August Dennig in Pforzheim,
7) den Kunsthändler Philipp Artaria in Mannheim,
8) den Fabrikinhaber Franz Joseph Faller in Lenzkirch.

Wir beauftragen Unseren Präsidenten des Ministeriums des Innern, diese Unsere höchste Entschließung vorstehend benannten Personen und seiner Zeit der ersten Kammer zu eröffnen.

Gegeben zu Karlsruhe in Unserem Staatsministerium, den 25. November 1863.

Friedrich.

A. Lamey.

Auf Seiner Königlichen Hoheit höchsten Befehl:
Schunggart.

Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Beilagen der Ersten Kammer 1863/65, 1. Beilagenheft, Karlsruhe o. J., S. 2

fassung gegeben. Es standen sich wie in der konstitutionellen Monarchie Regierung und Volksvertretung, jetzt auch Oberkirchenrat und Generalsynode gegenüber. Die Generalsynode als Kirchenversammlung konnte nun ohne das Votum des Großherzogs, eigene Entscheidungen fällen. In der 18. Sitzung der Ersten Kammer am 6. Juni 1864 ging es darum, ob die Mitglieder des Oberkirchenrats, und vor allem der badische Prälat, von der Generalsynode für eine gewisse Zeitspanne gewählt oder wie bisher vom »Landesherrn« bestimmt werden sollten. Der Abgeordnete Dr. Rothe sprach sich in dieser Sitzung dafür aus, dass man die Stellung des jetzigen Prälaten nicht angreifen, aber für die Zukunft die neuen Amtsinhaber von der Generalsynode wählen lassen sollte. So unterstützte er den Antrag des Ministerialrats Dr. Jolly, »dass der Vertreter der evangelisch-protestantischen

Kirche mit Rücksicht auf die Grundsätze der neuen Verfassung dieser Kirche«[18] diesmal zu bestimmen sei.

3.3 Deutsch-Dänischer Krieg

Richard Rothe stellte sich in der zehnten Sitzung der Ersten Kammer am 25. April 1864 als nationalgesinnter Deutscher dar, als er es ein hervorragendes Ereignis nannte, dass die preußisch-deutschen Kriegsschiffe am 18. April 1864 den dänischen Feind vor der Küste Schleswig-Holsteins besiegt hätten (Eroberung der Düppeler Schanzen an der Flensburger Förde). König Christian IX. von Dänemark hatte 1863 eine Verfassung für Dänemark und Schleswig erlassen und somit gegen die von den damaligen Großmächten garantierte Unteilbarkeit der Herzogtümer Schleswig und Holstein verstoßen. Und so kam es zum Krieg zwischen Dänemark auf der einen Seite und Preußen und Österreich, die beide nach der Vorherrschaft in Deutschland strebten, auf der anderen Seite. Die Londoner Konferenz, zu der auch ein Abgesandter des Deutschen Bundes eingeladen wurde, weil Holstein zum Deutschen Bund gehörte, sollte Frieden zwischen den Parteien schließen. Da Christian IX. die Verfassung nicht zurückziehen wollte, ging der Krieg weiter. Er endete mit der Besetzung Jütlands und der Insel Alsen. Im Frieden von Wien, Oktober 1864, verzichtete Dänemark auf die Ansprüche von Schleswig, Holstein und Lauenburg. Schleswig, Holstein und Lauenburg wurden nun gemeinschaftlich als Kondominium von Preußen und Österreich verwaltet.

Nachdem die Abgeordneten der Ersten Badischen Kammer sich am 25. April 1864 zum Ruhm des preußischen Volkes und zum Gedenken an die gefallenen Soldaten erhoben hatten, erhielt anschließend der Abgeordnete Geheimer Kirchenrat Dr. Rothe das Wort. Er sprach sich begeisternd dafür aus, dass Schleswig-Holstein wohl nunmehr im Hoheitsbereich der Deutschen bleiben würde, das sei nicht nur eine politische, sondern eher noch eine »moralische Angelegenheit«, und er stellte an die Großherzogliche Regierung Fragen, welche »Instruktionen« der Abgesandte des Deutschen Bundes für die Londoner Konferenz erhalten und welche Mitwirkung hierbei die großherzogliche Regierung gehabt habe. Hierauf antwortete Minister Roggenbach. Zur Instruktion für den Abgesandten konnte und wollte Roggenbach nicht viel sagen, weil diese in die Entscheidungsgewalt der Bundesversammlung des Deutschen Bundes fiel und sie eine geheime Absprache war. Auf die Rolle der Großherzoglichen Regierung im Vorfeld der Londoner Konferenz sagte er, dass die Regierung für eine einheitliche Beschlussfassung der deutschen Mitglieder im Deutschen Bund hinsichtlich der Vereinigung der Herzogtümer Schleswig und Holstein gewesen war. Auch der Großherzog hätte noch einmal in einem Schreiben an die deutschen Fürsten für die gemeinsamen Interessen im deutschen Norden geworben. Aber die badische Vorstellung konnte sich nicht durchsetzen, und so sei es nur zur vagen Instruktion für den Abgesandten des Deutschen Bundes gekommen. Im Übrigen meinte Roggenbach, es sei zu hoffen, »dass die Rechte der Herzogtümer die Anerkennung Europas gewinnen könnten.«[19]

Rothe bedankte sich für die Auskünfte des Ministers und sprach davon, froh darüber zu gewesen zu sein, dass die »schleswig-holsteinische Sache« bei der großherzoglichen Regierung in guten Händen gewesen sei. Er stellte den Antrag, das Hohe Haus möge die Ziele Schleswig-Holsteins auch in Zukunft vertreten und die Großherzogliche Regierung unterstützen, sich für die Selbstständigkeit der

vereinigten Herzogtümer einzusetzen. Alle Abgeordneten stimmten zu, indem sie sich von ihren Plätzen erhoben.

4. 22. Ordentlicher Landtag der Ersten Kammer 1865/67

Großherzog Friedrich ernannte am 24. November 1865 unter den acht Mitgliedern der Ersten Kammer auch wieder Dr. Richard Rothe zum Abgeordneten. Diese Ankündigung des Großherzogs wurde an die Erste Kammer in einer Beilage zur ersten Sitzung am 4. Dezember 1865 weitergeleitet.[20] In derselben Sitzung wurde auch eine Kommission zur Prüfung der in der Ersten Kammer vorzunehmenden Wahlen gebildet. Sie bestand aus dem Präsidenten Prinz Wilhelm von Baden und den sechs ältesten Mitgliedern der Ersten Kammer, u. a. dem Geheimen Kirchenrat Dr. Rothe und dem Prälat Holtzmann.

Grundsatzdiskussionen

4.1 Auseinandersetzung mit Rothe

Am 17. März 1866 entbrannte eine Diskussion über Aussage des Staatsrats Lamey, das Gesetz sei das öffentliche Gewissen. Bei dieser Diskussion forderte der Abgeordnete Freiherr von Andlaw den Abgeordneten Dr. Rothe heraus, indem er ihn mit einem offenen Brief eines norddeutschen Gelehrten konfrontierte. Dieser Gelehrte erkannte Rothe als Theologen, nicht aber als Fachmann des modernen Staates und der modernen Bildung an. Andlaw zitierte aus diesem Brief, »dass es nichts Übersinnliches, keinen Gott, keine Göttlichkeit der Seele mehr, sondern nur Materie und sonst nichts gebe.«[21] Dieser offene Brief des unbekannten Verfassers war eine Reaktion auf die Darlegung Rothes über die Versöhnung auf dem Protestantentag in Eisenach. Rothe führte nun in der Parlamentssitzung aus, dass jegliche Versöhnung durch die Geschichte im Schoß des Christentums stattfinden würde. Und auch bei den zwei christlichen Kirchen sei er zuversichtlich, dass eine Versöhnung nach einer Zeit der Prüfung kommen werde. Nach seiner Meinung müssten die Konfessionen im Staat zusammenhalten, man sollte sich nicht gegenseitig als »heidnisch« oder »unchristlich« diffamieren, sondern im Andersdenkenden den Mitmenschen erkennen, der aus »redlichem Gewissen« handele und mit anderen Mitteln dasselbe Ziel zu erreichen suche. So sollten die Konfessionen sich die Hände reichen! Rothe bat auch die Erste Kammer, seine Überzeugung anzunehmen, dass er als Christ gesprochen, der moderne Staat für ihn eine »Gott dienende« und an den modernen Staat »glaubende Bevölkerung«[22] habe, und die moderne Bildung christlich und moralfördernd sei. Auf den unbekannten Verfasser des Briefes eingehend, meinte Rothe, dass man das Sinnliche der Welt erkennen, es aber mit dem Übersinnlichen verbinden sollte, um zum eigenen Sinn des Lebens zu kommen. – Das Hohe Haus sprach durch seinen Präsidenten dem Abgeordneten Dr. Rothe den Dank für die versöhnlichen Worte aus.

4.2 Verteidigung des Kirchenrats Dr. Schenkel

Dr. Schenkel war Direktor des evangelisch-protestantischen Predigerseminars in Heidelberg. Er schrieb 1864 ein Buch über »Das Charakterbild Jesu«[23]. Dieses Buch war für die evangelischen Gemeinden bestimmt und erregte »Zweifel, Unglaube und Ärgernis«. Freiherr von Göler stellte eine schriftli-

che Anfrage, eine Interpellation, an den Präsidenten des Innenministeriums wegen des evangelisch-protestantischen Predigerseminars und seines Leiters. Das Predigerseminar war in Verbindung mit der Universität Heidelberg eine Staatsanstalt. Von Göler wollte nun von der Regierung wissen, warum sie nichts gegen Kirchenrat Schenkel unternommen und das Predigerseminar aufgelöst habe, so dass der Fall Schenkel gelöst wäre. In der Sitzung am 22. März 1866 machte Staatsrat Dr. Lamey deutlich, dass nach dem Kirchenrecht die Regierung sich nicht in die Angelegenheiten der Kirche einmischen könne. In derselben Sitzung verteidigte Kirchenrat Rothe seinen Kollegen Schenkel, in dem er sagte, dass der Unmut gegenüber Schenkel nicht durch sein Buch, sondern durch Widersacher Schenkels verursacht würde. Der Inhalt des Buches entspreche zwar nicht wissenschaftlichen Standards, aber die umstrittenen Thesen Schenkels wurden schon früher in Predigten vertreten, und man sei teilweise noch »viel weiter gegangen«. Die Aussagen Schenkels über die Person Jesu »seien der Ausdruck der allgemeinen Überzeugung der evangelischen Christenheit, wie sie im 16. Jahrhundert bestanden«[24] hätten. – In der 13. öffentlichen Sitzung am 12. Mai 1866 unterstützte Rothe den Kirchenrat Dr. Schenkel nochmals, als man diesen im Rahmen der Debatte um die Stipendien für Theologiestudenten außerhalb des Predigerseminars angriff. Die Förderung dieser Theologiestudenten wurde von der Ersten Kammer gebilligt.

4.3 Das Ende der Parlamentsarbeit

Für Richard Rothe endete seine Parlamentsarbeit am 7. November 1866. Der Schluss der Parlamentsperiode 1865/67 wurde vorgezogen, da sich nach der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli 1866 die Verhältnisse im Großherzogtum änderten. Bisher unterstützte das Großherzogtum Baden das Kaiserreich Österreich um die Vormachtstellung in Europa. Diese Tatsache nannte man die großdeutsche Lösung, also die Vereinigung der Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes unter der Vormachtstellung Österreichs. Nach der gewonnenen Schlacht von Königgrätz durch Preußen musste das Großherzogtum Baden aber seine Politik nunmehr auf die kleindeutsche Lösung ausrichten. Diese beinhaltete die Herrschaft Preußens über die Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes mit Ausnahme der süddeutschen Staaten Hessen, Baden, Württemberg und Bayern. Nach dem Sieg Preußens trat die großherzogliche badische Regierung zurück. Die neue Regierung unter Karl Mathy versuchte nun, das Land Baden auf die entstehende deutsche Einigung vorzubereiten, vor allem aber die Verbindung des badischen mit dem preußischen Militär herzustellen, und die Bevölkerung musste mit den auf sie zukommenden gesamtstaatlichen Einrichtungen vertraut gemacht werden. Deswegen musste die »Partikulargesetzgebung« gegenüber der deutschen Gesetzgebung zurücktreten, und die Großherzogliche Regierung hatte für die Verhandlungen mit der Regierung Preußens nicht viel Zeit übrig. Aus diesen Gründen vertagte der badische Staatsminister nach § 42 der Verfassungsurkunde vom 22. August 1818[25] die Erste Kammer. Und der Präsident der Ersten Kammer schloss daraufhin die Sitzung.

Zusammenfassung und Ausblick

Richard Rothe war ein kluger Mensch und ein hervorragender Theologe. Er machte von sei-

ner Person nicht viel Aufhebens, es war bemerkenswert, »wie wenig der Mann an sich dachte; während er Anderen die zarteste Aufmerksamkeit auch für kleine Dienste widmet(e)«[26]. Dieser bescheidene Mann wurde von der Wissenschaft anerkannt, von der Regierung und dem badischen Hof besonders geschätzt. Für die evangelische Kirche setzte er sich in verschiedenen Generalsynoden ein, und an der Gründung des Protestantenvereins, der sich für eine Erneuerung der evangelischen Kirche im Geist der evangelischen Freiheit einsetzte, wirkte er an führender Stelle mit. In der Universität war Rothe ein pflichtbewusster und arbeitsamer Hochschullehrer, der die Lehrveranstaltungen, wenn sie oft tagelang wegen den Tätigkeiten an der Abgeordnetenkammer oder dem Oberkirchenrat ausfielen, immer wieder nachholte. Seine erste Stelle in Heidelberg war mit viel Arbeit verbunden, umfasste sie doch drei theologische Fächer.

Zum Schluss seines Lebens als Abgeordneter der Ersten Kammer der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, als der Großherzog ihn für jeweils zwei Perioden zum Mitglied der Ersten Kammer ernannte, setzte Rothe sich vor allem für die Thematik Religion und Schule ein. Großherzog Friedrich I. wollte dem verdienten Theologen mit der Berufung eine große Ehre erweisen, weswegen Rothe diese auch nicht ablehnte, während die badische Regierung mit Rothes Berufung erreichen wollte, dass die »umstrittene Religions- und Kirchenpolitik von einem prominenten Theologen und Kirchenvertreter«[27] unterstützt würde. Die umfangreichste und erfolgreichste Arbeit in der ersten Phase der Kammertätigkeit Rothes war die Ausarbeitung und Darstellung des Kommissionsberichtes über den Entwurf eines Schulaufsichtsgesetzes der Volksschulen. Auch seine Rede zum Deutsch-Dänischen Krieg war sehr bemerkenswert, denn er gab sich hier als deutscher Patriot zu erkennen. Aber nach dem Sieg von Königgrätz durch die Preußen kam Rothe zu dem Schluss, dass sich die Machtfülle Preußens sehr bald zu einem »imperialen Machtstaat« auswirken könnte, der auch für Baden mit Nachteilen verbunden wäre. Während der verkürzten zweiten Phase der Tätigkeit Rothes im Parlament trat er kaum noch in Erscheinung, er war schon vom Alter und Krankheit geprägt. Sein Tod wurde beschleunigt, weil er als pflichtbewusster Mensch krank an einer Sitzung des Oberkirchenrates in Karlsruhe teilnahm und er sich von dieser Krankheit nicht mehr erholte. Er starb am 20. August 1867. – Zum 100. Geburtstag Richard Rothes starteten die Universität und die Stadt Heidelberg unter der Schirmherrschaft von Großherzog Friedrich I. einen Aufruf zur Errichtung eines Rothe-Denkmals. Zur Begründung für ein Rothe-Denkmal hieß es am Anfang des Aufrufes, dass die Theologie Rothes durchdrungen gewesen sei von »religiöser Innerlichkeit und sittlicher Energie mit wissenschaftlicher Begründung des Glaubens.«[28] Dieses Denkmal steht heute als Büste in der Heidelberger Peterskirche, der Universitätskirche.

Anmerkungen

1 In den Heften der Badischen Heimat, u. a. über Ludwig Marum 2/1998 oder über Richard Freudenberg 4/2008.
2 Friedrich Wilhelm Graf, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 8, hg. u. a. von Friedrich Wilhelm Bautz, Herzberg 1994, S. 785.
3 Konrad Exner-Seemann, Josef Ziegelmeyer: Badische Landes- und Kommunalpolitik im frühen 20. Jahrhundert, Ubstadt-Weiher 1993, S. 19.
4 Richard Rothe: Die Anfänge der christlichen Kirche und Ihrer Verfassung, Wittenberg 1837.

5 Richard Rothe: Theologische Ethik, erste Auflage, 3 Bde, Wittenberg 1845/48.
6 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden 1863/64, Beilagen der Ersten Kammer, 1. Beilagenheft, Karlsruhe o. J., S. 2.
7 Richard Rothe: Ein christliches Lebensbild, Briefe, hg. von Friedrich Nippold, zweiter Band, Wittenberg 1877, S. 568 f.
8 Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden, Protokolle der Ersten Kammer 1863/65, Karlsruhe o. J., S. 5.
9 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen der Ersten Kammer 1863/65, 1. Beilagenheft, a. a. O., S. 2.
10 Verhandlungen der Ständeversammlung, Protokolle der Ersten Kammer 1863/64, a. a. O., S. 69.
11 Verhandlungen der Ständeversammlung, Protokolle der Ersten Kammer 1863/64, a. a. O., S. 70.
12 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen der Ersten Kammer 1863/65, 2. Beilagenheft, Karlsruhe o. J., S. 142 ff.
13 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen der Ersten Kammer 1863/65, 2. Beilagenheft, a. a. O., S. 143.
14 Badische Geschichte, hg. v. d. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart 1979, S. 287.
15 Konrad Exner-Seemann, Josef Ziegelmeyer, a. a. O., S. 10.
16 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen der Ersten Kammer 1863/65, 2. Beilagenheft, a. a. O., S. 143.
17 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen der Ersten Kammer 1863/65, 2. Beilagenheft, a. a. O., S. 149.
18 Verhandlungen der Ständeversammlung, Protokolle der Ersten Kammer 1863/64, a. a. O., S. 100.
19 Verhandlungen der Ständeversammlung, Protokolle der Ersten Kammer 1863/65, a. a. O., S. 41.
20 Verhandlungen der Ständeversammlung, Beilagen der Ersten Kammer 1865/67, a. a. O., S. 2.
21 Verhandlungen der Ständeversammlung, Protokolle der Ersten Kammer 1865/67, a. a. O., S. 37.
22 Verhandlungen der Ständeversammlung, Protokolle der Ersten Kammer 1865/67, a. a. O., S. 38.
23 Daniel Schenkel: Das Charakterbild Jesu, Wiesbaden 1864.
24 Verhandlungen der Ständeversammlung, Protokolle der Ersten Kammer 1865/67, a. a. O., S. 44.
25 Verfassungsurkunde nebst Wahl-Ordnung für das Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1880, S. 6.
26 Heinrich Holtzmann, in: Badische Biographien, hg. v. Friedrich von Weech, Bd. VI. Heidelberg 1875, S. 207.
27 Friedrich Wilhelm Graf, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 8, a. a. O., S. 800.
28 Aufruf zur Errichtung eines Rothe-Denkmals, Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 60, Nr. 1927.

Anschrift des Autors:
Dr. Konrad Exner
Waidallee 11/1
69469 Weinheim

Julius Kraemer, Großherzoglich Badischer Hofphotograph in Kehl am Rhein

Hans-R. Fluck

Unter den Badischen Hoffotografen, die in dem Band »Gut Licht« (2003)[1] aufgeführt werden, fehlt der Name J. Kraemer. Das mag daher kommen, dass Julius Kraemer weniger durch seine Fotografien als durch seine Lichtdrucke bekannt geworden ist. Seit 1872 betrieb er in Kehl ein »Atelier spez. für Lichtdruck«, die spätere »Kunstanstalt für Photographie und Lichtdruck J. Kraemer in Kehl a. Rhein«.[2]

Karl Julius Kraemer, so der Eintrag im Kirchenbuch, wurde am 13. September 1840 in Kehl geboren[3]. Sein Vater, Franz Karl Kraemer, war Bürger und Handelsmann in Kehl, verheiratet mit Karoline Julia Kraemer, geb. Semerau. Es ist noch unbekannt, wie J. Kraemer zur Fotografie kam.

Zu seinen bedeutendsten Arbeiten zählen die Fotografien und Lichtdrucke, die er zu literarischen Werken anfertigte: zu Hans Baldung Grien, zum *Hortus deliciarum* (Herrad von Landsberg), zum Trierer *Codex Egberti* und zum *Codex Manesse,* der berühmten Heidelberger Liederhandschrift. Dazu kommen Beiträge zu wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus den Natur-, Geistes- und Kunstwissenschaften sowie zur Landesgeschichte.[4]

Lichtdruck war zu jener Zeit ein neues, in der Entwicklung begriffenes fotomechanisches Verfahren, mit dem es gelang, originalgetreue Reproduktionen von Vorlagen wie Gemälden, Zeichnungen etc. herzustellen und ihre feinsten Details wiederzugeben. Dies wird dadurch erreicht, dass dieses Wiedergabeverfahren für Bilder ohne eine Zerlegung in Rasterpunkte auskommt und echte Halbtonwiedergaben ermöglicht. Es wurde 1856 in Paris von Louis-Alphonse Poitevin unter der Bezeichnung Collotypie entwickelt[5] und von Joseph Albert in München 1868/69[6] verbessert. In einer ersten Gesamtschau die-

Tafel XXX, aus: Robert Forer, Die Zeugdrucke der byzantinischen, romanischen, gothischen und späteren Kunstepochen. Straßburg 1894.

Briefbogen von J. Kraemer, 1897
(GLA Karlsruhe, Signatur: 235/3164)

Die Quelle. Ein Fliegender Bilderbogen, Nr. 1, Juni 1892 (Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg, Signatur ALS.BH.402)

ser Reproduktionsverfahren schreibt August Albert[7]:

> »Lichtdruck, die deutsche Bezeichnung für ein Flachdruckverfahren, bei welchem ein photographisches Negativ unter einer auf einer Spiegelglas- oder Metallplatte aufgetragene Chromatgelatine kopiert wird; eine solche Schicht nimmt dann im befeuchteten Zustande nur an den kopierten Stellen die Druckfarbe an, welche auf Papier usw. abgedruckt wird.«

Problematisch dabei waren die Präparation der Platten und ihre weitere Behandlung bis hin zur (beschränkt möglichen) Retusche. Hierzu sind verschiedene Techniken bekannt. So kann man u. a. »Eine Alaunlösung in destilliertem Wasser mit Tusche färben«, wie A. Albert mit einem Hinweis auf Julius Krämer anführt (»Nach J. Krämer in Kehl«).[8]

Der Druck selbst erfordert Übung, Erfahrung und hohe Konzentration, die ihren Preis haben.

> »Die erreichten Auflagen sind gering und der Arbeitsaufwand im Lichtdruck ist sehr hoch. Lichtdruck ist teuer, aber die Wiedergabequalität rechtfertigt den hohen Preis. In frühen Zeiten war der Lichtdruck im Arbeitsaufwand mit anderen Druckverfahren vergleichbar und stellte im Druckergebnis ein auf andere Weise nicht erreichbares Druckerzeugnis her.«[9]

Diesem Spezialgebiet hatte sich J. Kraemer schon sehr früh zugewandt. Seine Hauptarbeitsgebiete waren »Photographien, spez. Portraits und zusammengesetzte große Gruppenbilder, Kohlendrucke und Lichtdrucke«[10]. Durch seine Arbeiten wurde J. Kraemer über die Landesgrenzen hinaus bekannt. 1879

nahm ihn die Photographische Gesellschaft in Wien als ordentliches Mitglied auf. 1880 steuerte er zu ihrer Vereinzeitschrift »Photographische Correspondenz« als »Artistische Beilage« einen Lichtdruck des Straßburger Münsters bei.

Seine Leistungen auf dem Gebiet der Fotografie wurden 1877 in Karlsruhe[11], 1884 in Frankfurt a. Main[12] und 1895 in Straßburg prämiert, wie Fotorevers und seine Briefbögen zeigen.

Auf einem dieser erhaltenen Briefbögen erscheint auch erstmals der Titel *Hofphotograph,* der ihm 1888 verliehen wurde Vermutlich erhielt er diesen Titel für seine Mitarbeit an der ersten vollständigen Reproduktion in Lichtdruck des *Codex Manesse,* die dem Badischen Großherzog Friedrich I. als Präsent zuging. In einer Mappe mit Erinnerungsblättern zur Geschichte der Stadt Kehl[13], die Kraemer dem Badischen Großherzog zum 50-jährigen Regierungsjubiläum (1902) widmete, führt er den vollen Hoftitel an: *Großherzoglich Badischer Hofphotograph.*

Neben seinen Lichtdrucken in vielen deutschen und elsässischen Werken sowie seiner Korrespondenz mit dem Großherzoglichen Ministeriums für Justiz, Kultus und Unterricht in Karlsruhe über Ausführung und Preis seiner Mitarbeit an der Reproduktion des damals noch in Paris befindlichen *Codex Manesse,* sind einzelne Fotografien, einzelne Lichtdrucke und zahlreiche Ansichtskarten erhalten. Erhalten geblieben ist auch sein Ex Libris, das der Jugendstilkünstler Joseph Kaspar Sattler (1867–1931)[14] entworfen hat. Mit ihm und mit Gustave Henry veröffentlichte er 1892 als Serie die graphischen Blätter: *Die Quelle – ein Fliegender Bilderbogen.*[15]

Und er wirkte auch mit an den Lichtdrucken des *Elsässer Bilderbogens/Images Alsaciennes,* den Joseph K. Sattler gemeinsam mit

Buchseite aus: Franz Xaver Kraus (Hrsg.): Die Miniaturen der Manesse'schen Liederhandschrift. Im Auftrag des Großherzoglich Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts nach dem Original der Pariser Nationalbibliothek in unveränderlichem Lichtdruck. Straßburg: Trübner 1887. [online unter: http://digi.ub.uni-heidelberg. de/diglit/manesse1887/0026].

Charles Spindler herausgab: I (1893/94), II (1894/95), III (1895/96).[16]

Die Auftraggeber waren mit Kraemer's Arbeiten stets zufrieden und äußerten sich dazu immer sehr positiv. In einer Selbstanzeige zur Buchausgabe des *Codex Manesse* lobt der Kirchenhistoriker Franz X. Kraus Kraemer's Mitarbeit in höchsten Tönen:

> »Mit der Ausführung dieser Absicht [einer vollständigen photographischen Nachbildung der Mannesse'schen Liederhandschrift] beauftragt, habe ich zunächst Sorge getragen, dass die 140 illuminierten Blät-

Von Beinert verwendete Reproduktion eines Bildes aus der Geschichte von Kehl (hier als selbständige Ansichtskarte), Lichtdruck J. Kraemer

ter der Hs. [Handschrift] sammt dem alten Dichterverzeichnis in einer dem Original möglichst nahekommenden Erscheinung hergestellt wurden. (Dass dies in der Tat erreicht wurde, ist wesentlich der Umsicht und der keine Mühe scheuenden Tätigkeit der mit der Herstellung der photographischen Copie beauftragten Firma J. Kraemer in Kehl zu verdanken, welche sich mit dem Gelingen dieses Werkes ein dauerndes Denkmal gesetzt hat.)«[17]

1909 verwendete Johannes Beinert im seinem Buch zur *Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehl's* (Kehl: Morstadt 1909) noch 19 Lichtdrucke der »Kunstanstalt vorm.[als] J. Kraemer, Kehl, deren reiche Schätze und gute Reproduktion so viel zur Ausstattung beigetragen haben«.[18] Und auch der Band *Aus Vergangenheit und Gegenwart der Stadt Kehl a. Rh.,* verfasst von Bürgermeister Hermann Dietrich (Straßburg 1912), nutzt Lichtdrucke von Julius Kraemer zur Illustration des Werkes.

Danach muss um 1909/11 Kraemer's Lichtdruckanstalt einen neuen Besitzer gefunden haben. Im Adressbuch für Straßburg 1910, in dem auch Kehl mitberücksichtigt wird, ist die *Photographische Anstalt* Julius Kraemer noch verzeichnet. In der Ausgabe von 1913 ist zu lesen, dass J. Kraemer sich mit seiner Ehefrau als Privatier in die Rheinstrasse 23 zurückgezogen hatte. Dort ist er am 14.12.1913 im Alter von 73 Jahren gestorben.[19]

Ein Neudruck seiner »Erinnerungs-Blätter«[20] zur Geschichte der Stadt Kehl erinnert jetzt wieder an Julius Kraemer, den Großherzoglich Badischen Hofphotographen. Der Band enthält Bilder zur wechselvollen Geschichte der Stadt Kehl und zeigt am Ende im Zusammenhang mit der Belagerung von Straßburg 1870 die teilweise Zerstörung Kehls. Kehl war in dieser kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich die einzige deutsche Stadt, die durch diesen Krieg stark beschädigt wurde. Denn von Kehl aus wurden damals in Straßburg viele Häuser bombardiert und in Schutt und Asche gelegt, darunter die Bibliothek der Stadt mit unwiederbringlichen Verlusten an Büchern und Manuskripten.[21] Der Neudruck enthält auch ein ausführliches Verzeichnis von Werken, die Fotografien oder Lichtdrucke von J. Kraemer enthalten.

Anmerkungen

1 Gut Licht – Geschichte der Fotografie in Baden. Karlsruhe 2003 (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Bd. 6).

2 Katalog zur Kunst- und Gewerbeausstellung für das Großherzogthum Baden zu Karlsruhe 1877. 2. Aufl. Karlsruhe 1877, S. 205.

3 4. Okt. 1840, S. 93; Hinweise auf die Online-Version dieses Kirchenbuchs verdanke ich Frau Dr. Ute Scherb, Stadtarchivarin in Kehl.

4 Z. B. Henri Léon Ungemach, Die Erzlagerstätten des Weilertales. 1907; Karl Brugmann, Lautlehre der indogermanischen Sprachen. 1902; Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908 (Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Band 7).

5 Zur Entwicklung und Geschichte der Fotografie vgl. u. a. Michel Frizot (Hrsg.), Neue Geschichte der Fotografie. Köln 1998, zu den Einzelbegriffen wie *Halbton, Lichtdruck* etc. siehe Heijo Klein, Sachwörterbuch der Drucktechnik und grafischen Kunst. Köln 1975.

6 Vgl. Winfried Ranke, Joseph Albert – Hofphotograph der Bayerischen Könige. München 1977, S. 31 ff. und 97 f.

7 August Albert, Technischer Führer durch die Reproduktions-Verfahren und deren Bezeichnungen. Halle a. S: Wilhelm Knapp 1908, S. 144. – Dieser und der folgende Absatz sind übernommen aus meinem Beitrag: Hofphotograph J. Kraemer und seine »Kunstanstalt für Photographie und Lichtdruck« in Kehl am Rhein, in: Erinnerungs-Blätter aus der Geschichte von Kehl am Rhein 1684–1870. Gesammelt, aufgenommen und ausgeführt in Lichtdruck von J. Kraemer [Kehl]. Neudruck mit einem Nachwort von Hans-R. Fluck. Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur 2012.

8 Albert wie Anm. 7 (1908: 147).

9 Zitat aus: http://de.wikipedia.org/wiki/Lichtdruck_(Druck) [22.10.2012].

10 Katalog zur Kunst- und Gewerbeausstellung für das Großherzogthum Baden zu Karlsruhe 1877. 2. Aufl. Karlsruhe 1877, S. 205.

11 Die Prämierung muss anlässlich der Ausstellung erfolgt sein, die der Karlsruher Gewerbe-Verein zum 25-jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Friedrich I. von Baden ausrichtete und an der sich J. Kraemer beteiligte: »Allgemeine Kunst- und Gewerbe-Ausstellung für das Großherzogtum Baden«, 1. August – 15. Oktober 1877, Karlsruhe.

12 Vermutlich erhielt Kraemer diese Auszeichnung im Rahmen einer Ausstellung, die vom »Verein zur Pflege der Photographie und verwandter Künste« im September 1884 anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Vereins im Frankfurter Palmengarten organisiert worden war, vgl. August Seibert, Der Palmengarten zu Frankfurt a. M. Berlin 1896, S. 18.

13 Heute in der Landesbibliothek Karlsruhe, Signatur: 98C 76279 RH.

14 Siehe dazu Ludwig Hollweck/Hanns Schultes: Joseph Kaspar Sattler, Ein Wegbereiter des Jugendstils. Pfaffenhofen 1988 (= Schrobenhausener Kunstreihe, Bd. 2).

15 Sie sind – mit 12 Blättern – in der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg (BNU) erhalten unter der Signatur ALS.BH.402.

16 Die drei Bände sind erhalten in der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg (BNU), Signatur M.030.870 [1–3].

17 Deutsche Literaturzeitung IX Jahrgang 1888, Nr. 8, S. 279 (Berlin).

18 Johannes Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl a. Rh.: Morstadt 1909.

19 Eintrag Nr. 129/1913 im Kehler Sterbebuch der evangelischen Kirche. Briefliche Mitteilung von Frau Dr. U. Scherb, Stadtarchivarin in Kehl.

20 Erinnerungs-Blätter aus der Geschichte von Kehl am Rhein 1684–1870 (wie Anm. 7).

21 Siehe dazu unter der zahlreichen Literatur zum Bombardement Straßburgs zum Beispiel Carl Bleib-treu, Strassburg. Belagerung von Strassburg vom 15. August bis 28 September 1870. Reprint nach der Ausgabe Stuttgart 1910, Bad Langensalza 2009, besonders S. 30–33.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Hans-R. Fluck
Parkweg 89
58453 Witten

Bauprojekte der großen Heeresvermehrung 1913

Die Infanteriekasernen in Villingen und Donaueschingen

Folkhard Cremer

Als sich im Zuge der Zweiten Marokkokrise 1911 die Beziehungen der europäischen Großmächte zueinander verschlechterten, wuchs in der militärischen Elite des Kaiserreichs die Überzeugung von der Unvermeidbarkeit eines militärischen Konfliktes in Europa. Um sich gegen die zahlenmäßige Überlegenheit Frankreichs und Russlands zu wappnen, erfolgte im Frühjahr 1912 eine Erhöhung der Armeestärke um 29 000 Mann. Ausgelöst durch die Balkankriege (September 1912 bis Oktober 1913) forderte der Generalstab Ende 1912 eine weitere Verstärkung des Heeres. Im März 1913 beschloss der Reichstag eine Heeresvermehrung um 137 000 Mann auf 793 000 Soldaten. Das hatte die Errichtung neuer und moderner Kasernen zur Folge. Sie wurden zu effizienten Ausbildungsstätten für die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs, dessen Ausbruch sich nun zum 100. Mal jährt.

Kasernierung bis 1912/13

1877 war im Deutschen Reich die Aufhebung des ungeregelten Nebeneinanders von Einquartierungen und Kasernierungen beschlossen worden. Zu diesem Zeitpunkt waren lediglich die in Baden stationierten Truppenteile des XIV. Armee-Korps vollständig kaserniert. Statt enger, überbelegter innerstädtischer Verteidigungsbauten schuf man außerhalb der historischen Stadtkerne neue Kasernen als Friedensunterkünfte, Ausbildungs- und Versorgungsanlagen. Da der Landkrieg seit Mitte des 19. Jahrhunderts von den Nachschubwegen des Eisenbahnnetzes abhängig war, platzierte man die Kasernen in Städten mit Bahnanschluss. Wesentlich für Lagebestimmung und Baugestaltung waren funktionale, hygienische und sozialökonomische Aspekte, die in der Garnison-Bauordnung 1896 und den Garnison-Gebäudeordnungen 1899, 1900 und 1911 formuliert wurden. Die Anlagen sollten einfach und übersichtlich gestaltet, Unterkunfts- und Versorgungsbereiche aus hygienischen Gründen in Einzelbauten getrennt sein. Die Gestaltung erfolgte nach zweckmäßigen Normen für Raumgrößen, Belegungszahlen und sanitäre Einrichtungen, sodass jeder Soldat ausreichend mit guter Luft und großzügig mit Wasser versorgt war. Um 1910 forderte die Heimatschutzbewegung einen ästhetisch günstigen Eindruck im Stadtbild durch eine qualitätvollere künstlerische Durchbildung und die Einbindung in eine charakteristische Landschaftssilhouette.

Nach Bekanntwerden des Beschlusses der Heeresvermehrung im März 1912 bewarben sich 273 Städte und Gemeinden um eine Garnison. Aus diesem Bewerberpool wählte das Kriegsministerium 1913 die Standorte nach folgenden Kriterien aus:

1. militärische Erwägungen stehen im Vordergrund;
2. Stationierung in der Nähe eventueller künftiger Einsatzorte;
3. Berücksichtigung von Mobilmachungsgesichtspunkten (wie Eisenbahnverbindung);
4. Lage des neuen Standorts zu den übrigen Truppen des übergeordneten Verbands.

Als strategisch günstig hinter der potenziellen Westfront zurückgestaffelte Städte mit Bahnanschluss boten sich Villingen und Donaueschingen an. Die Schwarzwaldbahn von Offenburg nach Singen, die seit 1873 die Rheintalbahn mit der Hochrheinbahn verband, ermöglichte eine rasche Verkehrsverbindung zu den Standorten der badischen Infanterie-Regimenter in Lahr, Offenburg und Mühlhausen, zum Artilleriestandort Immendingen und nach Konstanz. Ihr zweispuriger Ausbau wurde vom Kriegsministerium mitfinanziert. Verbindungen zur voraussichtlichen Westfront bestanden mit der Höllental- (Donaueschingen – Freiburg) und der Strategischen Bahn (Hintschingen – Lauchringen).

Militär- und wirtschaftsgeschichtliche Voraussetzungen

Galt Villingen in den frühneuzeitlichen Kriegen Österreichs mit Frankreich als Festung an einem der Hauptschwarzwaldpässe als strategisch wichtig, spielte es nach dem österreichischen Erbfolgekrieg (1745), abgesehen von der kurzzeitigen Einrichtung einer Kaserne im Franziskanerkloster 1806, militärisch keine Rolle mehr. Im Zuge des Baus der badischen Schwarzwaldbahn (1865–1873) erlebte Villingen einen wirtschaftlichen Aufschwung und bemühte sich seit 1886 um die Ansiedlung einer Garnison. – Als unmittelbarer Reichsstand war das Fürstentum Fürstenberg mit Residenz in Donaueschingen bis 1806 verpflichtet, ein Kontingent der Truppen des Schwäbischen Kreises zu stellen. Nach der Aufhebung der Souveränität des Fürstentums blieb der 1810 zu einer Stadt erhobene Marktort bis ins frühe 20. Jahrhundert militärisch und wirtschaftlich unbedeutend.

Die Errichtung einer Kaserne samt zugehöriger Infrastruktur versprach wirtschaftliche Impulse für ortsansässige Firmen und Handwerksbetriebe und neue Arbeitsplätze im Bereich Verwaltung, Dienstleistung und Versorgung (Schneider, Lebensmittelhändler, Gastronomie etc.). Nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen (1860er-Jahre) und Gründung des Deutschen Kaiserreichs (1871) stammte Anfang des 20. Jahrhunderts die Mehrzahl der Offiziere zwar aus dem gehobenen Bürgertum, unterwarf sich jedoch dem aristokratischen Wertesystem. In der vom Adel, dem Offizierskorps und der Bürokratie geprägten Gesellschaft des Deutschen Kaiserreichs galt der adelige Offizier der vornehmen Garde-Regimenter als das gesellschaftliche Leitbild aller übrigen Schichten. Die 1908 eingeleitete Bewerbung der Residenzstadt Donaueschingen um eine Garnison führte viel schneller zum Ziel als die des bürgerlichen Villingen, das sich schon seit 1886 darum bemühte. Donaueschingen besaß in der Person des Fürsten Max Egon II. zu Fürstenberg einen der politisch einflussreichsten Hochadeligen als Fürsprecher. Er war sowohl ein wichtiger politischer Funktionsträger innerhalb der Habsburgermonarchie, als auch engster Vertrauter Kaiser Wilhelms II. Als am 14. März 1913 durchsickerte, dass Donaueschingen eine Garnison bekommen sollte, fühlte sich das dreimal so große Villingen benachteiligt. Als »Metropole des Schwarzwal-

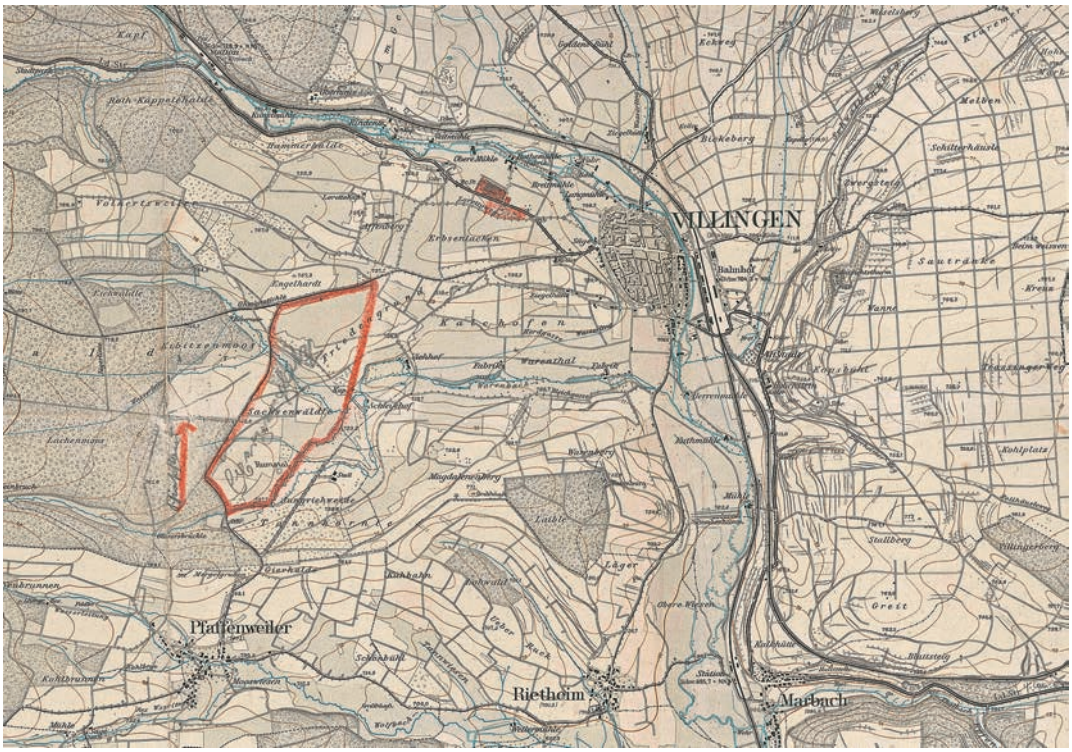


Abb. 1: Villingen, Lageplan der Stadt. Eingezeichnet der vorgesehene Kasernenbauplatz und das Gelände für Exerzierübungen und der Schießplatz (Stadtarchiv Villingen-Schwenningen)

des« und »wichtigste Stadt Südbadens neben Freiburg und Konstanz« beauftragte sie den Reichstagsabgeordneten Duffner, sich erneut beim Kriegsministerium für Villingen stark zu machen. Am 26./27. Mai 1913 trafen im Bürgermeisteramt die entscheidenden Telegramme über die Bewilligung der Garnison für Villingen durch die Budgetkommission und den Kriegsminister ein.

Nun begannen die Verhandlungen um die Bauplätze, die in beiden Städten nordwestlich der historischen Kernstadt und weit außerhalb des Siedlungsgebietes lagen (Abb. 1). Beide Städte mussten das Gelände für die Garnison (über den Kasernenbauplatz hinaus auch ein größeres Gelände für Exerzierübungen und einen Schießplatz) auf eigene Kosten bereitstellen und dieses in die städtische Infrastruktur einbinden. Während die Stadt Villingen auch für die Baukosten der Kasernenbauten aufkommen musste, wurden diese in Donaueschingen aus dem Wehretat des Kriegsministeriums beglichen.

Am 4. Oktober 1913 zog in Donaueschingen offiziell das 3. Bataillon des 9. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 170 ein (die Bataillone 1 und 2 standen in Offenburg). Gleichzeitig wurde in Villingen das 3. Bataillon des 8. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 169 stationiert (die Bataillone 1 und 2 standen in Lahr). Die Friedensstärke eines Bataillons umfasste mit Offizieren und Mannschaften ca. 620, die Kampfstärke 919 Mann. Im August 1915 waren in Villingen sogar 1400 Mann sta-

Abb. 2: Donaueschingen, Barackenkaserne. Postkarte, gelaufen 24.2.1917 (Slg. Willi Hönle, Donaueschingen)

tioniert. An beiden Standorten gab es 1913/14 nur provisorische Baracken-Unterkünfte (Abb. 2), unweit des jeweiligen Baugeländes, auf dem aber zum Teil schon die Funktionsgebäude (Waffenmeisterei und Patronenhaus, in Donaueschingen auch das Exerzierhaus) errichtet waren.

Kaserne Villingen

Das im Juli 1913 errichtete Barackenlager südlich der Kirnacher Straße (Abb. 3) gehörte der Stadt und war zunächst auf zwei Jahre an die Militärverwaltung verpachtet. Nachdem das in Villingen stationierte Bataillon am 6. August 1914 in den Krieg eingerückt war, wurde hier ein Offiziersgefangenenlager eingerichtet und der Pachtvertrag im Januar 1917 verlängert. Das im Februar 1915 aufgestellte 2. Ersatz-Bataillon des 4. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 112 wurde in 13 weiteren Massenunterkünften untergebracht.

Die Kasernenanlage (Abb. 4) entstand nach Plänen der Villinger Architekten Nägele & Weis an der Nordseite der Kirnacher Straße (Nr. 34, 36 und 49). Der Baubescheid datiert auf den 27. Juni 1914, also einen Monat vor Kriegsausbruch. Als erstes wurden Fahrzeug- und Kammergebäude (1. Juli 1915) und Familienwohnhaus (15. Oktober 1915) fertig gestellt und als Unterkünfte für je 200 Rekruten genutzt. Im Dezember 1915 verhandelte man den Grundstückszuschnitt des Offizierskasinos neu. Am 14. November 1915 erfolgte die Vergabe der Aufträge für Fenster und Türen der Mannschaftsgebäude. Doch zog sich der Innenausbau solange hin, dass die Gebäude erst im August 1917 bezogen wurden. Die am 18. Mai 1916 genehmigte Kläran-

lage wurde erst im November fertiggestellt. Während das Wirtschaftsgebäude Ende Oktober 1917 erst zur Hälfte eingedeckt war, war das Stabsgebäude mit den Krankenstuben Anfang Mai 1917 in Nutzung genommen worden. Nachdem Deutschland am 22. April 1915 mit dem Einsatz von Chlorgas den Giftgaskrieg eröffnet hatte, wurde am 25. Januar 1917 die Errichtung eines Gaskampfraums für Übungszwecke verfügt. Im Zuge der sich ständig verzögernden Bauarbeiten warfen die Militärbehörden, die sich im Mai 1918 stark in Zahlungsverzug befanden, dem freien Architekten Karl Nägele vor, den Bauvorgang bewusst zu verschleppen, um sich vor dem Fronteinsatz zu drücken, und beriefen ihn am 3. Juni ins Feld ein. Der eingestellte Innenausbau wurde erst 1921 zu Ende geführt.

Abb. 3: Villingen, Offiziersgefangenenlager in der 1913 eingerichteten Barackenkaserne, ca. 1916/17 (Stadtarchiv Villingen-Schwenningen)

Abb. 4: Villingen, Luftbild, Postkarte 1920er Jahre.
Im Vordergrund noch erkennbar der Platz der ehemaligen Barackenkaserne (Slg. Hildebrandt, Villingen)

Abb. 5: Villingen, Wirtschaftsgebäude, Hoffront (RPF, Folkhard Cremer)

Die Gebäude sind um einen rechtwinkligen Exerzierplatz gruppiert. Die Architektursprache zeigt Einflüsse der Reformarchitektur des frühen 20. Jahrhunderts mit Anklängen an den Barock. Die zwei- bis dreigeschossigen verputzten Backsteinbauten sind mit Pilastergliederungen repräsentativ gestaltet. Die Fassaden der beiden langgestreckten Mannschaftsgebäude und des von diesem gerahmten Wirtschaftsgebäude sind nach Süden, zur Kirnacher Straße, gerichtet. Das Wirtschaftsgebäude (Abb. 5) ist über der Firstmitte durch einen Dachturm mit Glockendach ausgezeichnet. Die Mannschaftsbauten sind durch Mittelrisalit und pavillonartige Kopfbauten akzentuiert; ihre Mansardwalmdächer sind mit Giebel- und Fledermausgauben besetzt. Die rückwärtig um den Exerzierplatz gruppierten Bauten sind durch zurückhaltenden Bauschmuck und Vollwalmdächer als untergeordnete Bauten kenntlich gemacht.

Das zweigeschossige Wirtschaftsgebäude erreicht annähernd die gleiche Höhe wie die dreigeschossigen Mannschaftsbauten, da die Geschosse wegen des gesteigerten Sauerstoffverbrauchs in Küche, Mannschafts- und Unteroffiziersspeisesaal höher ausgebildet sein mussten. Neben dem Kasernentor schließt an der Südostecke das Stabsgebäude mit der durch einen Säulenportikus hervorgehobenen Wache an. Im Erdgeschoss waren die Arrestzellen mit nördlich anschließendem Gefängnishof untergebracht. Das Obergeschoss beherbergte die Arztwohnung, Untersuchungs- und Krankenzimmer. Gegenüber, jenseits der Einmündung der Richthofenstraße und vom Geviert des Kasernenhofs abgesetzt, befindet

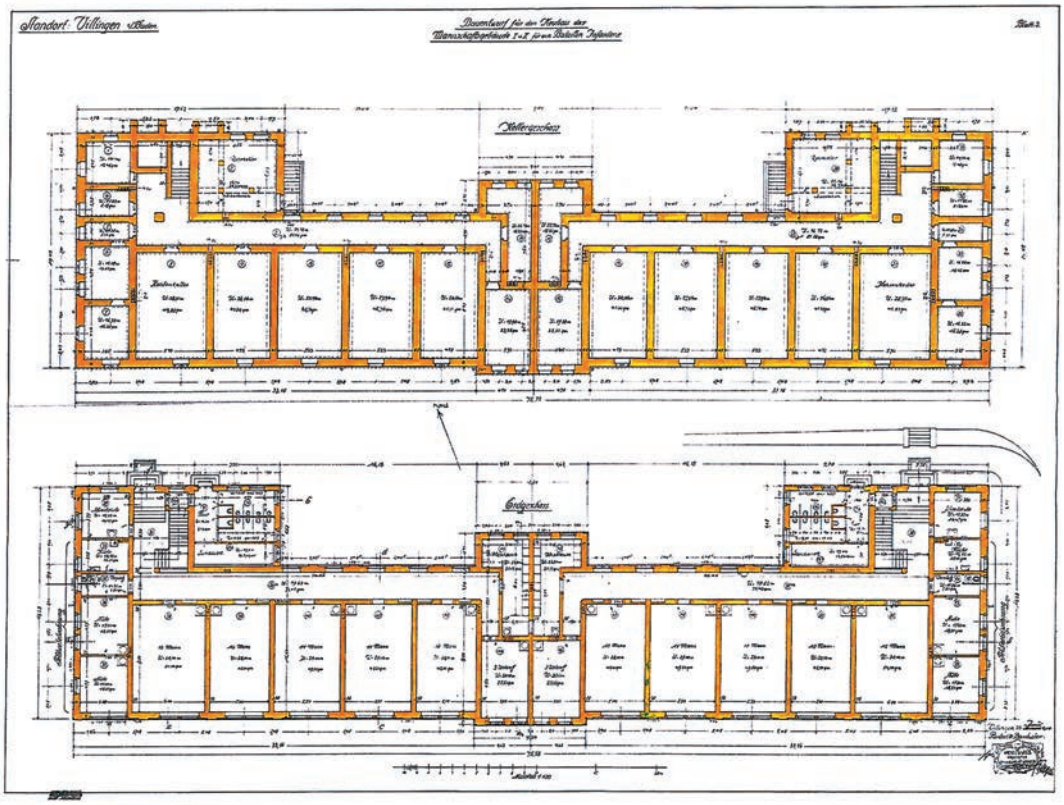


Abb. 6: Villingen. Mannschaftsgebäude. Grundriss
(Stadt Villingen-Schwenningen, Bauaktenarchiv, ID Nr. 515 117.3)

sich die Offiziersspeiseanstalt. Die Nordostecke des Exerzierplatzes ist durch zwei dreigeschossige Gebäude gefasst: an der Ostseite das Unteroffizier-Familienhaus und an der Nordseite das Kammergebäude, ein Versorgungsbau für Lagerung, Verteilung und Bewirtschaftung mit Garage für die Feldfahrzeuge im Erdgeschoss. Beiden im Hof vorgelagert ist das niedrige Patronenhaus. Ein garagentorartiger Zugang in einer Böschung führt in die Kläranlage. Nicht mehr erhalten sind die Waffenmeisterei und der Gaskampfübungsraum an der Nordwestecke der Anlage. Die Westseite der Anlage markiert das Exerzierhaus, dessen stützenloser Innenraum durch schlichte Schleppgauben belichtet ist.

Die Mannschaftsbauten sind Doppel-Kompaniegebäude (Abb. 6). Im Gegensatz zum älteren Typus mit Mittelflur und Mittelaufgängen folgt ihre innere Struktur dem modifizierten Seiten-Korridorsystem, das sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgesetzt hatte. Die Erschließungsflure sind zum Exerzierplatz, die Wohnräume (für jeweils 10 bis 12 Mann) zur Straße hin ausgerichtet. Im Mittelrisalit, wo die Waschräume der beiden Kompanien aneinanderstoßen, ist das Gebäude durch alle Geschosse von einer Trennwand zweigeteilt. Die jeweils einer Gebäudehälfte zugeordneten Treppenhäuser befinden sich in den Eckpavillons mit den Unteroffiziers- und Schreibstuben. Am Erdgeschoss ist hier im Winkel von Erdge-

Abb. 7: Donaueschingen, Exerzierplatz der Kaserne, von links nach rechts: Mannschaftsgebäude, Wirtschaftsgebäude, Mannschaftsgebäude und Familienwohnhaus, Postkarte um 1930 (Slg. Willi Hönle, Donaueschingen)

schossflur und Treppenhaus jeweils ein Pultdachanbau mit Aborten angefügt.

Das Familienwohnhaus als eigener Bautyp auf dem Kasernengelände wurde erstmals 1889 in der Garnisonsgebäudeordnung benannt. Es enthielt von den Mannschaftsbauten separierte Dienstwohnungen für Verwaltungsbeamte und für Verheiratete, mit Ausnahme von Feldwebeln und Wachtmeistern, die weiter in den Mannschaftsbauten unterkamen. Das Villinger Familienwohnhaus ist dreigeschossig und entsprach mit vier Wohnungen pro Geschoss, nicht ganz der Garnisonsbauordnung von 1911, die möglichst zwei- bis dreigeschossige Gebäude mit nicht mehr als sechs Wohnungen vorschlug.

Mannschafts- und Offiziersspeisesäle finden sich seit 1816/17 in den Militärbauordnungen, separate Offiziersspeise-Anstalten kamen seit der Reichsgründung 1871 zur Ausführung. Bis zum Ersten Weltkrieg entwickelten sie sich zu den oft als Offizierskasinos bezeichneten vornehmen Gesellschaftshäusern, die vom Geviert des Kasernenhofes örtlich leicht abgesetzt errichtet wurden. Entsprechend beherrbergt das Villinger Offizierskasino einen großen Festsaal mit Stuckdecke und Musikerempore sowie einen vollständig holzvertäfelten Repräsentationsraum mit kassettierter Decke. Ein Exerzierhaus gehörte seit 1871 zur Regelausstattung einer Infanteriekaserne.

Die Binnenstrukturen der Gebäude wurden im Zuge von Sanierungs- und Modernisierungsmaßnahmen und teilweise geänderte Nutzung nachträglich partiell um-

Abb. 8: Donaueschingen, Offizierswohnhaus, Villinger Straße 37 (RPF, Folkhard Cremer)

gewandelt. Seit dem Jahr 2000 haben die Bauten durch langen Leerstand und mutwillige Beschädigungen und Zerstörungen stark gelitten.

Kaserne Donaueschingen

Anfang 1914 rechnete man für die Donaueschinger Kaserne (Villinger Straße 37, 44, 48 und Hindenburgring 17,19) mit einer Vollendung zum Oktober 1915 (Abb. 7). Die Pläne stammten aus der Feder des Karlsruher Professors Eugen Beck, wurden jedoch bis zur Ausschreibung der Bauarbeiten am 30. April 1914 durch das Freiburger Militärbauamt, die Garnisonsverwaltung und das Kriegsministerium mehrfach korrigiert. Wohl in Anlehnung an die Villinger Planung wurden schließlich beide Mannschafts- und das Wirtschaftsgebäude an der Hindenburgstraße aufgereiht. Dahinter liegt der rechteckige Kasernenhof, deren Schmalseiten vom Familienwohnhaus (Villinger Straße 48) und dem Kammergebäude Richtung Friedhofstraße eingefasst sind.

Wegen der Auftragsvergabe kam es zu Streitigkeiten, da das Angebot der Berliner Firma Boswau & Knauer 15 000 Mark günstiger war als das der ortsansässigen Firma Mall. Bürgermeister Schön intervenierte zur Stützung der ortsansässigen Unternehmen über den Fürstlich-Fürstenbergischen Kammerpräsidenten Künzig bei der Berliner Militärverwaltung. Schließlich griff Fürst Max Egon II. vermittelnd ein. Da die Firma Mall sich nach einer Vorlage für eine Bürgermeisterversammlung, die am 31. Juli/1. August 1914 (also dem Tag der Mobilmachung), stattfinden sollte, verpflichten wollte, binnen Jahresfrist ein Offizierswohnhaus an der Villinger Straße zu bauen und ein weiteres fünf Jahre später fertigzustellen, konnte der Auftrag doch noch für die Donaueschinger Firma gewonnen werden (Abb. 8). Mit dem Bau des versprochenen Offizierswohnhaus (Villinger Straße 37) wurde offenbar planmäßig begonnen. Auf einer im Gebäude in einem Bilderrahmen im Flur aufbewahrten Planzeichnung aus dem Jahre 1930 ist zu lesen: »Zeit der Ausführung: Rohbau 1914, Ausbau 1922«. Am 6. August 1914 wurde das Bataillon nach Müllheim verlegt und von dort aus am 9./10. August an die Front bei Mühlhausen im Elsass geschickt. Nach Legen der Fundamente kam der Bauvorgang schon am 22. August 1914 wieder zum Erliegen. Als im Februar 1915 das 1. Ersatz-Bataillon des 4. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 112 »Prinz Wilhelm« von Mühlhausen nach Donaueschingen verlegt wurde, nahm man die Bauarbeiten an den Gebäuden wieder auf. Im Frühjahr 1917 konnten die Geschäftszimmer und

Abb. 9: Donaueschingen, Familienwohnhaus, Villinger Straße 48 (RPF, Folkhard Cremer)

erste Mannschaftsunterkünfte in Nutzung genommen werden. Im Frühjahr 1918 wurden die Bauarbeiten vorerst abgeschlossen; der Innenausbau erfolgte wohl 1921 bis 1922. Bis heute erhalten sind das Offizierswohnhaus, die Mannschaftsgebäude, das Familienwohnhaus (Abb. 9) und das Kammergebäude. Das Familienwohnhaus ist ein dreigeschossiger Walmdachbau im Heimatstil, das durch seine ansprechende Fassadengestaltung mit Besenputz, hofseitigen Treppenhauserkern, rundbogigen Fensterverdachungen im ersten Obergeschoss und die beiden Obergeschossen trennendem Gesimsband besticht. Das Kammergebäude ist vom Typus mit dem Villinger identisch. Dagegen folgen die Mannschaftsbauten (Abb. 10) zwar, wie in Villingen, dem Typus des Doppel-Kompaniegebäudes, sind mit ihren neubarocken Fronten und Mansarddächern aber insgesamt etwas stattlicher und repräsentativer. Das Erdgeschoss ist durch ein umlaufendes Gesimsband von den beiden Obergeschossen abgesetzt. Die Obergeschosse greifen die Besenputzfassaden des Familienwohnhauses wieder auf. Die Monotonie der breit gelagerten Gebäudefronten wird durch flache, einachsige Risalite aufgelockert. Im Innern haben alle Gebäude durch Nutzungsänderungen Veränderungen und Überformungen erfahren.

Nutzung nach dem Ersten Weltkrieg

Das 4. Badische Infanterie-Regiment Nr. 112 wurde am 31. März 1919 in Donaueschingen demobilisiert. Den Gefallenen der beiden im

Abb. 10: Donaueschingen, Straßenfront der Kaserne mit dem Wirtschaftsgebäude zwischen den Mannschaftsgebäuden, kolorierte Postkarte, um 1920 (Slg. Willi Hönle, Donaueschingen)

Ersten Weltkrieg in Donaueschingen stationierten Regimenter wurden 1924 gegenüber vom Schloss und 1925 vor dem Donaueschinger Rathaus Denkmale gesetzt. Das bis Januar 1919 in Lahr demobilisierte 8. badische Infanterie-Regiment Nr. 169 erhielt 1928 ein Ehrenmal auf dem dortigen Bahnhofsplatz. Es musste 1974 dem Bau der B 415 weichen. Eine kleine Erinnerungstafel befindet sich am Villinger Mannschaftsgebäude I.

Im Versailler Vertrag wurde die Verkleinerung des deutschen Heeres auf 100 000 Mann festgeschrieben. In einem 50 Kilometer breiten Streifen östlich des Rheinufers durften keine militärischen Verbände stationiert werden. Daher wurden die Kasernenstandorte Offenburg, Lahr und Freiburg aufgelöst, während Villingen, Donaueschingen und Konstanz erhalten blieben. Der weiteren Nutzungsgeschichte als Hindenburgkaserne (Donaueschingen) bzw. Richthofenkaserne (Villingen) nach dem Ersten Weltkrieg kann hier nicht weiter nachgegangen werden. Beide Kasernen wurden nach 1945 nach dem ehemaligen Kriegsminister und Marschall von Frankreich Hubert Lyautey (1854–1934) benannt. Sie sind als militärbaugeschichtliche Zeugnisse des Zweiten Deutschen Kaiserreichs Kulturdenkmale. Der Villinger Kaserne kommt als der Ästhetik der Reformarchitektur in der Nachfolge der Werkbundideen entsprechende Baugruppe auch künstlerische Bedeutung zu. Durch ihre Nutzungsgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts durch französische Truppenverbände sind beide Kasernen Erinnerungsorte der Versöhnungsgeschichte Deutschlands und Frankreichs nach dem Zweiten Weltkrieg.

Wie viele andere Militäranlagen seit Ende des Kalten Krieges wurde auch die Villinger Kaserne in den 1990er-Jahren aufgelöst. Seit dem Jahre 2000 steht sie leer. Überlegungen, hier Teile der städtischen Verwaltung unterzubringen wurden 2007 nicht weiterverfolgt. Als der Bürgerentscheid zur Errichtung eines neuen zentralen Rathauses für die Doppelstadt Villingen-Schwenningen 2012 negativ ausfiel, lebte die Diskussion um die Nutzung der Gebäude im Februar 2013 in der Lokalpresse wieder auf. Jenseits öffentlicher Nutzungen werden derzeit zwischen der Stadt Villingen-Schwenningen mit dem Eigentümer, der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben, Konzepte zur Schaffung von Raum für Wohnen und Dienstleistungen entwickelt. Nachdem das französische Verteidigungsministerium aus Einspargründen im Sommer 2014 die Kasernenstandorte in Donaueschingen vollständig aufgegeben hat, stellt sich auch für die denkmalgeschützten Gebäude der Donaueschinger Kaserne die Frage der Nachnutzung.

Literatur

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen: Allg. Generalia Militaria II/1, Donaubote und Donaueschinger Tagblatt, Jahrgänge 1913/14.

Generallandesarchiv Karlsruhe: Abt. 456, F 38, Nr. 126–128; F 43, Nr. 64, 67; F 129, 84; F 150, Nr. 221, 222, 227, 228, 373–379.

Stabsstelle Archiv und Dokumentenmangement, Villingen-Schwenningen: Akten zur Lyautey-Kaserne.

Stadtarchiv Villingen-Schwenningen: Bestand 2.2, Nr. 5731, 5732, 6187, 6189.

Kaiser, Stephan: Das deutsche Militärbauwesen. Untersuchung zur Kasernierung deutscher Armeen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum 2. Weltkrieg. Lahnstein 1994.

Maulhardt, Heinrich: Flucht aus Villingen. Das Villinger Kriegsgefangenenlager im Ersten Weltkrieg. In: Jahresheft Geschichts- und Heimatverein Villingen 34 (2011), S. 54–65.

Messimer, Dwight R.: Escape from Villingen, 1918. Texas 2000.

Ochs, Oliver: Donaueschingen als Garnison 1681–1995. Donaueschingen 1995

Schenkel, Bernd: Die Welvertkaserne. In: Jahresheft Geschichts- und Heimatverein Villingen 31 (2008), S. 83–102.

Anschrift des Autors:
Dr. Folkhard Cremer
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 26 Denkmalpflege
79083 Freiburg

Fotograf Nikolaus Bischoff

»Spendenhirsch« und Pappurkunde zum Ersten Weltkrieg

Thomas Mutter

Der »Neue[n] Badische[n] Landeszeitung« vom 8. Februar 1916 ist zu entnehmen, dass ein eiserner Hirsch »als Wahrzeichen des gegenwärtigen Krieges und des Opfersinnes der Einwohnerschaft« in St. Blasien aufgestellt worden sei.

Dieser Beitrag will keine Kriegsschilderung sein, sondern an zwei kleinen, dem Leben einer überschaubaren Gemeinde entnommenen Beispielen Anfang und Ende des von manchen Historikern als »Urkatastrophe« bezeichneten Ersten Weltkriegs aufzeigen: Hier die genagelte Symbolik der Opferbereitschaft, aber erst recht der Leiden und Tragödien (Gefallene und Hinterbliebene, aber auch seelisch und körperlich verletzte Heimkehrer), da der schale Nachgeschmack des Endes und des Überlebens.

An der Wand einer Abstellkammer in der Kuppelkirche zu St. Blasien lehnt ein leicht angegrauter Hirsch. Offenkundig handelt es sich nicht um einen lebenden und wirklichen König der Wälder, sondern um einen künstlerischen, symbolischen. Der »Neue[n] Badische[n] Landeszeitung« vom 8. Februar 1916 ist zu entnehmen, dass ein eiserner Hirsch »als Wahrzeichen des gegenwärtigen Krieges und des Opfersinnes der Einwohnerschaft« in St. Blasien aufgestellt worden sei. Die Vorlage für diesen Hirsch entwarf übrigens kein Geringerer als der aus Bernau im Südschwarzwald stammende Karlsruher Galeriedirektor Hans Thoma (1839–1924), der sich in der Kunstwelt einen bedeutenden und angesehenen Namen gemacht hatte. Er wurde und wird gerühmt für seine Familienporträts, bäuerlichen Figurenbilder, stimmungsvollen Landschaften, aber auch für seine allegorischen, mythologischen und religiösen Bilder und erst recht für seine Lithografien.

Hans Thomas Skizze wird also mit Nägeln zum eisernen Hirsch, der zu den etwa 800 den Krieg begleitenden Wahrzeichen in ganz Deutschland gezählt wird. Die genannte Zahl dieser Symbole beruht auf einer Angabe von Prof. Gerhard Schneider aufgrund seiner Arbeiten für einen entsprechenden Katalog. Mit unterschiedlichen, inzwischen fahlen Farben kennzeichneten die eingeschlagenen Nägel die Höhe des hinterlassenen Geldbetrags. Das trotz aller Großzügigkeit (was bedeutet dieses Wort schon angesichts entbehrungsreicher Zeiten!) bescheidene »Nagelergebnis« sollte natürlich nicht der Finanzierung des Krieges, sondern den örtlichen Kriegshinterbliebenen zugutekommen.

Wie sich das zu allen, aber erst recht in den seinerzeit vaterländisch gesonnenen Zeiten gehörte, wurde die Aktion von einem entsprechenden politischen ›Prominenten‹ gestartet – vom letzten Leiter des zum 1. April 1924 aufgelösten Bezirksamtes St. Blasien, Oberamt-

mann Max Ernst Hess. Der stolze, aufrechte, mit einem ausladenden Geweih gekrönte Hans-Thoma-Hirsch wurde also zugenagelt und mit dem Spruchband eingerahmt: »Stark wie der Hirsch im Waldgezelt steht Deutschland gegen eine Welt 1914–1918« (die Jahreszahlen offensichtlich später hinzugefügt).

Ebenfalls nach dem Kriegsende muss die folgende markige Schrifttafel angebracht worden sein (denn Propheten waren die Initiatoren des Spendenhirschs wohl nicht): »Die Welt zerbrach uns Schild und Schwerter, der Übermacht erlagen wir. Dass feig wir nicht die Waffen streckten, bleibt deutschen Namens Ruhm und Zier. Das, was zerschlagen, aufzubauen, ist Pflicht des werdenden Geschlechts. Erwirb mein Volk dir neue Ehren, als Volk der Arbeit und des Rechts.« Niemand konnte wohl ahnen, wie kurzlebig dieses Zukunftsmotto blieb, dass bald – was sind 20 Jahre im Atem der Geschichte? – ein unvorstellbarer Weltenbrand Deutschland in den Abgrund riss, ehe es ein zweites Mal als »Volk der Arbeit und des Rechts« auferstand.

Eine ganz andere Geschichte wäre übrigens die Spurensuche und Klärung, wie die Tafel mit dem genagelten »Spendenhirsch« in den dem heiligen Blasius geweihten Kuppeldom gelangt ist und dort, ohne für uns Heutige erkennbaren Zusammenhang, in einem früher halbwegs kirchenoffenen Raum Ausstellung und jetzt letzte (allerletzte?) Bleibe in einer Abstellkammer gefunden hat. Die Antwort auf die leicht verwunderte Frage ergibt sich vielleicht aus der Segensbegleitung der Kirche für die in den Krieg ziehenden Männer, mit der weiteren Beschäftigung und Vertiefung würde aber das eingegrenzte Thema dieses Artikels keine Erhellung mehr erfahren.

Aber wir bleiben beim Ersten Weltkrieg. Wie allerorts, zogen auch aus St. Blasien und Umland die wehrfähigen Männer an die Fronten.

Dieser Beitrag will keine Kriegsschilderung sein, sondern an zwei kleinen, dem Leben einer überschaubaren Gemeinde entnommenen Beispielen Anfang und Ende des von manchen Historikern als »Urkatastrophe« bezeichneten Ersten Weltkriegs aufzeigen: Hier die genagelte Symbolik der Opferbereitschaft, aber erst recht der Leiden und Tragödien (Gefallene und Hinterbliebene, aber auch seelisch und körperlich verletzte Heimkehrer), da der schale Nachgeschmack des Endes und des Überlebens.

Das in wenigen Jahren 100-jährige Buch »Jägerregiment Nr. 3« (nach den amtlichen Kriegstagebüchern und Berichten von Mitkämpfern) mit den in alle Einzelheiten gehenden Schlachten und Frontverläufen und teilweise beeindruckenden (gewiss im bestürzenden Sinne) Fotos hat 1918 ein 20-Jähriger, heil davongekommener St. Blasier »all meinen Lieben« zum Nachlesen, Nachdenken und Lehren ziehenden Nachleben ge-

An die badischen Soldaten!

Euch badischen Soldaten, die Ihr jetzt in das Vaterland zurückkehrt, unseren Gruß und Dank!

Mit Euch gedenken wir in tiefer Wehmut der in heldenmütiger Aufopferung für das Vaterland gefallenen Kameraden. In dankbarem Mitgefühl grüßen wir ihre Hinterbliebenen.

Nicht besiegt und geschlagen kommt Ihr zurück; gegen eine Welt von Feinden habt Ihr die Heimat verteidigt. Nie hat eine Armee Größeres geleistet. Nicht Ihr habt die harten Waffenstillstandsbedingungen verschuldet. Das Reich wurde das Opfer des alten Systems; eine falsche Politik und der maßlose Übermut des Militarismus haben das Unglück verursacht.

Ihr Soldaten aber habt durch Euere Tapferkeit die Heimat vor dem Schlimmsten, vor den Verwüstungen des Krieges bewahrt. Späte Jahrhunderte werden noch von Eurem Ruhme sprechen.

Soldaten! Ihr werdet jetzt Bürger in einem freien Staat. Eure Arbeit im Frieden sei gesegnet! Der Fleiß und die Tüchtigkeit des badischen Volkes, dessen bester Teil Ihr seid, verbürgen uns eine gute Zukunft.

Karlsruhe, den 16. November 1918.

Die badische vorläufige Volksregierung.

Der Präsident:

widmet. Die Fortsetzung ist bekannt – aber Kriege und Mobilisierung werden ja nicht vom Volk verkündet. Nach beiden Weltkriegen haben der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge und die Stadt St. Blasien am 13. Juli 1952 einen bescheidenen, aber würdigen und berührenden Soldatenfriedhof eingeweiht. Im kleinen Kapellenhalbrund am Ende der Gräberreihe wird mahnende Bilanz gezogen mit 44 Gefallenen eines zu Beginn des 20. Jahrhunderts überaus kleinen Städtchens mit seinerzeit kaum 2000 Einwohnern. (Um Missverständnisse zu vermeiden: Die gerade angeführten Zahlen beziehen sich auf St. Blasien in seinem damaligen Zuschnitt, nicht auf das jetzige Städtchen an der Alb nach der Gemeinde- und Verwaltungsreform der ersten 1970er-Jahre.)

Die Überlebenden waren im doppelten Wortsinn geschlagen zurückgekehrt, ein Teil der Heimkehrer mit einem Orden von begrenztem ›Erbauungswert‹ und aus bescheidenstem Material. Alle mit dem Weiterleben Beschenkten erhielten am Ende der vierjährigen Schlachten Mitte November 1918 zum Dank eine Pappkarton-Urkunde der damaligen »badische[n] vorläufige[n] Volksregierung« (an Stelle der mit dem Kriegsende abgedankten und erloschenen Monarchie).

Der wiederum bald hundert Jahre alte, leicht eingerissene und farbschwach gewordene Urkundenkarton wendet sich so an die besiegten Heimkehrer: »Euch badischen Soldaten, die Ihr jetzt in das Vaterland zurückkehrt, unseren Gruß und Dank! Mit Euch gedenken wir in tiefer Wehmut der in heldenmütiger Aufopferung für das Vaterland gefallenen Kameraden. In dankbarem Mitgefühl grüßen wir ihre Hinterbliebenen.« Nach dieser pflichtschuldigen Verneigung vor den Opfern hebt der Urkundentext zum nationalen Hochgesang an: »Nicht besiegt und geschlagen kommt Ihr zurück; gegen eine Welt von Feinden habt Ihr die Heimat verteidigt. Nie hat eine Armee Größeres geleistet. Nicht Ihr habt die harten Waffenstillstandsbedingungen verschuldet. Das Reich wurde das Opfer des alten Systems; eine falsche Politik und der maßlose Übermut des Militarismus haben das Unglück verursacht. Ihr Soldaten aber habt durch Eure Tapferkeit die Heimat vor dem Schlimmsten, vor den Verwüstungen des Krieges bewahrt. Späte Jahrhunderte werden noch von Eurem Ruhme sprechen.

Soldaten! Ihr werdet jetzt Bürger in einem freien Staat. Eure Arbeit im Frieden sei gesegnet! Der Fleiß und die Tüchtigkeit des badischen Volkes, dessen bester Teil Ihr seid, verbürgen uns eine gute Zukunft.«

Was damals zunächst Erwartung und Zuversicht war, hatte sich bald zur Erkenntnis eines brüchigen Friedens, einer alles andere

als gesicherten und guten Zukunft und gewiss auch fehlenden Segens gewandelt. 100 Jahre nach Ausbruch des ersten Völkerringens im vergangenen Jahrhundert werden Ursachen und Schuld, Anlass und Versäumnisse, Mut, Übermut und Hochmut die Diskussionen, Aufarbeitungen und Bewertungen der Historiker beherrschen. Die Zeitzeugen sind verstummt – und sprechen doch so beredt aus den in Papier, Stein, Holz und Staub und Asche gefassten Botschaften.

Anschrift des Autors:
Thomas Mutter
Bötzbergstraße 3
79837 St. Blasien

Johann Peter Hebels Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes im Frontbuchhandel als Feldpostausgaben[1]

Elmar Vogt

Zu diesem Beitrag betrieb ich keine Archivforschung, sondern stützte mich lediglich auf die Literatur. Dennoch laufe ich nicht Gefahr, allzu Bekanntes für die Leserinnen und Leser zu veröffentlichen. Eine ausgezeichnete Einführung in die Thematik des Frontbuchhandels und gutes Bildmaterial hierzu liefert das Standardwerk »Der Frontbuchhandel 1933–1945« von Hans-Eugen Bühler.

Und numme keini Säbel meh![2]

Und glitte hemmer, was me cha;
drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völkerfried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit![3]

»Johann Peter Hebel? Wer sein Schatzkästlein nicht kennt, hat bestimmt Geschichten daraus in der Schule gelesen. *Kannitverstan, Die drei Wünsche, Das unverhoffte Wiedersehen,* die Schwänke mit dem *Zundelheiner* und dem *Zundelfrieder* und seinen Kumpanen – das sind Lesebuchklassiker. Bis vor zwanzig, dreißig Jahren wurde ihre Präsenz in deutschen Schullesebüchern in den mittleren Jahrgängen nur von Lenz und Kafka, in den unteren von den Brüdern Grimm übertroffen.

Wahrscheinlich ist das Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds (Erstausgabe 1811) das populärste deutsche Buch mit Erzählungen. Es wurde mehr als siebzigmal und in zwanzig verschiedene Sprachen übersetzt. Mittlerweile gehört es zum Kanon der Weltliteratur«, konstatiert Franz Littmann[4].

Frontlektüre: Lesestoff für Soldaten

Wer von der Lektüre für Soldaten im Zweiten Weltkrieg spricht, dem fällt zwangsläufig der Begriff Feldpost ein, ein Begriff, der mit doppelter Bedeutung behaftet ist: Zum einen ist das die Feldpost-Organisation, also sozusagen ein militärischer Ableger der normalen, zivilen Post – im deutsch-französischen Krieg 1870/71 von Heinrich von Stephan (1831 bis 1897) wirkungsvoll organisiert, dass die damals gefundenen Arbeits- und Verteilorganisationen auch während des Zweiten Weltkriegs zur Anwendung kommen konnten. Und da sind zweitens die oft nur mit dem Kurzwort Feldpost bedachten *Feldpostausgaben* oder *Feldausgaben* der Verlage, die spezielle Editionen herausbrachten: Diese muss-

ten gewissen Vorgaben wie Gewicht und Ausmaße genügen, damit Angehörige in der Heimat sie an ihre Söhne, Väter oder Freunde an der Front in speziell dazu angefertigten und verteilten Umschlägen, dazu mit der Feldpostnummer der Einheit des betreffenden Wehrmachtsangehörigen versehen, verschicken konnten – Frontlektüre eben.

Schon kurz nach Kriegsbeginn 1939 wurde von Reichsjugendführer Baldur von Schirach die »*Kriegsbücherei der deutschen Jugend*« gegründet, bald darauf erschien die »Soldatenbücherei des Oberkommandos der Wehrmacht«, eine literarische Reihe speziell für die Angehörigen der Wehrmacht.

Der Erste, vor allem aber der Zweite Weltkrieg, war auch für viele deutsche Verlage ein einträgliches Geschäft. Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs brachten rund 150 deutsche Verlage Sonderausgaben für Soldaten heraus. Diese »Feldpostausgaben« oder »Feldausgaben« waren in der Regel dünne Heftchen, die speziell für den Versand gedruckt wurden. Durch ihre hohen Auflagen bedeuteten sie für die Verlage ein lukratives Geschäft. Feldausgaben waren Teil des nationalsozialistischen Propagandasystems und sollten die Kampfmoral der Soldaten und den Glauben an die NS-Ideologie stärken, teilweise auch der Entspannung und Ablenkung der Soldaten inmitten der Gräuel des Krieges dienen. Viele Hefte enthielten daher auch Unterhaltendes, Belehrendes, Rätsel- und Liedsammlungen und Klassische Literatur. Die deutschen Klassiker waren an allen Fronten in Buchform gegenwärtig.

Bibliotheken

Wissenschaftliche Bibliotheken haben die Pflicht, alles dies zu dokumentieren: Sie bilden die Welt auf vergleichsweise kleinem Raum ab, und zwar so, wie sie ist, wie sie war und wie sie (möglicherweise) sein wird, aber auch, wie sie sein sollte und wie sie sein könnte. Bibliotheken tradieren die menschliche Kreativität, die sich in Büchern und anderen Medien niedergeschlagen hat, umfassend, in all ihrer Vielfalt und Schönheit, in ihrer Verkommenheit und Grausamkeit, in ihrem Licht und in ihrer Finsternis. Und sie haben die Pflicht, diese Dokumente für alle Zeiten aufzubewahren und sie entsprechend zugänglich zu machen und zur Verfügung zu stellen[5].

Zwischen 1933 und 1945 erschienen, verglichen mit der Zeit vorher und danach, durchschnittlich nur ein Viertel an Auswahlen und Veröffentlichungen über Hebel, zudem sind die Bändchen überwiegend für Lehrzwecke im besetzen Ausland oder für die Frontsoldaten eingerichtet worden. Der »Heimatdichter« Hebel war eine Verlegenheit. Das Reichserziehungsministerium indizierte seine »Würdigungen von selbstlosen, edlen Juden«. Die Reichs(ver)waltung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes führte das aus und verbannte Hebel aus den Jugend- und Volksbüchereien »wegen falscher Einstellung zur Juden- und Rassenfrage«, konstatiert Ludwig Rohner im Kommentarband (S. 102).

Der Frontbuchhandel

Die Zentrale der Frontbuchhandlungen, die deren Arbeit zu koordinieren hatte, wurde bereits vier Tage nach Kriegsbeginn gegründet.

In einem Aufruf im »*Börsenblatt für den deutschen Buchhandel*« heißt es dazu: »Dem deutschen Buchhandel ist jetzt eine neue Aufgabe erwachsen. Unsere Soldaten, die am Westwall und an der Nordsee auf Wacht liegen oder nach ihrem Einsatz in Polen Standquartiere im ehemaligen Kampfgebiet be-

Die Frontbuchhandlung in Besançon im Jahre 1942. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Historischen Archivs des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels in der Deutschen Nationalbibliothek Frankfurt am Main vom 19. August 2014. Abbildung aus dem Gästebuch der Frontbuchhandlung Besançon (Nr. 6), (Signatur: HA/BV 4,2).

zogen haben, müssen mit Lesestoff versorgt werden. Für den im Sinne der nationalsozialistischen Staatsführung geleiteten deutschen Buchhandel ist dies eine Gesamtaufgabe. Aus diesem Anlass werden Frontbuchhandlungen gegründet.

Diesen Auftrag übernahm die Deutsche Arbeitsfront, die auch für die Ausstattung und Aufrechterhaltung sorgen wird. Für jeden deutschen Verleger ist es eine Ehre, wenn seine Werke für den Verkauf in diesen Frontbuchhandlungen ausgewählt werden«.

Ausgewählt wurde durch eine Kommission, die aus Vertretern des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW), des Reichsministeriums für Aufklärung und Propaganda, der Deutschen Arbeitsfront, der Reichsschrifttumskammer und des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler bestand. Ausgewählt wurde natürlich nur, was systemkonform war. Die Zentrale der Frontbuchhandlungen, aber auch ihre regionalen Zentralen etwa in Paris oder in Norwegen, gaben eigene »Frontbuchhandels-Ausgaben« heraus. Versuche von einzelnen Buchhandlungen, in den besetzten Gebieten eigene Filialen zu betreiben, wurden nicht geduldet.

Die Feldpostausgaben der deutschen Verlage

Von den Feldpostausgaben, kürzer Feldausgaben, der deutschen Sortimentsverlage hat wohl fast jeder schon einmal gehört. Es gab sie bereits im Ersten Weltkrieg.

Für die Zeit des Zweiten Weltkriegs sind solche Sonderausgaben bereits für 1940 nachweisbar. Dem voraus gegangen war ein Aufruf von Alfred Rosenberg, der sich bereits am 14. Oktober 1939 im *»Börsenblatt für den deutschen Buchhandel«* an die deutschen Verlage wandte: »Spendet Bücher für unsere Soldaten!« Eine erste Sammlung in der Zeit von Oktober 1939 bis März 1940 ergab über zehn Millionen Einzeltitel, mit denen 38 Truppenbüchereien bestückt wurden. Dieser Aufruf mag die Anstrengungen der Verlage beschleunigt haben, mit speziellen Feldpostausgaben den Markt zu bedienen. Sie stellten den größten Anteil der als Soldaten- oder Frontlektüre vorgesehenen Titel. Im *Deutschen Bücherverzeichnis* sind die meisten der Feld- und Feldpost-Reihen mit Verfasser und Titel nur lückenhaft erfasst (Bühler, S. 16). Die Verwendung der Begriffe *»Feld«-, »Feldpost«- oder »Wehrmachtsausgaben«* findet sich im Zweiten Weltkrieg erstmals Ende 1939. Ab Mitte 1942 wurden die Verlage aufgefordert, eine Gewichtsbeschränkung solcher Ausgaben auf höchsten 100 Gramm einzuhalten, nur solche wurden weiterhin kostenlos (gebührenfrei) befördert. Besondere Beachtung verdienen die Klassiker-Feldpostausgaben des Hyperion-Verlages. Diese Mini-Ausgaben messen gerade einmal 9 auf 6 cm. Heimatverbundenheit spielte bei der Auswahl der als Frontlektüre vorgesehenen Titel eine große Rolle. Die Feldpostausgaben der Verlage wurden von den Angehörigen an die Front geschickt. Es gab aber für die Soldaten auch die Möglichkeit, sozusagen vor Ort in den so genannten Frontbuchhandlungen selbst Lektüre zu erwerben.

Die Organisation der Feldpost

Die Wege der Heimat an die Front und von der Front in die Heimat wurden zunächst durch den Buch-Postverkehr sichergestellt (Reichspost/Feldpost). Bei Sendungen an Wehrmachtsangehörige durfte während des Krieges in vielen Fällen nur die getarnte Feldpostanschrift verwendet werden (Name, Dienstgrad, Feldpostnummer). Weitere Angaben zu diesem Thema finden sich im Mi-

Chronologische Übersicht der Verlagsausgaben

Verlag	Ausgabejahr	Format	Seitenzahl
Albert Langen, München	1915	13,0 x 19,7 cm	122
Gute Schriften, Basel	1940		64
Hyperion, Berlin	1940/1942 + 43 (?)	6,2 x 9,0 cm	152
Kohlhammer, Stuttgart	1940	11,5 x 17 cm	32
Böhlau, Weimar	1943	10,5 x 14,8 cm	96
Kohlhammer, Stuttgart	1943	11,5 x 17 cm	32
Insel, Leipzig	1942/1943	18,1 x 12 cm	80
Reclam, Leipzig	1943	9,6 x 15,7 cm	20

chel-Handbuch-Katalog »Deutsche Feldpost 1937–1945«, S. 7 ff.). Dabei ist auffallend, dass die Feldpostliteratur sich ausschließlich mit der Beförderung von Briefen, nicht aber mit Büchern befasst. Die Philatelie, die sich dieses Themas intensiv angenommen hat, nennt den Feldpost-Buchversand nicht. Briefe und Zeitschriften wurden per Feldpost befördert, katalogisiert und preislich bewertet.

Zur Versendung der Bücher über die Feldpost direkt an die Front haben viele Feldpostausgaben einen vorgedruckten Rückenteil, der Raum für Name, Dienstgrad und Feldpostnummer vorgibt (s. Abbildung Nr. 5.1).

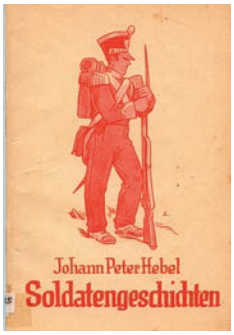
Gleichwohl fehlt das vorgedruckte Adressenfeld in vielen Fällen, und die Tatsache, dass von der Heimat an die Front Päckchen mit einem Gewicht bis zu 500 Gramm portofrei verschickt werden durften, lässt die Vermutung aufkommen, dass das Buch, obwohl bis 100 Gramm ebenfalls portofrei, in den meisten Fällen als Beigabe zu anderen Geschenkartikeln gepackt wurde.

Dafür spricht, dass beförderte, abgestempelte Feldpostausgaben nur selten auftauchen und dass vermutlich viele Verlage den Aufdruck »Feldpost« auch aus taktischen Gründen benutzten, um die Kriegswichtigkeit zu unterstreichen und um bei der Papierzuteilung nicht zu kurz zu kommen.

Die einzelnen Feldpostausgaben in chronologischer Folge

(innerhalb dieser in alphabetischer Reihenfolge und mit Abbildung der jeweiligen Ausgabe und nach folgender Titelaufstellung):
Verlagsname, Verlagsort, Ausgabejahr(e)
Titel
Druckerei und Ort
Seitenzahl, Format und Anzahl der Geschichten.

Abb. 2
Verlag Albert Langen, München, 1915
Johann Peter Hebel: Soldaten und Kriegsgeschichten
Herausgegeben im Kriegsjahre 1915 von Otto Ernst Sutter
(Umschlagzeichnung von Wilhelm Schulz)
Hesse & Becker, Leipzig,
120 Seiten, 13 x 19,7 cm, 61 Geschichten.



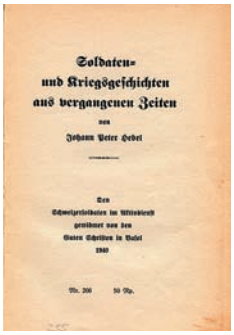


Abb. 3 und 3.1
Verlag Gute Schriften, Basel, 1940
Soldaten- und Kriegsgeschichten aus vergangenen Zeiten
von Johann Peter Hebel
Den Schweizersoldaten im Aktivdienst gewidmet von den Guten Schriften in Basel 1940, Nr. 206, 50 Rp.
64 Seiten, 33 Geschichten.

Abb. 4
Verlag Hyperion, Berlin, 1940–1944
Geschichten aus J. P. Hebels Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes
J. Schmidt, Berlin-Markneukirchen

152 Seiten, 6,2 x 9 cm, 27 Geschichten
Die Einbandzeichnungen von Emil Preetorius (1883 bis 1973) für die Jedermannsbücherei und die Hyperion-Bücherei wurden auch für die Feldpostausgaben übernommen.

Abb. 5 und 5.1
Verlag Kohlhammer, Stuttgart, 1940 und 1943
Johann Peter Hebel: Aus dem Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes
Die bunten Hefte für unsere Soldaten, Nr. 2
Union Druckerei GmbH, Stuttgart,
32 Seiten, 11,5 x 17 cm, 14 Geschichten.

Abb. 6
Verlag Hermann Böhlau, Weimar, 1943
J. P. Hebel. Alemannische Geschichten
Dietsch & Brückner, Weimar
96 Seiten, 10,5 x 14,8 cm, 48 Geschichten.

Abb. 7
Insel Verlag, Leipzig, 1943
Johann Peter Hebel: Die schönsten Erzählungen aus dem Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes, Insel-Bücherei Nr. 177 mit einem Nachwort von Heinrich Ernst Kromer
80 Seiten, 18,1 x 12 cm, 34 Geschichten.

Abb. 8
Verlag Reclam, Leipzig, 1943
Johann Peter Hebel: Gespenstergeschichte und anderes
Reclams Reihenbändchen Nr. 5
Reclam-Druck, Leipzig,
20 Seiten, 9,6 x 15,7 cm,
7 Geschichten.

Bei Goedeke sind zudem nachfolgende Titel von Hebel aufgeführt, aber nicht direkt als Feldpostausgaben gekennzeichnet:

Nr. 49 a
Sternbüchlein für unsere Soldaten. Mit Bilder und Initialen von Ludwig Richter und R. Schäfer, Stuttgart: Evangelische Gesellschaft, 1915, 64 S. (Deutsche Soldatenbüchlein); dass. Ebda 1916, (Dt. Soldatenbüchlein 4).

Nr. 123
Schatzkästlein, Auswahl aus den Erzählungen des »Rheinländischen Hausfreundes«, London: World's Alliance of the Young Men's Christian Ass. War Prisoners' Aid [um 1945], 188. S., Zaunkönig-Bücher, Nr. 515.

Anmerkungen

1 Diesen Beitrag widme ich Herrn Adrian Braunbehrens, Heidelberg, zum 80. Geburtstag. Adrian Braunbehrens ist zusammen mit Peter Pfaff Herausgeber der Edition »Hebel, Johann Peter: Historisch-kritische Gesamtausgabe«.
2 32. Strophe, erste Zeile des Gedichtes »Der Schmelzofen« von J. P. Hebel.
3 34. Strophe des Gedichtes »Der Schmelzofen« von J. P. Hebel.

4 Siehe auch Franz Littmann: Das Selberdenken als Ziel der Aufklärung, einleitendes Kapitel in: Johann Peter Hebel, Humanität und Lebensklugheit für jedermann, S. 7–12.
5 Weigand, Frontlektüre, S. 4.

Soweit nicht anders angegeben stammen die Bildvorlagen aus dem Eigentum des Autors.

Verwendete Literatur

Feldpost

Bühler, Hans-Eugen, in Verbindung mit Edelgard Bühler: Der Frontbuchhandel 1933–1945, Organisation, Kompetenzen, Verlage, Bücher, Eine Dokumentation, Archiv für Geschichte des Buchwesens, Studien Band 3, herausgegeben von der historischen Kommission des Börsenvereins des deutschen Buchhandels e. V., Frankfurt am Main, 2002.

Landesbibliothek Oldenburg, Pressemitteilung vom 26. August 2011 zur Ausstellung vom 1. September bis 22. Oktober 2011: »Lektüre an der Front, Ausstellung zeigt Feldpostausgaben für deutsche Soldaten im Zweiten Weltkrieg«.

Michel-Handbuch, Katalog deutsche Feldpost 1937–1945, 3. Auflage, München: Schwaneberger, 1991.

Oberleitner, Gerhard, Geschichte der Deutschen Feldpost 1937–1945, Innsbruck: Steiger, 1993.

Sammlerkreis Miniaturbuch e. V., Stuttgart, 4 Seiten DIN A4, abgerufen im Internet am 20. Januar 2014, hier speziell: Hyperion Verlag.

Weigand, Jörg, Frontlektüre, Lesestoff für und von Soldaten der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, Hameln: Niemeyer, 2010, Reihe Lesesaal, Heft 33.

Hebel

Goedeke, Karl: Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, Band 15, Berlin, Akademie-Verlag, 1966.

Hebel, Johann Peter: Alemannische Gedichte, illustriert von Ludwig Richter, Amerbach Verlag, Basel, 1947, S. 76–81, hier, S. 81.

Littmann, Franz: Johann Peter Hebel, Humanität und Lebensklugheit für jedermann, Sutton Verlag, Erfurt, 2008.

Rohner, Ludwig: Kommentarband zum Faksimiledruck der Jahrgänge 1808–1815 und 1819 des »Rheinländischen Hausfreunds« von Johann Peter Hebel, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Wiesbaden, 1981, S. 93 bis 103, hier, S. 102.

Theiss, Winfried, (Hrsg.): Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, kritische Gesamtausgabe mit den Kalender-Holzschnitten, Reclam Universal-Bibliothek Nr. 142 (6), Stuttgart: Reclam, jun., 1981.

Dank

Für Hinweise und Informationen zu diesem Beitrag danke ich den Herren Adrian Braunbehrens (Heidelberg), Professor em. Dr. Rolf Max Kully (Solothurn), Dr. Jürgen Oppermann (Museum für Literatur am Oberrhein, Karlsruhe), Professor em. Dr. Klaus Schubring (Hausen im Wiesental/Freiburg im Breisgau) und Johannes Wenk-Madoery (Riehen/Basel). Ebenso gilt mein Dank Frau Sybille Stahl, Herrn Hermann Staub und Herrn Wolfgang Kisperth von der Deutschen Nationalbibliothek (Archiv und Bibliothek des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels Frankfurt am Main) für Ihre Unterstützung.

Anschrift des Autors:
Elmar Vogt
Riedackerweg 7
79688 Hausen im Wiesental

Schwieriger Aufbau

Gymnasium und Schulorganisation des deutschen Südwestens in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg

Leonhard Müller

Der folgende Beitrag ist Abschnitten dieses Buchs gewidmet, dessen Besprechung den üblichen Rahmen einer Rezension sprengen würde. Kurt Ludwig Joos hat nach langer Forschungsarbeit ein umfangreiches Werk vorgelegt mit 822 Seiten, 20 Seiten Literaturangaben und 2064 teilweise seitenlangen Anmerkungen, keine leichte Lektüre, deren Anschaffungspreis von 62 Euro beim Kauf zögern lässt. Deshalb erscheinen Hinweise zu dieser wichtigen Publikation zur südwestdeutsche Geschichte, speziell zu ihrem Bildungswesen, wichtig, da Joos in großer Sorgfalt nicht nur die gängigen Staatsarchive in Freiburg, Karlsruhe und Sigmaringen, der Kultusverwaltung, des Erzbischöflichen Ordinariats und der Stuttgarter Zeitung genutzt hat, sondern auch ausführlich die *Archives de l'Occupation française en Allemagne et en Autriche* in Colmar, jetzt in Paris. Darüber hinaus werden anders als in der bisher schon vorhanden zeitgeschichtlichen Literatur nicht nur der allgemeine Hintergrund beleuchtet, sondern bestimmte Vorgänge werden detailliert auf bestimmte Personen bezogen, damit ein Blick auf Weichenstellungen, die bis in die Gegenwart nachwirken, heute oft unerkannt, manchmal vordergründig kritisiert, ohne die historischen Bedingungen zu kennen.

Erste Schritte

Man muss sich erinnern, dass über die Zerstörung des deutschen Kriegspotentials die Siegermächte zunächst eine Schwächung Deutschlands zum Ziel hatten, gleichzeitig aber auch einen Missionsauftrag auszuüben meinten, um über Schul- und Jugendbildung für eine demokratische Zukunft in ihren Besatzungszonen zu sorgen. So richteten die Vereinigten Staaten und Frankreich in ihren Kommissionen umfangreiche Bildungsabteilungen ein, und deren Wirken in der französische Zone gibt Joos anhand seiner umfänglichen Quellenfunde einen breiten Raum, hier besonders dem General Raymond Schmittlein, zuständig für Erziehung, Wissenschaft, Kunst und Sport. Schmittlein, ehemals Berufsoffizier, kam aus dem Erziehungsministerium, war *Agrégé de l'Université* und zuletzt *Inspecteur général* für den Französischunterricht im Ausland. 1904 geboren wandte er sich zunächst der Theologie und den orientalischen Sprachen zu, bis sein Hauptinteresse der Germanistik galt, die er auch in Berlin studierte. Während des Kriegs zeichnete er sich aus, wurde Mitglied im Verwaltungsstab de Gaulles und nach 1945 von dessen Erziehungsminister zum *Directeur l'Education publique* der französischen Militärregierung bestimmt.

Man hatte Fachleute für diese Institution ausgewählt, möglichst mit der Agregation in Deutsch, und eine der Mitarbeiterinnen erklärte amerikanischen Journalisten: »Ich glaube nicht, dass es etwas bringt, wenn Soldaten Veranstaltungen über Demokratie machen. Wir brauchen Leute, die die Probleme verstehen und nicht wohlmeinende Amateure sind.« (S. 40) Zwar sollte die Angehörigen des *cadre temporaire* jeweils Uniform tragen, doch Schmittlein vermied es, bei halboffiziellen Unterredungen in Generalsuniform zu erscheinen. Freilich war er in diesen Jahren der eigentliche »Kultusminister« in seiner Zone, und die militärischen Gebote von Befehl und Gehorsam waren sein Maxime, was häufig zu Auseinandersetzungen mit den neuen deutschen Landesverwaltungen führte, die er andererseits brauchte, weil eine strikte Föderalisierung des ehemaligen Deutschen Reichs auch zu den Prinzipien der französischen Nachkriegspolitik gehörte. Wie war nun die Ausgangslage?

Joos schildert zunächst ausführlich die verzweifelte Situation in den bis auf Heidelberg und Konstanz zerstörten Städten, stützt sich dabei als Erster auf Schulfestschriften und Aufsätze zur Geschichte von 43 Gymnasien. Bedrückend ist wieder einmal die Schilderung von Hunger und Kälte in den Wintern 1945/46 und 1947/48 und der Trümmerlandschaft, der Wohnungsnot, als Lehrer wie Schüler wieder Fuß fassen wollten. Hinzu trat die Entnazifizierung, die sich auf die z. T. durch Kriegsausfälle reduzierte Lehrerschaft gravierend auswirkte. Detailliert wird auf den Unterrichtsausfall für jene Jugendlichen eingegangen, die in ihrer Schulzeit schon unter dem NS-Regime neben der Indoktrination durch Aktionen wie Aufmärsche, Feierstunden, Staatsjugendtage, Spalierstehen bei Funktionärsbesuchen, später durch Einsätze in den Kriegsjahren, zuletzt als Flakhelfer benachteiligt waren. Nachdem spätestens im April 1945 der Unterricht geendet hatte, trug die Schließung aller Bildungseinrichtungen zur Benommenheit der Bevölkerung bei, wozu nicht zuletzt die Anklage einer Kollektivschuld beitrug.

Die Besatzungsmächte richteten nun Schulverwaltungen mit ausgesuchten Beamten ein und begannen zunächst mit der Öffnung der Grundschulen. Neben neuem Schulraum erschien die Versorgung mit Lehrmitteln besonders schwierig. Bald schlossen sich die Gymnasien an und Französisch wurde in dieser Zone nun Kernstück aller Lehrpläne, täglich eine Unterrichtsstunde, und das grundständige Latein an humanistischen Gymnasien, so Schmittlein, musste zurückstehen. »Um die deutsche Jugend dazu zu bewegen, sich mit dem demokratischen und humanistischen Ideal vertraut zu machen«, so hieß es 1947, »haben wir große Anstrengungen unternommen … das Französische als sprachlichen Träger unseres Denkens zu erlernen.« (S. 367) »Der humanitäre Aspekt«, schreibt Joos, »der letztlich religiöse Wunsch, die Deutschen um ihrer selbst willen zu retten, war bei den Franzosen weniger ausgeprägt als beiden Amerikanern. Die potentielle Gefährdung ihres Landes war größer, da die räumliche Entfernung vom Gegner und die eigene Kraft geringer waren. Aber mit einer Nuancenverschiebung lautete auch das französische Konzept: Sicherung der Zukunft.« (S. 315)

So musste jeder Studierende der Universitäten Freiburg und Tübingen eine Bescheinigung über eine bestandene Prüfung in Französisch vorlegen. 1948 erfolgte ein erstes Staatsexamen für das Lehramt in neuer Ordnung, Voraussetzung für eine neue Lehrergeneration.

Die Schule als Hebel der Umerziehung

»Die höhere Schule insgesamt war vielen der maßgebenden Amerikanern fremd und unheimlich, den Franzosen vertraut und zuwider.« (S. 307) Während erstere zunächst nur Grundabsichten kundtaten, machte sich die französische Besatzungsmacht die Lehrplangestaltung für alle Schulfächer zur eigenen Sache. »Frankreich, das Land des Maßes, des gesunden Verstandes, des guten Geschmacks, der Verfeinerung, das Land auch der Revolution und der Menschenrechte ist das ideale Heilmittel für die deutsche Seele. … Das wäre die kulturelle, umerziehende Mission Frankreichs in Deutschland.« (S. 315), für Schmittlein der Kern seiner Kulturpolitik. Die deutschen Behörden, die mittlerweile gegründet worden waren, empfingen die Direktiven, dass z. B. im Geschichtsunterricht Ideen- und Kulturgeschichte Vorrang hätten, denn »die Geschichte eines Volkes, das nur 75 Jahre vereint war, kann nicht im Mittelpunkt des Unterrichts stehen.« (S. 318)

Für die Klassen 5 bis 7 war für alle Gymnasien die gleiche Stundentafel vorgesehen, dann sollte zwischen einem geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Typ unterschieden werden bei nochmaliger Differenzierung nach der 10. Klasse, so dass sich im Abitur vier Varianten ergaben.

Die Abiturprüfung wurde nun zu einem besonderen Feld der Auseinandersetzungen mit den deutschen Behörden, denn es sollte eine Annäherung an das französische *Baccalauréat* stattfinden. Einig war man, das Niveau gegenüber den letzten 12 Jahren zu heben.

Einig war man auch in der Begrenzung des Erwerbs der Hochschulreife. Die Deutschen erinnerten sich an die große Zahl arbeitsloser Akademiker Anfang der 30er Jahre, und auch die Besatzung sah darin einen Nährboden für einen Zulauf zu faschistischen Organisationen. Zudem wurde die Zahl der Studienplätze an den Universitäten der französischen Zone auf nur 500 geschätzt. Zunächst dachte man an ein allgemeines Vorbereitungsjahr vor dem Studienbeginn. Die Universitäten wehrten sich aber bald, die komplizierte Aufsicht zu übernehmen, denn – so der Freiburger Rektor – dies würde »einen plötzlichen Bruch mit der besten deutschen und badischen Tradition« bedeuten. (S. 338). Schmittlein schwenkte zu den Schulbehörden um, und an den Schulen gab es dann diese Kurse für Studienbewerber, die nur mit einen Reifevermerk vorzeitig zur Wehrmacht eingezogen worden waren oder solche, die aufgrund von Unterbrechungen im Bildungsweg noch nicht studienberechtigt waren.

Das Zentralabitur

Für die künftigen Schülerjahrgänge sollte nun eine neue Abiturprüfung erfolgen, damit neben der Gerechtigkeit in der Leistungsbeurteilung auch die Chancen aller gesellschaftlichen Gruppen gewährleistet seien. Die Notengebung wurde auf 20 Punkte ausgeweitet; für vier Fächer, darunter immer Französisch, galten die zentralen Aufgabenstellungen, von anonymen Zweitkorrektoren benotet. Zu den mündlichen Prüfungen sollte der Abiturient zu einer fremden Lehrerkommission an einen zentralen Ort anreisen. Die Wertung der eigenen Schule sollte also deutlich minimiert werden, um die Neutralität zu sichern. Ein hartes Verfahren, aber die Wurzel des heutigen liberalen Zentralabiturs, dem sich mittlerweile fast alle Bundesländer angeschlossen haben, freilich in stark variierter und geminderter Form.

Damals gab es bei den Eltern und in der Presse lebhaften Widerspruch. 1947 waren allein in Württemberg-Hohenzollern 19% bei der Prüfung durchgefallen. Dabei muss man auch auf die Hungerjahre, die Unterrichtsausfälle in winterlichen »Kohleferien« hinweisen und all die anderen Nöte. Abiturienten hätten versucht, in andere Zonen auszuweichen, denn den Lehrern wäre versagt worden, »ihr Wissen über die Persönlichkeit des Schülers einzubringen« und so sei man in der französischen Zone benachteiligt. Schmittlein sprach von einer »antifranzösischen Kampagne von großer Heftigkeit« (S. 374) Die erregte Öffentlichkeit beschäftigte selbst die Politiker in Paris, denn beim wachsenden Antagonismus zwischen den USA und der Sowjetunion neigte man auch in Frankreich zu einem behutsamen Umschwenken in seinen Besatzungszonen.

Minister Bidault appellierte, mit den deutschen Behörden zurechtzukommen und den Eindruck zu vermeiden, »man wolle französische Institutionen auf deutschen Boden verpflanzen«. (S. 344) Besonders die Kirchen, die mit ihrer oppositionellen Haltung gegen den Nationalsozialismus geachtet wurden, wehrten sich gegen die Beschränkung des humanistischen Gymnasiums, galt doch der Unterricht in alten Sprachen als Voraussetzung für ein Theologiestudium, zumal im »Dritten Reich« dieser Gymnasiumstyp bewusst zurückgedrängt worden war, besonders in Württemberg.

Mit großer Zustimmung wurde aber ein Schülerwettbewerb aufgenommen, ähnlich dem französischen *Concours général*. War das Verhältnis zwischen dem Directeur l'Education und den deutschen Partnern oft sehr gespannt, so ließ diese Zustimmung die Lager zusammenrücken.

Besonderen Argwohn hegte aber Schmittlein gegen die Lehrerbildung an deutschen Universitäten. Er habe »stets darauf bestanden, dass die wirkliche Gefahr nicht der Nationalsozialismus sei, sondern der deutsche Nationalismus, der Bismarcksche Imperialismus, der Pangermanismus« (S. 364), und die Universitätsprofessoren hielt er für deren »Hohepriester«. Daher kam es auch zu Vorbehalten gegenüber dem Historiker Gerhard Ritter an der Universität Freiburg, der selbst Gegner Hitlers war.

Da man die Konfessionsschulen in Württemberg-Hohenzollern nach harten weltanschaulichen Kontroversen nur mit der Konzession vor deutscher Tradition zuließ, musste er auch die konfessionelle Ausbildung für Volksschullehrer zugestehen, die Schmittlein nur verzögern, aber nicht verhindern konnte. (S. 366) Wie sein Minister meinte er, die Erziehungsverwaltung wie in Frankreich den Leitern von Universitäten zu übertragen nämlich weisungsgebundenen hohen Beamten, dann hätte man sie »völlig in der Hand« (S. 373). Doch diese Auffassung widersprach der längerfristigen Politikplanung des »behüteten Wachsenlassens demokratischer Institutionen«. Die Landtage wollten mitbestimmen. Hier und an anderer Stelle geht Joos auf die unterschiedlichen Meinungen in der französischen Verwaltung ein, die von Exponenten verschiedener Parteien besetzt waren und die auch auf das Echo der eigenen heimatlichen Presse in Frankreich achten mussten, welche die Reeducation in Deutschland intensiv verfolgte. Zudem würde ihre Regierung wegen der Bekenntnisschule keinen Kulturkampf und somit eine Auseinandersetzung mit den Bischöfen wünschen.

Auf dem Weg zum Besatzungsstatut

Die geplante Reeducation durch die Amerikaner in ihrer Zone ist bekannt: Demokrati-

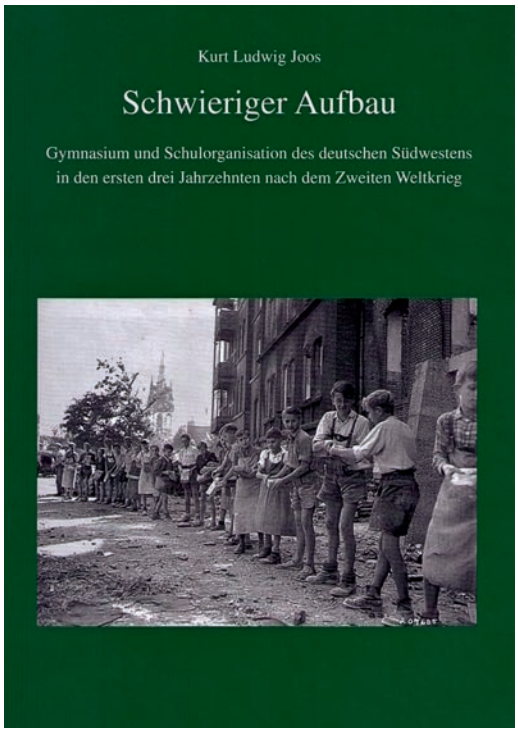
sierung als Ziel, keine zentrale Kulturpolitik, differenzierte Einheitsschule, beginnend mit einer sechsjährigen Grundschule, anschließend für den »akademischen Zweig« einen kleineren Sektor von zweimal drei Jahren Dauer. 90% der Schüler würden berufsvorbereitende Schulen besuchen, ranggleich mit dem akademischen Zweig, ganz nach amerikanischem Vorbild.

Die Entwicklung verlief anders. Nach der Währungsreform 1948 verfügte die deutsche Verwaltung zwar über eine harte Währung, die aber größte Sparsamkeit erzwang und kostspielige Reformen verhinderte. Im April 1949 wurde dann das Besatzungsstatut von den Regierungen der USA, Großbritannien und Frankreich beschlossen, indem dem Bund und den Ländern die volle gesetzgebende, vollziehende und rechtssprechende Gewalt eingeräumt werden sollte, die Zonen wurden zu einer Trizone zusammengefasst.

Schmittlein hatte sich gegen solch ein Statut gewehrt und hoffte, dass seine Stellung und seine Aufgaben weiterhin verankert werden könnten. In ausführlichen Gutachten hatte er mit seinen Mitarbeitern nicht nur seine Tätigkeit gerechtfertigt, sondern auch Ziele zur Reeducation für die kommenden Jahre fixiert. Um so größer war die Enttäuschung, als im Artikel III des Statuts festgelegt worden war, dass »die Deutschen die Gesetze für das Bildungswesen nach eigenem Gutdünken beschließen und anders lautende Gesetze und Verfügungen aus der Besatzungszeit abschaffen konnten.« (S. 534) Joos schildert detailliert die umfangreichen Bemühungen Schmittleins um Eigenständigkeit kurz vor Verabschiedung dieses Statuts, das Ringen um eine Dreiergruppe der Besatzungsmächte im Erziehungsbereich, die auch künftig unter den Hohen Kommissaren tätig werden sollte. Aber schon im Mai war Außenminister Schumann insofern informiert worden, »dass die bisherigen Besatzungsmächte (nur) eingreifen könnten, wenn von deutscher Seite getroffene Maßnahmen entweder das Grundgesetz verletzten oder die Hauptziele der Siegermächte ernsthaft bedrohten. In Zukunft werde Frankreichs kultureller Einfluss davon abhängen, ob … die Deutschen durch Einrichtungen wie die Instituts Français an die lateinisch-französische Kultur herangeführt werden könnten.« (S. 550/5)

Damit war der Rückzug von der bisherigen Einflussnahme eines Inspecteurs für das Schulwesen beschlossen. Bei Schmittlein führte das zur Resignation, wenn auch noch einige Direktiven vorgenommen wurden: die Ernennung leitender Beamter bis zum Schulrat mussten zunächst der *Délégation Supérieur* vorgeschlagen werden, an Dutzend Höheren Schulen wurden Unterrichtsinspektionen durchgeführt und Lehrer beurteilt. Schmittlein handelte nach wie vor wie der Vertreter einer vorgesetzten Behörde, die den dominierenden Lehrervortrag sowie den Unterricht in Geschichte und Geografie kritisierte, die Französischkenntnisse vieler Lehrer oft unzureichend fand, freilich auch die Disziplin und das Interesse der deutschen Schüler lobte. (S. 567)

Schmittlein schwankte einerseits zwischen Sorge um die weitere Zukunft und andererseits in Hoffnung des Erfolgs seiner Arbeit. Man bestätigte ihm, dass sein Wirken in Deutschland »dem römischen Limes vergleichbar, eine bleibende Spur der Anwesenheit Frankreichs und des *clair génie de notre race* hinterlassen werde.« (S. 575). In der Tat gibt es bis heute erfolgreiche Gründungen der französischen Besatzungsmacht: die Universitäten Mainz und Saarbrücken, das Mainzer Institut für europäische Geschichte, die Deutsche Hochschule für Verwaltungswis-



senschaften in Speyer, das Dolmetscherinstitut in Germersheim.

1951 wurde Schmittlein Abgeordneter in der französischen Nationalversammlung und gehörte dort zur gaullistischen Gruppierung, stimmte gegen die Europäische Verteidigungsgemeinschaft 1952, votierte für eine Anerkennung der DDR und pflegte Kontakte zu sowjetischen Politikern, war zweimal Minister, zog sich aber 1967 aus der Politik zurück und starb siebzigjährig 1974 in Colmar.

Über diese wichtigen Kapitel wurde hier berichtet. Dem schließen sich Abschnitte über die allgemeine Lage der südwestdeutschen Länder, die Anfänge Baden-Württembergs an, die zwar nicht Neues berichten, aber themengemäß die Rolle des Gymnasiums in der Schulorganisation unter den Kultusministern Gotthilf Schenkel und Wilhelm Simpfendörfer darstellen. Als Gerhard Storz 1958 Kultusminister geworden war, trat Joos 1959 als Referent in das Ministerium ein. Da er nun als Zeitzeuge berichtet, ist zwar manches als Quelle aufschlussreich, bedarf aber einer anderen Wertung. So bedauert er manche Entwicklungen, sieht das »kulturpolitische Feld in Bewegung« in der Ära Hahn und erzählt ausführlich von den Interna in dessen Amt.

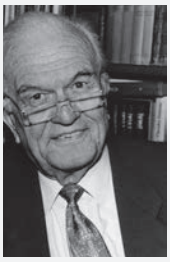
Der Rezensent, von 1971 bis 1976 selbst Leiter des Referats Gymnasien unter Wilhelm Hahn und oft im Gespräch mit dem versierten Autor dieses Buches, der nun für die Lehrerbildung zuständig war, hat dazu andere Vorstellungen, die nicht in diesen Bericht gehören.

Die Auswertung von Quellen ist aber so informativ, dass sie das Schwergewicht dieses umfangreichen Buches bestimmt, denn nicht umsonst hat es die Historische Kommission deshalb in ihre Reihe aufgenommen.

Bleibt noch zu sagen, dass bei aller Akribie das Werk in einem angenehmen lesbaren Stil fern aller Gespreiztheit verfasst wurde, ja das Persönliche, das man in den letzten Abschnitten spürt, reizt zur flüssigen Lektüre.

Bibliographische Angaben

Joos, Kurt Ludwig: Schwieriger Aufbau: Gymnasium und Schulorganisation des deutschen Südwestens in den ersten drei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Stuttgart: Kohlhammer, 2012



Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Erlenweg 2, III, 7/7
76199 Karlsruhe

»Los von Karlsruhe!«

Die Ausgemeindungsbestrebungen Knielingens im Jahr 1949

René Gilbert

Ende 1949 ließ die Bürger-Kommission des Karlsruher Stadtteils Knielingen ein Flugblatt drucken und verbreiten, in dem sie die Ausgemeindung Knielingens von Karlsruhe forderte. Mit Argumenten, die sich bei näherer Betrachtung nahezu allesamt als unzutreffend herausstellten, versuchte sie die Knielinger Bevölkerung davon zu überzeugen, dass eine Loslösung Knielingens von Karlsruhe ihnen mehr Vorteile einbringen würde als ein Verbleib in der Fächerstadt. Der Aufsatz gibt zum einen den Inhalt des Flugblattes bzw. die Argumente der Knielinger Bürger-Kommission für die Ausgemeindung wieder und zeigt zum anderen die Antwort bzw. Reaktion der Karlsruher Stadtverwaltung, die die Vorwürfe sachlich entkräften konnte, sodass der Ausgemeindungsversuch über ein Strohfeuer nicht hinauskam.

Am 1. April 1935 wurde die bis dahin selbstständige Gemeinde Knielingen auf Anordnung des badischen Gauleiters Robert Wagner nach Karlsruhe zwangseingemeindet.[1] Es war der erste Vorgang dieser Art in der Fächerstadt seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahr 1933. Am 1. April 1938 sollte mit Hagsfeld und Durlach auf die gleiche Weise verfahren werden.[2] Ende der 1940er Jahre kam es in Durlach und Knielingen etwa zeitgleich zu Ausgemeindungsbestrebungen. Während diese in Durlach so weit gingen, dass sogar der Verwaltungsausschuss des württemberg-badischen Landtags sich mit dieser Angelegenheit beschäftigte, blieben sie in Knielingen bei einem Strohfeuer, das gelöscht wurde, bevor es überhaupt richtig zu brennen begonnen hatte.[3] Dieser Umstand ist möglicherweise der Grund dafür, dass es in der Karlsruher Stadtgeschichtsschreibung hierüber bisher zu keiner näheren Untersuchung gekommen ist.[4]

Das Flugblatt

»Einwohner von Knielingen! Knielingen, Euer Heimatort, eine uralte selbständige Gemeinde, wurde trotz heftigem Widerspruch seiner Bürger und Einwohner […] seiner Selbständigkeit beraubt und der Stadt Karlsruhe einverleibt.«[5] Mit diesen Worten begann jenes Flugblatt, das die 1946 gegründete Knielinger Bürger-Kommission, die Vorläuferorganisation des 1959 gegründeten Bürgervereins Knielingen, im November 1949 herausgab, um bei den Knielingerinnen und Knielingern um Unterstützung für die Ausgemeindung aus Karlsruhe zu werben.

Konkret wurden zunächst die »gut geordnete[n] Verhältnisse« in Knielingen vor der Zwangseingemeindung gelobt. So besaß die Gemeinde »zirka 600 ha gut gepflegten Wald«, »11 gemeindeeigene Gebäude« und hatte »ein modernes Schulhaus«. Dies in Verbindung mit der »eigene[n] Wasserlei-

Einwohner von Knielingen!

Knielingen, Euer Heimatort, eine uralte selbständige Gemeinde, wurde trotz heftigem Widerspruch seiner Bürger und Einwohner durch ein Diktat vom 17. Dezember 1934 seiner Selbständigkeit beraubt und der Stadt Karlsruhe einverleibt.

Die ehemals selbständige Gemeinde Knielingen

hatte vor der Zwangseingemeindung gut geordnete Verhältnisse, nannte zirka 600 ha gut gepflegten Wald sein eigen, besaß 11 gemeindeeigene Gebäude und baute ein modernes Schulhaus. Die eigene Wasserleitung, Kanalisation, Friedhofhalle, rasche Erledigung der Amtsgeschäfte auf dem eigenen Rathaus und andere Einrichtungen waren Grundlagen der damals zufriedenen Gesamtbevölkerung.

Knielinger! Wißt Ihr noch wie nach der Zwangseingemeindung die Umlagen und sonstige Abgaben gewaltig erhöht wurden? Wißt Ihr noch wie vor der Zwangsehe die Anlagen zur Be- und Entwässerung Eures Geländes, ebenso die jetzt verschlammte Alb fast jedes Jahr gereinigt wurden? Schaut Euch die holbrigen Straßen und die teils unbefahrbaren Waldwege an. Zieht Vergleiche mit der Straßenbeleuchtung in selbständigen Nachbargemeinden und den dunkeln gefahrvollen Straßenkreuzungen in Knielingen. Überzeugt Euch wie in vielen anderen Gemeinden gebaut und in Knielingen nicht gebaut wird. Macht Euch Gedanken, ob aus den Erträgnissen des ehemaligen Gemeindewaldes bei gutem Willen in Knielingen nicht manches denn doch besser sein könnte?

Bürger und Einwohner von Knielingen!

Seit Januar 1947 verhandelt Eure gewählte Kommission mit der Stadtverwaltung Karlsruhe um eine gleiche Vereinbarung wie die der seinerzeit sich freiwillig eingemeindeten Vororte Bulach und Daxlanden und Durchführung der vertraglichen Abmachungen zu erreichen. Es wurden Hoffnungen gemacht. **Doch am Schlusse wurden die Paragraphen des Zwanggesetzes als Hinderungsgrund geltend gemacht. Dies im Zeitalter der Demokratie!**

Knielinger! Unterstützt durch Eure Unterschrift die Beschlüsse der Bürgerversammlung auf Aufhebung des Eingemeindegesetzes durch den württemberg-badischen Landtag nach Artikel 98 der Verfassung. Eure Kommission war jederzeit bereit, eine noch tragbare Vereinbarung abzuschließen. Dieses scheiterte an dem Verhalten der Stadtverwaltung Karlsruhe. **Dieserhalb der Beschluß:**

Los von Karlsruhe!

Wiedererrichtung Eurer eigenen Gemeinde Knielingen! Helft mit wieder wahr zu machen:

Knielingen, mein Heimatort,
Hör es und glaub mein Wort:
„Kein Winkel Erde, noch so klein,
Kann so wie Du mir Heimat sein".

November 1949 **Die Kommission.**

Flugblatt der Bürgerkommission Knielingen zur Ausgemeindung Knielingens aus Karlsruhe, November 1949, in: Stadtarchiv Karlsruhe 1/H-Reg. 2869.

tung, Kanalisation, Friedhofhalle«, sowie der »rasche[n] Erledigung der Amtsgeschäfte auf dem eigenen Rathaus« bildeten »die Grundlagen der damals zufriedenen Gesamtbevölkerung.«

Im weiteren Text des Flugblatts wurde schließlich der Eindruck erweckt, der Stadtteil habe seit Mitte 1935 auf nahezu allen Gebieten Nachteile erlitten. So behauptete die Kommission beispielsweise, die Umlagen und sonstigen Abgaben seien »gewaltig erhöht« worden, und in Knielingen finde keine Bautätigkeit statt. Außerdem wurde die Zeit »vor der Zwangsehe« gelobt, in der eine jährliche Reinigung der Anlagen zur Be- und Entwässerung des Geländes und der »jetzt verschlammte[n] Alb« stattgefunden habe. Zusätzlich wies man auf »die holprigen Straßen und die teils unbefahrbaren Waldwege« hin. Auch wurden die »dunklen gefahrvollen Straßenkreuzungen« im Vergleich »mit der Straßenbeleuchtung in selbständigen Gemeinden« angeprangert.

Die seit Januar 1947 geführten Verhandlungen der Kommission mit der Karlsruher Stadtverwaltung »um eine gleiche Vereinbarung wie die der seinerzeit sich freiwillig eingemeindeten Vororte Bulach und Daxlanden« waren ihrer Ansicht nach »an dem Verhalten der Stadtverwaltung Karlsruhe« gescheitert. Daher sah sich die Kommission, die betonte, jederzeit dazu bereit gewesen zu sein, »eine noch tragfähige Vereinbarung abzuschließen«, nun dazu veranlasst, die Ausgemeindung aus der Fächerstadt anzustreben.[6]

Die Reaktion der Karlsruher Stadtverwaltung

Die Karlsruher Stadtverwaltung reagierte auf das Flugblatt insofern, als sie von verschiedenen städtischen Ämtern eine interne Stellungnahme zu den im Flugblatt gemachten Vorwürfen anforderte. Wie sich zeigen sollte, konnte von den Vorwürfen der Kommission nach deren Untersuchung durch die entsprechenden Ämter kein einziger aufrechterhalten werden. Was den ersten Punkt der höheren Abgaben betraf, zitierte die Stadtverwaltung aus einem Artikel der NS-Zeitung »Der Führer« vom 13. März 1935, in dem bereits kurz nach der Eingemeindung die Meldung erschienen war, dass die Grund- und Gewerbesteuern in Knielingen nach Sätzen erhoben worden waren, »die bei unbebautem Grundbesitz und Gewerbebetrieb die gleiche Höhe wie in Karlsruhe [hätten], bei Wald, Gebäuden und Gewerbeertrag jedoch höher als in Karlsruhe [seien].«[7] Da mit der Eingemeindung Knielingens dort die in Karlsruhe geltenden Steuersätze eingeführt worden waren, hatten diese genau den gegenteiligen Effekt, nämlich eine steuerliche Entlastung der Knielinger Bürger zur Folge gehabt.

Als erste Behörde antwortete das Tiefbauamt zu den Punkten, die in seinen Zuständigkeitsbereich fielen. Es berichtete u. a. davon, dass die Alb bereits bei der Eingemeindung in einem derart schlammigen Zustand gewesen sei, dass Knielingen selbst von einem Ingenieurbüro »einen Entwurf für deren durchgreifende Regulierung«[8] hatte erarbeiten lassen. Da der Entwurf nach Ansicht der Stadtverwaltung jedoch unzureichend ausgearbeitet worden sei, habe sie dem Ingenieurbüro eine Abfindung gezahlt und die weiteren Planungen selbst übernommen. Als der städtische Entwurf schließlich vorgelegen habe, konnte in den folgenden Jahren durch Baggerarbeiten »viel Schlamm aus der Alb entfernt werden, sodass der Wasserspiegel sich wesentlich senkte und so die bessere Entwässerung der Niederung bei Knielingen ermöglichte.«[9]

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs setzte den Arbeiten freilich ein abruptes Ende. Durch die Sprengung der »Weitesten Brücke« wurde jedoch die Verschlammung der Alb wieder gefördert, und der Wasserspiegel stieg an. Da dies durch Kriegseinwirkung geschehen war, konnte der Stadtverwaltung hierbei aber keine Verantwortung zugewiesen werden. Und auch was die Tiefentwässerung Knielingens anging, die bereits zu Zeiten der Selbstständigkeit »nicht in Ordnung war«, konnte die Stadtverwaltung Ergebnisse vorweisen, hatte sie doch vor dem Krieg damit begonnen, »mit hohem Aufwand einen besonderen Sammler zum Klärwerk Neureut«[10] zu bauen, der die Grundlage für eine ordnungsgemäße Entwässerung der Gemeinde und der völligen Entwässerung der Alb von Abwässern unter Einhaltung des Wassergesetzes ermöglichte. Der vollständige Aus- und Umbau des Kanalnetzes würde allerdings noch hohe finanzielle Mittel erfordern. Zudem konnte laut Tiefbauamt von einer Vernachlässigung der Straßen in Knielingen keine Rede sein. Diese würden »genauso gut instand gesetzt wie im Rest der Stadt auch« und hingen im Wesentlichen von der Verfügbarkeit »guter Baustoffe« ab. Demnach kam das Tiefbauamt zu dem Ergebnis, dass in Knielingen »bisher im Verhältnis mindestens so viel gebaut wurde wie sonst überall und dies […] auch weiterhin vorgesehen [sei].«[11]

Noch deutlichere Worte fand die städtische Forstverwaltung in ihrem Schreiben an die Stadtverwaltung. Hinsichtlich der von der Kommission aufgestellten Behauptung über den Zustand der Wege im Knielinger Gemeindewald sprach sie von einer »offensichtliche[n] Irreführung der Knielinger Bevölkerung.«[12] Demnach befanden sich die Waldwege »vor der Eingemeindung in einer derart schlechten Verfassung, dass sie kaum noch befahren werden konnten und dies ausnahmsweise nur bei günstiger Witterung.«[13] Nach der Eingemeindung habe die Forstverwaltung »diese Schwierigkeiten beseitigt und normale Wegeverhältnisse geschaffen.«[14] Darüber hinaus hätten die Knielinger Bürger gegenüber der Stadtverwaltung bekundet, dass in ihrem Stadtteil »noch nie so gute Feldwege bestanden, als nach der Eingemeindung.«[15] Abschließend stellte die Forstverwaltung fest, dass »der Gemeindewald Knielingen bezüglich der Wegeinstandhaltung nicht schlechter behandelt [worden sei] als jeder andere Stadtwalddistrikt«, und, die Kriegsjahre ausgenommen, »bereits beachtliche Mittel für die Aufrechterhaltung guter Wegeverhältnisse im gesamten Stadtwald, somit auch für den Gemeindewald Knielingen, verwendet worden [seien].«[16]

Zuletzt konnte auch die Behauptung der mangelhaften Straßenbeleuchtung entkräftet werden. Die Abteilung IV der Karlsruher Stadtverwaltung, zuständig für die Straßenbeleuchtung, erklärte hierzu, dass in Knielingen »bereits Ende 1945 als einem der ersten Vororte die Beleuchtung an den wichtigsten Strassenkreuzungen und Verkehrsknotenpunkten wieder eingerichtet«[17] worden sei. Demgegenüber stand, »dass in Vororten wie Rüppurr oder Daxlanden, sowie in sonstigen Stadtteilen, die überwiegend Gasbeleuchtung haben, die Wiederinbetriebnahme erst 1947/48 vorgenommen wurde.«[18] Zur Bautätigkeit in Knielingen bezog die Stadtverwaltung insofern Stellung, als sie einer gerade in der Gründung befindlichen Knielinger Baugenossenschaft »eine tatkräftige Förderung im Rahmen des Wohnungsbauprogramms 1950 zugesagt«[19] habe.

Nachdem diese Informationen zusammengetragen worden waren, entschied Oberbürgermeister Friedrich Töpper kurz vor Jahres-

ende 1949, kein Gegenflugblatt zu veröffentlichen.[20] Vielmehr sollte abgewartet werden, bis weitere Schritte von Knielinger Seite unternommen würden. Da die äußerst dünne Akte – sie umfasst je nach Zählweise fünf bis sieben Dokumente – an dieser Stelle abreißt, ist davon auszugehen, dass es von Seiten der Bürger-Kommission keine weiteren Bemühungen gab, die Ausgemeindung Knielingens aus der Fächerstadt voranzutreiben.

Resümee

Auch wenn keine Aussage darüber gemacht werden kann, wie viel Knielinger Bürgerinnen und Bürger dem Aufruf der Kommission folgten und durch ihre Unterschrift die Aktion unterstützten, geht doch aus den Dokumenten der Karlsruher Stadtverwaltung hervor, dass die Mehrheit der Knielinger einer Ausgemeindung nicht herbeiwünschte, weil sie eine Benachteiligung gegenüber den anderen Karlsruher Stadtteilen nicht erkennen konnte. Damit scheiterte der Plan der Kommission eine Stimmung zu erzeugen, die mit jener aus dem Jahr 1928 vergleichbar gewesen wäre, als die Bewohner überwiegend ihre Selbstständigkeit erhalten wollten, mit dem Ergebnis, dass der erste Eingemeindungsversuch scheiterte, da er nur von der Arbeiter-, nicht aber von der mehrheitlichen Bauernbevölkerung befürwortet wurde.[21]

Es ist unklar, welche Gründe die Kommission überhaupt dazu bewogen hatten, eine Ausgemeindung aus der Fächerstadt anzustreben. Wahrscheinlich ist, dass der sich nach Kriegsende abzeichnende Bau der Siemens-Werke in Knielingen eine wesentliche Rolle gespielt hat.[22] Durch die daraus in der Zukunft zu erwartenden hohen Gewerbesteuereinnahmen hatte die Kommission wohl darauf spekuliert, dass der wieder eigenständigen Gemeinde dadurch mehr Vorteile entstünden, als sie bei einem Verbleib bei Karlsruhe jemals haben würde. Zudem dürfte auch der Beschluss des Karlsruher Gemeinderats vom Oktober 1949, die von der Kommission geforderte Erhöhung des Bürgernutzens, einer Jahresrente für bezugsberechtigte Bürger, von 60 DM auf 100 DM abzulehnen, sie in ihren Absichten bestärkt haben.[23] Jedenfalls blieb dieser Versuch eine Episode und tat dem künftigen Verhältnis zwischen Knielingen und Karlsruhe keinen Abbruch. In der Folgezeit entwickelte sich der älteste urkundlich erwähnte Stadtteil Karlsruhes durch die Fertigstellung der Ölraffinerien am Rhein 1962/63 und den Ausbau des Siemens-Standorts zum Siemens Industriepark Karlsruhe 1997 zu einem wichtigen Wirtschafts- und Industriestandort innerhalb der Fächerstadt.

Anmerkungen

1 Vgl. hierzu ausführlich Bürgerverein Knielingen e.V. (Hg.), 1200 Jahre Knielingen 786–1986, Karlsruhe 1985, S. 299–308.

2 Zu den Zwangseingemeindungen der 1930er Jahre in Karlsruhe vgl. Ernst Otto BRÄUNCHE, Residenzstadt, Landeshauptstadt, Gauhauptstadt. Zwischen Demokratie und Diktatur 1914–1945, in: Susanne Asche / Ernst Otto Bräunche / Manfred Koch / Heinz Schmitt / Christina Wagner, Karlsruhe – Die Stadtgeschichte, Karlsruhe 1998, S. 357–502, hier S. 384–388.

3 Vgl. Manfred KOCH, Trümmerstadt – Residenz des Rechts – Zentrum der Technologieregion – Wechselvoller Weg in die Gegenwart, in: Susanne Asche / Ernst Otto Bräunche / Manfred Koch / Heinz Schmitt / Christina Wagner, Karlsruhe – Die Stadtgeschichte, Karlsruhe 1998, S. 519–673, hier S. 647.

4 In dem vom Bürgerverein Knielingen herausgegebenen Band zum 1200. Geburtstag Knielingens werden die Ausgemeindungsbestrebungen nicht erwähnt. In der Karlsruher Stadtgeschichte

von 1998 wird auf sie lediglich in einem Nebensatz (freilich mit Quellenangabe) verwiesen. Einzig in dem Begleitband zur 1200-Jahr-Feier Knielingens wird die Thematik in einem Absatz angesprochen. (Vgl. KOCH, Trümmerstadt, S. 647; STADT KARLSRUHE (Hg.), Karlsruher Stadtteile – Knielingen, Ausstellung der Stadtgeschichte im PrinzMaxPalais, Karlsruhe 1986, S. 33.)

5 Stadtarchiv Karlsruhe (StadtAK) 1/H-Reg. Nr. 2869 (Flugblatt der Knielinger Bürger-Kommission v. November 1949).
6 Alle vorherigen Zitate ebd.
7 Der Führer v. 13. März 1935.
8 StadtAK 1/H-Reg. Nr. 2869 (Schreiben des städtischen Tiefbauamts an die Finanzabteilung der Stadt Karlsruhe v. 3. Dezember 1949).
9 Ebd.
10 Ebd.
11 Ebd.
12 Ebd. (Schreiben der städtischen Forstverwaltung an die Finanzabteilung der Stadt Karlsruhe v. 2. Dezember 1949).
13 Ebd.
14 Ebd.
15 Ebd. (internes Schreiben der Karlsruher Stadtverwaltung v. 9. Dezember 1949).
16 Ebd. (Schreiben der städtischen Forstverwaltung an die Finanzabteilung der Stadt Karlsruhe v. 2. Dezember 1949).
17 Ebd. (Schreiben der Abteilung IV an die Finanzabteilung der Stadt Karlsruhe v. 2. Dezember 1949).
18 Ebd.
19 Ebd. (internes Schreiben der Karlsruher Stadtverwaltung v. 9. Dezember 1949).
20 Ebd. (interner Aktenvermerk v. 28. Dezember 1949).
21 Vgl. BRÄUNCHE, Residenzstadt, S. 385.
22 Vgl. Manfred KOCH, Karlsruher Chronik. Stadtgeschichte in Daten, Bildern, Analysen, Karlsruhe 1992 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs, Bd. 14), S. 190.
23 Vgl. StadtAK 3/B Nr. 1577 (Gemeinderatsprotokolle 1949, Sitzung vom 11. Oktober), S. 459–463, hier S. 462.

Anschrift des Autors:
Dr. René Gilbert
Otto-Wels-Straße 23
76189 Karlsruhe

Stabwechsel in der Pflege des Andenkens an den Dichter Emil Götts

Die Emil-Götts-Gesellschaft von 1958 begibt sich unter das Dach des Zähringer Bürgervereins

Volker Schupp

Wie viele literarische Vereinigungen litt auch die Emil-Götts-Gesellschaft an Überalterung. Die gesteckten Ziele bei der Pflege von Götts Werk konnten nicht mehr weiter verfolgt werden. Die Bilanz ist zwar durchaus positiv, aber es bleiben weitere Aufgaben. Glücklicherweise konnte eine Verschmelzung der Gesellschaft mit dem Zähringer Bürgerverein zur Übernahme der Aktivitäten um Emil Götts Werk und Andenken und ihre Weiterführung in der Zukunft führen.

Dem Gedächtnis an Wolfgang Knauft (1928–2014)

Am 30. April 2014 nahm die Mitgliederversammlung der »Emil-Götts-Gesellschaft e. V.« Freiburg i. Br. einstimmig einen Verschmelzungsvertrag zwischen der »Emil-Götts-Gesellschaft« und dem »Bürgerverein Zähringen e. V.« an, dessen Mitglieder am selben Tag ebenfalls einstimmig zustimmten. Damit hat die Gesellschaft aufgehört zu bestehen; ihre satzungsmäßigen Aufgaben werden aber weiter verfolgt; Ziel bleibt es, »das Lebenswerk des Dichters Emil Götts und das Andenken an ihn lebendig (zu) erhalten und zu diesem Zweck insbesondere die Herausgabe und weitest mögliche Verbreitung seiner Werke, Tagebücher und Briefe (zu) fördern.« Und weiterhin wird angestrebt, »die Freunde des Dichters zu einer engeren Gemeinschaft (zu) verbinden«. Der 1906 bei der Eingemeindung des Dorfes Zähringen in die Stadt Freiburg gegründete Bürgerverein kannte schon bisher den Vereinszweck der »Pflege, Bewahrung und Förderung der Kultur bzw. kultureller Belange«. Diese Passage in der Satzung wurde erweitert um die »Bewahrung und Pflege des Andenkens an Emil Götts«.

Emil Götts (1864–1908) war nicht nur neuklassischer Lustspieldichter, sondern auch Bauer mit lebensreformerischen Zügen und Erfinder (Abb. 1). Seine dichterischen Werke wurden nach seinem Tod in einer dreibändigen Ausgabe von Roman Woerner 1911[1] herausgegeben. Eine zweibändige Ausgabe von 1940 konnte weitere Texte aufnehmen, aber es blieben durchaus noch unausgeleuchtete Winkel.

Zum 50. Todestag 1958 wurde in Götts Geburtsort Jechtingen der »Göttbrunnen« eingeweiht und die Götts-Gesellschaft gegründet. Im »Goldenen Buch« der Götts-Gesellschaft (vgl. Abb. 2) haben sich, beginnend mit dem Regierungspräsidenten Anton Dichtel, etwa achtzig Personen eingetragen, unter denen die Verwandten des Dichters und Personen

Abb. 1: Emil Götts lesend am Tisch. Zeichnung von Oskar Gogel 1892 (Bürgerverein Zähringen)

des öffentlichen Lebens wie der Rechtsanwalt Robert Grumbach, der Journalist Eberhard Meckel, der Fotograf Willy Pragher, der Dichter Richard Gäng und der spätere Vorsitzende, Rektor Josef Schneider herausragen. Der »Ortsverein Zähringen« ist durch seinen zweiten Vorstand schon damals vertreten.

Es ist nicht zu ersehen, wer eigentlich die maßgeblichen Betreiber gewesen sind. Es fehlt Professor Dr. Hans Killian, in dessen Elternhaus 1907 der erkrankte Götts aufgenommen worden war. Nur seine Frau Dr. Trude Killian hat sich eingetragen. Er muss aber dabei gewesen sein, denn er wurde bei der gleichzeitigen Gründung der Gesellschaft zum 1. Vorsitzenden gewählt. Und es fehlt offenbar ein Vertreter der Stadt Freiburg, die ja Götts 1918 in ein Ehrengrab auf dem Hauptfriedhof hatte umbetten lassen und die bis zu Ihrem Austritt 1995 korporatives Mitglied der Gesellschaft gewesen ist. Die erhaltenen Anwesenheitslisten der Versammlungen beginnen am 27. Juni 1964. Der erste in der Reihe der Vorsitzenden war der 1958 gewählte Professor Dr. Hans Killian. Er leitete die Gesellschaft 10 Jahre. Ihm folgten Dr. Wolfgang Bühler (1968–1975), Josef Ehret (1975–1984), Josef Schneider 1984–1993) und nach einer Satzungsänderung Wolfgang Knauft als Geschäftsführender Vorsitzender und Volker Schupp als Präsident (1993–2014). Der jüngste Eintrag im Goldenen Buch betrifft die Außerordentliche Mitgliederversammlung am 30. April 2014, in der die Verschmelzung beschlossen wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Gesellschaft noch 75 Mitglieder, die Höchstzahl war 120. Hans Killian, der nach 10 Jahren als Erster Vorsitzender bis zu seinem Tod 1982 als Ehrenpräsident weiterwirkte, hat wohl besonderen Anteil an der Gründung gehabt. Es scheint sein Vater, der Götts-Freund Prof. Dr. med. Gustav Killian, gewesen zu sein, der Roman Woerner bei seiner Ausgabe half, indem er die Manuskripte des Dichters maschinenschriftlich festhalten ließ. Die Durchschläge davon in 14 Bänden besaß jedenfalls der Sohn, und er war immer stolz darauf, dass er diese schweren Bände noch aus der »Festung Breslau« herausgebracht hatte. Vor seinem Tod hat er diese einzigartigen Dokumente, die nicht spektakulär, aber für jeden späteren Herausgeber wichtig sind, der Götts-Gesellschaft übergeben[2].

Die Götts-Gesellschaft hat ihren Gründungszweck durchaus erfüllt. Die Bilanz fällt positiv aus. In zahlreichen Vorträgen, Ausstellungen und Zusammenkünften, vor allem auch in Götts ehemaligem Wohnhaus an der Leinhalde in Zähringen, jetzt »Lettisches Versehrtenheim Berzaine«, manchmal auch im Rathaus in Jechtingen trafen sich die Ver-

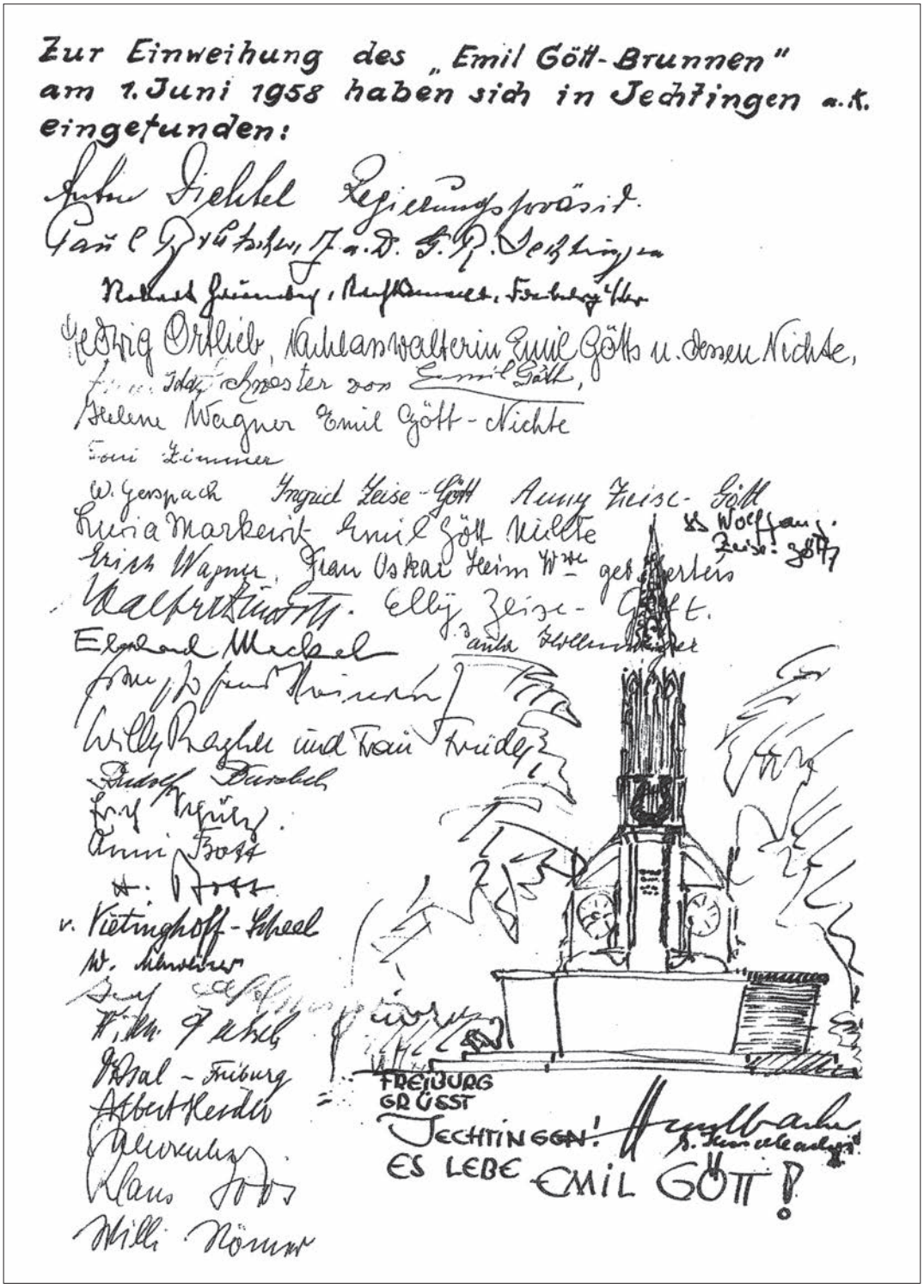


Abb. 2: Erste Seite des »Goldenen Buches«. Einweihung des Gött-Brunnens am 1. Juni 1958 in Jechtingen / Kaiserstuhl

Abb. 3: Ursula Carolina Woerner 1865–1911 (Stadtarchiv Freiburg M 7070)

einsmitglieder gern zu Kaffee und Kuchen, hörten Vorträge und sprachen über Gött und seinen Umkreis. Immer wieder gab es einzelne Ausstellungen wie im »Zähringer-Keller« in Freiburg. In Jechtingen und Edingen-Neckarhausen, dem Herkunftsort von Götts Vater Joseph, gab es kleinere Dauerausstellungen.

Durch Publikationen wurden die in der Gesamtausgabe nicht oder zu wenig berücksichtigten Werke zugänglich gemacht; so konnte der Mediziner Killian zu Götts in drei Auflagen erschienenen »ketzerischen Betrachtungen« zu Robert Kochs Heilung der Schwindsucht Stellung nehmen. Besonders bemerkenswert zum Gesamtbild Götts ist Kilians lange Abhandlung über des Dichters Erfindungen[3]. Die Geschichten, die schon Woerner neben seiner Ausgabe gesammelt hatte, wurden umfassend neu ediert[4]. Beliebte Werke wurden mehrmals wieder aufgelegt, so »Die Wallfahrt« zuletzt 2004 in einem bebilderten Band zusammen mit »Heiteren Geschichten aus Baden«[5]. 1976 gab Wolfgang Bühler »Kleine Schnipfel aus dem Buchklötzchen« heraus. Das unhandliche Manuskript befand sich noch im Nachlass von Götts Freundin Antonie Bell und wurde inzwischen von ihrem Großneffen Erwin Steurer der Gött-Gesellschaft geschenkt[6]. Vielleicht wegen der zu spärlichen Auswahl seiner Aphorismen in den Sammelausgaben wurde Gött in den einschlägigen Studien bisher übergangen. Das hat sich durch eine größere Auswahl von Aphorismen aus dem Nachlass verändert. Er ist damit in die Geschichte des Aphorismus eingegangen[7]. Das einzige der frühen Stücke, das Gött nicht selbst vernichtet hatte und das nur als Abschrift in den 14 Typoskript-Bänden Killians erhalten ist, konnte zusammen mit unveröffentlichten Briefen von Emil Strauß herausgeben werden[8].

Einen Einschnitt in der öffentlichen Wahrnehmung bildete eine große Ausstellung in der Freiburger Stadtbibliothek zum 125. Geburtstag, die zu einer reich bebilderten Gesamtschau führte[9]. Die letzte Publikation aus der Mitte der Gesellschaft ist der biographisch tief schürfende Aufsatz von Renate Liessem-Breinlinger »Maria Ursula Gött, geb. Schneller, die Mutter des Dichters Emil Gött. Biographie einer unehelichen Mutter (1843–1927)«[10]. Der späte Gött bewegte sich in einem Freundeskreis von Literaten, zu dem sein späterer Herausgeber Roman Woerner und dessen Schwester, die Dichterin Ursula Carolina Woerner, gehörten. Über der Lektüre eines Dramas aus ihrer Feder ist Emil Gött am 13. April 1908 verstorben. Die Geschichte dieser Gruppierung ist seit 2009 nachzulesen in dem Sammelband »Poeten und Pro-

fessoren«[11]. Damals war noch kein Bild von der vergessenen Dichterin Ursula Carolina Woerner zu ermitteln. Inzwischen ist eines gefunden worden und kann hier als letztes Zeugnis der Wirkungsgeschichte veröffentlicht werden (Abb. 3). Es wird in das Archiv des Bürgervereins eingehen, der die Kraft hat, das Andenken dieses besonderen Menschen weiter in die Zukunft zu tragen. Der Bürgerverein hat auch Raum, das Material der Emil-Gött-Gesellschaft zu übernehmen und für den Dichter eine Dauerausstellung einzurichten; er wird in seinem Vorstand einen »Emil-Gött-Referenten« benennen und das von der Gesellschaft übertragene Vermögen für die Belange der Vermittlung und Forschung einsetzen. Alle Mitglieder der Gött-Gesellschaft werden automatisch Mitglieder des Bürgervereins. »Die Freunde des Dichters« werden also nicht heimatlos, nachdem der letzte Vorstand seine Ämter niedergelegt hat. Er bestand aus:

Volker Schupp, Präsident,

Wolfgang Knauft, Geschäftsführender Vorstand,

Renate Liessem-Breinlinger, Schriftführerin,

Beatrix Männer, Verbindung zum Bürgerverein.

Im Beirat waren: *Wendelin Duda, Gabi Hartmann, Norbert Helde, Wolfram Karas, Johanna Ziser.*

Anmerkungen

1 Gesammelte Werke mit Lebensbild, 3 Bände, München 1911.

2 Aufbewahrt in den Historischen Sammlungen der Freiburger Universitätsbibliothek.

3 Badische Heimat 44 (1964), S. 74–81 und ebda. 47 (1967), S. 32–82.

4 Das erzählerische Erbe. Eine Geschichtensammlung, hg. von Eberhard Meckel, Freiburg 1960.

5 Die Wallfahrt. Heitere Geschichten aus Baden illustriert von Manfred A. Schmid, hg. von Wendelin Duda, Freiburger Echo-Verlag 2004. Im selben Verlag erschien Wolfgang Knauft, Emil Gött, Dichten und Denken, Leben und Leiden eines außergewöhnlichen Menschen, das auch besondere Ereignisse der Gesellschaft enthält.

6 In den Historischen Sammlungen der Universitätsbibliothek.

7 Selbstgespäch. Aphorismen, hg. von Volker Schupp und Reinhard Pietsch. Mit einem Nachwort von Hans Killian, Waldkirch 1982. Zettelsprüche. Aphorismen, hg. von dens., Freiburg 1984 (Schriften der Universitätsbibliothek Freiburg 7).

8 O Academia!, Drama in fünf Aufzügen, hg. von Volker Schupp, Eggingen 2003 (Edition Isele).

9 Volker Schupp, Emil Gött, Dokumente und Darstellungen zu Leben, Dichtung und früher Lebensreform. Mit Beiträgen von Meinhold Lurz und Barbara Noth. Kulturamt der Stadt Freiburg 1992 (Literarische Topographie 2).

10 Badische Heimat 2013, S. 294–300.

11 Hg. von Achim Aurenhammer und Hans-Jochen Schiewer, Freiburg 2009, S. 221–254.

Anschrift des Autors:
Prof. Dr. Volker Schupp
Haydnweg 4
D-79312 Emmendingen

Baden nach 1952

Mentale Resistenzen und neue Traditionen?*

Gereon Bauer

Die Existenz eines badischen Bewusstseins eigener Identität ist sicherlich bis zum heutigen Bewusstsein badischer Identität generiert. Nicht zuletzt generiert sich badische Identität am Widerpart des Schwaben. Ein besonderes Augenmerk verdient die Zeit nach 1970 – also der letzten Tage kein Geheimnis. Dieses badische Sonderbewusstsein hat zum einen historisch tradierte Wurzeln, findet aber zum anderen auch stets Kristallisationspunkte, um die herum sich ein Abstimmung in Baden über den Verbleib im Südweststaat – bis in die Gegenwart. Mentalen Resistenzen begegnen wir auf einer politischen wie auch auf einer kommunizierenden Ebene. Die alte Badenfrage *hat nach 1970 ihre Relevanz verloren. Allerdings tritt an deren Stelle eine moderne* Badenfrage *neuen Typus, die eher als neue Tradition eines Bewusstseins von badischer Identität zu verstehen ist. Aktuelle Gegenwartsphänomene belegen dies immer wieder aufs Neue und lassen den klaren Schluss zu: Baden lebt!*

Existiert nach sechzig Jahren Baden-Württemberg ein Bewusstsein von badischer Identität?

Auf jeden Fall – Baden lebt! Dies lässt sich an unzähligen Beispielen belegen. Doch sind die damit verbundenen mentalen Resistenzen ernst zu nehmen und historisch begründbar oder handelt es sich um aktuelle, von Zeit zu Zeit immer wieder aktualisierte, Aufladungen eines Bewusstseins um Baden?

Auf welcher Ebene spielen sich derartige mentale Resistenzen ab? Und haben diese Einfluss auf politische Entscheidungen bzw. Handlungen, oder spielt sich dieses Phänomen ausschließlich auf der Ebene des Kommunizierens ab?

Von besonderem Interesse scheint in diesem Zusammenhang die Zeit nach 1970 zu sein, da mit der letzten Abstimmung über den Verbleib von Baden im Südweststaat zumindest politisch das letzte Wort gesprochen war und sich die badische Bevölkerung mit großer Mehrheit auch für den Verbleib im Südweststaat entschieden hatte. Deshalb verdienen gerade die badischen Resistenzen nach 1970 besondere Aufmerksamkeit. Man hatte sich schließlich für und nicht gegen den Verbleib entschieden. Aus diesen Beobachtungen resultiert die zentrale Fragestellung der Arbeit: Handelt es sich bei den Resistenzen nach 1970 um tradierte, historisch verwurzelte Resistenzen, in dem man versucht – in Anlehnung an den Widerstand aus den Jahren vor 1970 – im Sinne einer Erinnerungsleistung anzuknüpfen, oder sind diese Resistenzen Kennzeichen einer Suche nach neuen Identitätsformen? Anders ausgedrückt: Hat das rasch entstandene badische Sonderbewusstsein echte Wur-

zeln, oder handelt es sich um die Ausbildung einer Neuidentität?

Der Baden-Württemberger, allen voran der Badener, legt einen ganz ausdrücklichen Wert darauf, in welchem Landesteil er zu Hause ist. In parteipolitischen Auseinandersetzungen wird dieser Sachverhalt bisweilen bis auf den heutigen Tag sichtbar. Selbst nach vierzig Jahren Baden-Württemberg stellt Wehling die Frage, »ob der Bindestrich-Charakter des neuen Landes je überwunden werden könne«[1]. Und auch anlässlich des sechzigjährigen Landesjubiläums im Jahre 2012 drängte sich weiterhin die Frage auf, ob der Bindestrich im Namen des Bundeslandes, vielleicht nicht doch eher einen Trennungsstrich, zumindest in den Köpfen der Menschen, darstellt.

Aktualisierte Aufladungen historischer Erinnerungen können in Baden ein Bewusstsein von Identität schaffen. »Dabei ist allerdings zu beachten, daß sich Identitätsräume (teilweise) überlagern und daß die politisch-historische Zugehörigkeit nur eine Bestimmungsgröße unter anderen ist. Durch politische und oder wirtschaftliche Kooperation entstehen auch in der Gegenwart neue Räume, in denen die Bewohner durchaus ein Bewusstsein entwickeln und sich ein Gefühl der Zusammengehörigkeit ergeben kann.«[2] Gerade im Zusammenhang mit einer möglichst ausgewogenen Behandlung beider Landesteile tauchte nach der Gründung Baden-Württembergs immer wieder die so genannte »*Badenfrage*« auf.

Unter der so genannten *Badenfrage* versteht man die tatsächliche oder zumindest befürchtete Benachteiligung des badischen Landesteils in jeder denkbaren Hinsicht. Es ist leicht nachzuvollziehen, dass die *Badenfrage* in den Anfängen des Landes eine größere Rolle spielte als heute.

Gibt es nach der letzten Abstimmung des Jahres 1970 über den Verbleib Badens im gemeinsamen Land überhaupt noch eine *Badenfrage*? Zweifelsfrei gibt es diese im politisch-rechtlichen Sinne nicht mehr. Es ist allerdings festzustellen, dass sich seit etwa Mitte der 1980er Jahre, ausgehend von der ursprünglichen *Badenfrage*, eine quasi moderne *Badenfrage* herausgebildet hat. Die Existenz und Lebendigkeit dieser *Badenfrage* neueren Typus zu belegen ist für den vorliegenden Kontext ein weiteres Ziel dieser Arbeit.

Das Fortleben des badischen Bewusstseins eigener Identität im gemeinsamen Bundesland ist deutlich belegt. Mentale Resistenzen sowie badisches Beharrungsvermögen werden insbesondere an Wochenenden in den badischen Fußballarenen anschaulich. Die Fußballstadien in Freiburg, Karlsruhe und Hoffenheim werden gleichsam zu neuen »Kriegsschauplätzen« eines vermeintlich alten Problems, von dem man längst glaubte, dass es der Vergangenheit angehören würde. Das dort angestimmte Badnerlied hat eine große Bedeutung für die Menschen der angestammten Region und deren gelebten badischen Identität. Vom Badnerlied geht ein starker Identität stiftender Impuls aus. Die mit dem badischen Bewusstsein von Identität eng verknüpften Resistenzen gegenüber dem württembergischen Landesteil sind sowohl historisch begründbar, werden aber auch von Zeit zu Zeit immer wieder zu gegebenen Anlässen gezielt neu aufgeladen und aktualisiert. Hinsichtlich der historischen Begründbarkeit muss festgestellt werden, dass die baden-württembergische Geschichte eine Symbiose zweier eigenständiger Geschichts- und Kulturräume darstellt und es in Folge dessen eine baden-württembergische Geschichte im Sinne einer gemeinsam gewachsenen Identität nicht existiert. Dies wird schon daran deutlich, dass die Bürgerinnen und Bürger dieses Bundeslandes zwar bejahen, im Land der Länderehe Baden-Württemberg zu leben,

allerdings dabei mindestens die entsprechende badische oder württembergische Landeshälfte im Kopf mit denken, was insbesondere für den badischen Bevölkerungsteil zutrifft und von dem auch klar verbal ergänzend geäußert wird, um nicht mit den Württembergern in einen Topf geworfen zu werden. Die Vorlage dazu lieferte Napoleon mit seiner Flurbereinigung im deutschen Südwesten, der Baden seine staatliche Existenz zu verdanken hat.

So betrachtet liegen die Ursachen für die Ressentiments gegenüber dem württembergischen Landesteil unter Umständen bereits in der Tatsache, dass Baden zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Napoleon lediglich zum Großherzogtum, hingegen Württemberg zum Königreich erhoben wurde.

Das frühe badische Sonderbewusstsein ist aber u. a. auch auf die Persönlichkeit des badischen Großherzogs Karl Friedrichs (1728–1811) und dessen politisches und gesellschaftliches Wirken zurückzuführen. Dass die Ideen der Aufklärung gerade in Baden auf einen fruchtbaren Boden fielen, hängt mit der doppelten Grenzlage des Landes zu Frankreich und der Schweiz zusammen.

Des Weiteren kristallisierte sich ein besonderes badisches Selbstbewusstsein dadurch heraus, dass Baden im Zuge der Revolution von 1848/49 zum Ausgangspunkt und zum liberalen wie revolutionären Vorbild avancierte. Baden wurde durch zwei Schlüsselereignisse in besonderem Maße politisiert: einerseits durch die Revolution von 1848/49, andererseits aber auch durch den in Baden intensiv ausgeprägten Kulturkampf zwischen dem Staat und der katholischen Kirche. Der rote Faden des Bürgerprotests zieht sich konsequent durch die badische Geschichte. Erinnert sei nur an den Protest gegen den Bau des südbadischen Atomkraftwerks in Wyhl in den siebziger Jahren, aber auch an den Mutlangen-Protest (1983), in dem sich die längste Menschenkette im Protest gegen die Stationierung von Pershing-II-Raketen mit atomaren Sprengköpfen formierte. Die Tradition des Aufbegehrens einer bürgerlichen Schicht zeigte sich nicht zuletzt auch im Protest gegen den geplanten Tiefbahnhof in Stuttgart, bei dem es sogar zu einem bemerkenswerten Schulterschluss über die Landsmannschaften hinaus kam.

Die Beteiligung württembergischer Truppen bei der Niederschlagung des badischen Aufstandes von 1849 führt uns zurück zu den historisch tradierten Resistenzen. So entwickelte sich das frühe badische Zusammengehörigkeitsgefühl vor allem auch am Widerpart des Württembergers. Die Eckdaten bzw. Kristallisationspunkte badischer Identitätsbildung lassen sich weiter fortsetzen und darstellen. Selbst während der Zeit des Nationalsozialismus war es Baden relativ gut gelungen, sich gegen die Beraubung von Hoheitsrechten und gegen den Druck zur Gleichschaltung zur Wehr zu setzen.

Aber auch die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen im Vorfeld der Landesgründung 1952 spielt eine große Rolle für das anhaltende badische Beharrungsvermögen und das Bewusstsein einer badische Identität.

Die Ursachen für die Schwierigkeiten und Querelen rund um die Landesgründung sind vielschichtig, liegen aber zunächst einmal in den territorialen Veränderungen durch die Besatzungsmächte nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese hatten die historischen Länder Württemberg und Baden derart unhistorisch, nach rein strategischen Gesichtspunkten, zerteilt und somit nicht nur neue, sondern auch außerordentlich schwierige Voraussetzungen für eine Länderneugliederung bzw. einen möglichen Länderzusammenschluss geschaffen. Die durch die Besatzungsmächte vollzogene Vierteilung des Landes (1948–1952)

erschwerte die politische Zusammenarbeit sehr. Die Intensität des badischen Patriotismus rührt auch daher, dass die Freiburger Regierung sich damals zur Interessensvertretung Gesamtbadens erklärt hatte und sich für die Wiederherstellung des alten Landes Baden einsetzte. In Baden fühlte man sich nach der Gründung des neuen Bundeslandes 1952 von den Schwaben ausgetrickst und über den Tisch gezogen. Das badische Rechtsgefühl war zutiefst verletzt, da man sich um das Selbstbestimmungsrecht betrogen sah und somit die eigenstaatliche Souveränität, mit allen sich daraus ergebenden negativen Konsequenzen, verloren hatte. Dieser Verlust der Eigenstaatlichkeit wirkt bis heute nach und zeigt sich immer wieder in der permanenten Sorge einer Benachteiligung badischer Belange innerhalb des neu geschaffenen Bundeslandes.

Somit bleibt bis heute ein latent existentes Misstrauen gegenüber den politischen Vorhaben und Entscheidungen der Stuttgarter Landesregierung bestehen.

Der Mut und die Bereitschaft, auch politisch neue Wege einzuschlagen, spiegelt sich in gewisser Weise auch in der Wahl der Oberbürgermeister der Städte Konstanz und Freiburg, Horst Frank und Dieter Salomon, wider. Beide haben ein »grünes« Parteibuch. Horst Frank steht bereits seit 1996, Dieter Salomon seit 2002 an der Spitze der beiden badischen Städte.

Dass diese Wende im Umdenken der Menschen gerade im Badischen seine Wurzeln hat, ist für den bis heute gepflegten badischen Habitus von großer Bedeutung, zumal man sich von der Landesregierung in Stuttgart ohnehin permanent benachteiligt fühlte, nicht zuletzt auch durch die jahrelange Verschleppung der endgültigen Volksabstimmung in Baden im Jahre 1970.

Zu spät trug die Justiz dem badischen Rechtsanspruch und -empfinden Rechnung und gab mit erheblicher Verspätung der badischen Klage vor dem Bundesverfassungsgericht Recht. Diese in Baden zu Recht als bewusste Verzögerungs- und Verschleppungstaktik wahrgenommene Entwicklung bestätigte das tiefsitzende Misstrauen gegenüber dem württembergischen Landesteil erheblich, zumal man mit der Landesgründung 1952 die bis heute nicht verwundene Degradierung Karlsruhes vom Regierungs- zum Verwaltungssitz zu verkraften hatte, und wirkt zum Teil bis heute wie eine neue badische Version einer Dolchstoß-Legende. Das eigentliche »Trauma« ist aber tatsächlich auf die Südweststaatsgründung 1952 und die verschleppte Volksabstimmung des Jahres 1970 und den damit verbundenen Querelen zwischen Badenern und Württembergern zurückzuführen, die im Endergebnis den Verlust der badischen Eigenstaatlichkeit bedeutete.

Auch die Auseinandersetzung um Stuttgart 21 steht in einer historischen Traditionslinie mit Wyhl, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen, denn der in der Vergangenheit viel zitierte Schwabenstreich, von dem man nun auch wieder bei den Gegnern des Bauprojektes von Stuttgart 21 spricht, erhält hier eine neue Semantik. Ein weiteres Beispiel für erfolgreich betriebene badische Protestkultur stellt die Auseinandersetzung um eine geplante Teststrecke des Daimler-Benz-Konzerns der 1980er Jahre im nordbadischen Boxberg dar. Boxberg gehörte nach der Landesgründung von 1952 zum Landkreis Tauberbischofsheim im Regierungsbezirk Nordbaden. Erst durch die Gemeinde- und Verwaltungsreform der Jahre 1972/73 fiel Boxberg, im heutigen Main-Tauber-Kreis gelegen, an den Regierungsbezirk Stuttgart.

Es kommen zwei Ebenen in Betracht, auf denen sich die mentalen Resistenzen entwickelten und ausdrückten. Zum einen ist hier

die politische Ebene zu erwähnen, zum anderen die Ebene des reinen Kommunizierens. Hinsichtlich der größeren Gewichtung der einen oder anderen Ebene ist die Berücksichtigung und Differenzierung bestimmter Zeitabschnitte von großer Wichtigkeit. Ebenso muss in diesem Zusammenhang die so genannte *Badenfrage* berücksichtigt werden, die von einer realen oder zumindest befürchteten Benachteiligung des badischen Landesteils in verschiedensten Bereichen des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens ausgeht. Die politische Dimension der Resistenzen bzw. der so genannten *Badenfrage* steht vor allem bis zum Jahre 1970, dem Jahr der letzten Volksabstimmung über den Verbleib Badens im neu geschaffenen Bundesland, im Vordergrund. Natürlich blieb die *Badenfrage* auch für die Zeit nach 1970 relevant, allerdings mit dem Unterschied, dass sie nach außen weniger öffentlichkeitswirksam in Erscheinung trat, da man im Vorfeld politischer Entscheidungen diesen Sachverhalt der *Badenfrage* sorgfältig mitbedacht hatte und es somit in der Zeit nach der besagten Volksabstimmung eher zu einer Überlagerung der politischen Ebene kam. Die *Badenfrage* erlebte einen Bedeutungswandel. Da die politische Entscheidung von 1970 das Schicksal Badens endgültig besiegelt hatte, drückten sich die Resistenzen in der Folgezeit vor allem auf der Ebene des Kommunizierens aus und brachen sich immer dann Bahn, wenn politische oder gesellschaftliche Entscheidungen anstanden, die zwangsläufig die Öffentlichkeit erreichten. Diese Gelegenheiten werden dann bis auf den heutigen Tag genutzt, um sich in Form von Ressentiments Luft zu verschaffen und vermeintliche Benachteiligungen anzuprangern.

Die Ressentiments nach 1970 zielten und zielen nicht mehr darauf ab, den politischen Bestand des vereinten Bundeslandes Baden-Württemberg in Frage zu stellen. Die Resistenzen nach 1970 sind daher von besonderem Interesse hinsichtlich der Frage, ob diese nach 1970 tradierten, noch historisch verwurzelte Resistenzen darstellen, die bewusst in Anlehnung an den Widerstand gegen die Landesgründung aus den Jahren vor 1970 im Sinne einer Erinnerungsleistung anknüpfen? Oder sind die Resistenzen nach 1970 Kennzeichen einer Suche nach neuen Identitätsformen bzw. eine Entwicklung einer Art *neuen Tradition*? Es ist ein Ergebnis dieser Arbeit, dass es eine Verbindung und somit ein enger Zusammenhang zwischen dem festgestellten Bedeutungswandel der *Badenfrage* nach 1970 und der Suche nach einer Art *neuen Tradition*, die aber nicht minder prägend auf das badische Bewusstsein eigener Identität wirkt, existiert.

Hat der bekennende badische Patriotismus bzw. das badische Sonderbewusstsein nun echte Wurzeln oder handelt es sich um eine *Neuidentität*? Beides ist wohl zutreffend. Einerseits wird konsequent an historische Kristallisationspunkte badischer Identität und badischer Geschichte erinnert und andererseits wird heute nicht zuletzt durch die Medien eine neue Form der badischen Identität transportiert und neu geschaffen. In Wyhl steht bis auf den heutigen Tag ein tonnenschwerer Gedenkstein mit der Aufschrift »Nai hämmer gsait, 18. Februar 1975«. An dieser Stelle wird eindeutig die Erinnerungsleistung zur Stiftung von Identität bemüht. Auf der anderen Seite werfe man einen Blick auf die neuen »Kriegsschauplätze« der badischen Fußballstadien, in denen nicht nur patriotisch das Badnerlied angestimmt wird, sondern auch eifrig Vorurteile und Klischees in Richtung Schwabenland gepflegt werden. Hier ist die Rolle der Medien nicht unerheblich bezüglich des Erhaltens und Schaffens eines Bewusstseins von badischer Identität.

Die *Badenfrage* eines neuen Typus und damit die Existenz einer neuen *Badenfrage* nach 1970 zu belegen war ein weiteres Ziel dieser Arbeit. Die Lebendigkeit des badischen Habitus konnte durch die Vielzahl der beschriebenen Gegenwartsphänomene bewiesen werden. Da die Vielzahl derartiger Phänomene ins Unermessliche ginge, musste sich die Arbeit auf eine gezielte Auswahl von Gegenwartsphänomenen sowohl im Bereich des organisatorisch-politischen Bereichs als auch im Bereich der Mentalitäten und Gegensätze beschränken. Dass man in Baden mit Stolz auf sein Land und seine Geschichte blickt, zeigt auch die Große Landesausstellung des Badischen Landesmuseums mit dem Titel »Baden! 900 Jahre Geschichten eines Landes«, die in der Zeit vom 16.6. – 11.11.2012 im Schloss zu Karlsruhe zu sehen war. Bereits der Titel, inklusive des darin verwendeten Ausrufezeichens, der Ausstellung dokumentiert auf geradezu demonstrative Art und Weise die Lebendigkeit des aktuell gelebten Bewusstseins badischer Identität innerhalb Baden-Württembergs. Der begleitende Informationstext der Homepage des Badischen Landesmuseums belegt abermals die große Bedeutung des badischen Selbstverständnisses und des badischen Sonderbewusstseins im politisch geeinten Bundesland. »Ist es badisch, wenn man aus vollem Halse das Badnerlied singt, wenn man von der gemütlichen Lebensart schwärmt oder sich an die freiheitlichen Traditionen des ›Musterländles‹ erinnert? Fest steht, in kaum einer Gegend Deutschlands wird die regionale Identität so ausgeprägt gelebt wie im Südwesten. Welche historischen Ereignisse und Personen haben Baden geprägt, was ist davon in Erinnerung geblieben, und welche Entwicklungen haben über die Landesgrenzen hinaus Wirkung gezeigt? Antworten auf diese und viele weitere Fragen gibt die Große Landesausstellung anlässlich des 900-jährigen Jubiläums des Landesteils Baden geben.«[3] An dieser Stelle wird erneut deutlich, dass Baden sich bis auf den heutigen Tag, in gewisser Weise als eigenständigen Landesteil innerhalb Baden-Württembergs betrachtet.

Aber auch die Untersuchungsergebnisse hinsichtlich der Integrationsversuche des Landes Baden-Württemberg, eine gemeinsame Landesidentität zu schaffen, belegen, entgegen des gerne von staatlicher Seite gezeichneten Bildes der Landeseinheit, letztlich die Existenz eines tradierten badischen Selbstverständnisses.

Erst ab dem 40. Landesjubiläum ist von bestehenden Ressentiments kaum noch die Rede. Diese Feststellung wiederum belegt die allmähliche Überlagerung der politischen Resistenzebene durch die zunehmend an Bedeutung gewinnende kommunikative Ebene der Resistenzen in der Folgezeit nach 1970.

Die beschriebenen Gegenwartsphänomene belegen die Existenz eines badischen Habitus. Reale Resistenzen existieren. Ist Baden-Württemberg somit wirklich verbunden oder nur ein Bindestrichland? Baden und Württemberg – verbunden nur durch einen Bindestrich? Die Resistenzen haben eine Verlagerung von anfänglich höchster politischer Ebene hin zu einer kulturell-kommunikativen Ebene erfahren und haben dort gleichsam ein neues Betätigungsfeld gefunden.

Die *Badenfrage* des neuen Typus nach 1970 ist nicht mehr, wie etwa die alte *Badenfrage* bis zum Jahre 1970, von tatsächlichen oder vermeintlichen Benachteiligungen Badens motiviert. Vielmehr scheint sich in den Jahren bzw. Jahrzehnten nach 1970 bis heute eine Art *neue Tradition* badischer Identität und Abgrenzung vom Schwaben zu manifestieren. Das heiß, dass offensichtlich neben die alten traditionellen Formen der Stiftung von

Identität, nun eine nicht tradierte und somit neu konstruierte Form der Identitätsbildung hinzukommt.

Resümierend kann man feststellen, dass sich Baden-Württemberg zwar politisch geeint, aber mental gepflegt unterschieden präsentiert.

Ressentiments gegenüber den Schwaben sind in Baden allgegenwärtig. Besondere Blüten treiben die landsmannschaftlichen Ressentiments, wie dargestellt, in der Doppelstadt Villingen-Schwenningen, die sich zu alles anderem als einem Musterbeispiel landsmannschaftlicher Einigkeit in Baden-Württemberg entwickelt hat. Villingen-Schwenningen ist vermutlich das bekannteste Beispiel nicht funktionierender Landeseinheit, aber keineswegs das Einzige in Baden-Württemberg. Im Kleinen trifft dieser Zustand landsmannschaftlicher Reibereien beispielsweise auch auf die Gemeinde Ölbronn-Dürrn bei Pforzheim zu. Anlässlich des 60-jährigen Bestehens des Landes erschien in der Süddeutschen Zeitung[4] ein Bericht, der die genannte Gemeinde und die bis heute dort bestehenden Kuriositäten näher beleuchtet.

Das württembergische Ölbronn und das badische Dürrn fusionierten im Zuge der Gemeindereform im Jahre 1974. Es ist auffällig, aber auch erklärbar, dass das Badische im Badischen stärker betont wird als das Württembergische in Württemberg. Baden war stets kleiner als der mächtigere und größere württembergische Nachbar. Daraus resultierte immer auch die Angst, »von den ›Stuttgartern‹ geschluckt zu werden.«[5]

Die Vielfalt der Mentalitäten ist ein Kennzeichen des Landes, die seiner erfolgreichen Entwicklung sehr förderlich zu sein scheint. Die latent ständig vorhandene Konkurrenz zwischen Badenern auf der einen Seite und Württembergern auf der anderen Seite stellt ein außerordentlich fruchtbares Moment für das politisch geeinte Bundesland dar. So regen beispielsweise Entwicklungen, einschließlich kultureller in der einen Landeshälfte, wiederum eben solche in der anderen Landeshälfte an. Es ist einerseits der Zustand des dauerhaften Konkurrenzdenkens, andererseits die schwelende Furcht vor Übervorteilung, die zum Charakteristikum des Landes geworden ist.

Der Dualismus der alten Staatlichkeiten bleibt bis heute unübersehbar: das badische Landesmuseum in Karlsruhe, das württembergische Landesmuseum in Stuttgart, die Staatsgalerie in Stuttgart, dafür das Museum für Technik und Arbeit in Mannheim, das neue Kunstmuseum in Stuttgart und quasi als Ausgleich die Entstehung des ZKM in Karlsruhe, um an dieser Stelle nur einige Beispiele dieses »Ping-Pong-Prinzips« in Sachen gleichmäßiger Berücksichtigung beider Landesteile zu erwähnen.

Es bleibt letztlich ein merkwürdiges Spannungsverhältnis zwischen Badenern und Schwaben bestehen. Eine »Fieber-Kurve« der mentalen Resistenzen von 1952 bis 1970 bzw. von 1970 bis zum heutigen Tage würde ein spannendes und differenziertes Bild ergeben, da die Transformation der mentalen Resistenzen von der politischen Dimension, vorwiegend bis 1970, hin zur kulturell-kommunikativen Dimension nach 1970 innerhalb des Graphen berücksichtigt werden müsste. Die Zukunftsentwicklung hinsichtlich dieser bestehenden Resistenzen lässt viel Raum für Spekulation zu, kann aber im Augenblick nur abgewartet werden. Jedenfalls besteht bis heute ein starkes badisches Beharrungsvermögen, nicht nur unter politisch-organisatorischen Gesichtspunkten, sondern auch im Bereich der Mentalitäten und Gegensätze.

Im Bereich der katholischen, wie der evangelischen Kirche, aber auch in Sachen Sport gehen Badener und Württemberger getrennte

Wege. »Der Sport ist durch und durch ein demokratisches System. Solange die Bewegung nicht von unten kommt, wird sich daran nichts ändern.«[6] Dasselbe gilt auch für die Winzergenossenschaften, die regional und landsmannschaftlich organisiert sind. Sowohl das Handwerk als auch das Notarwesen kennt bis heute die Trennung in zwei Landesteile. »So gibt es beispielsweise einen Südbadischen Verband der Maler und Lackierer, der seine Selbständigkeit niemals aufgeben würde.

Man fürchtet die mögliche Dominanz durch Württemberger und Oberschwaben. Der Geschäftsführer des Verbandes meint, bis heute gebe es benachteiligte Gebiete in Südbaden, die nach einer Fusion unter die Räder kämen.«[7]

Im Bereich des Notarwesens ist allerdings eine Änderung der strikt getrennten Zuständigkeiten in Sicht. »Ab 2018 wird eine einheitliche Notariatsverfassung für ganz Baden-Württemberg gelten. Danach wird es nunmehr selbstständig tätige Notare geben. Die Tage des württembergischen sowie des badischen Notarvereins e. V. dürften damit gezählt sein. 68 Jahre nach der Fusion im Südwesten bewegt sich etwas.«[8]

Warum halten sich diese mentalen Widerstände – vor allem nachdem die politische *Badenfrage* längst beantwortet ist – derart hartnäckig? Die Rolle der Medien und deren neuen Kommunikationsmöglichkeiten spielen dabei eine wichtige Rolle, die aber in einer möglichen weiteren Studie noch im Detail unter medienanalytischen Gesichtspunkten geklärt werden könnte. Schließlich hat die entstehende *neue Tradition* mit der alten *Badenfrage*, wenn überhaupt, dann nur noch weit entfernt etwas zu tun. Dieser Frage kann an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen werden und soll in erster Linie einen Gedankenanstoß darstellen, der Anlass zu einer neuen Studie auf Grundlage des vorliegenden Kontextes liefern kann.

Schlussendlich soll die Problematik der mentalen Resistenzen auch in den europäischen Kontext eingebettet werden, zumal Baden quasi im Herzen Europas liegt. Auch vor dem Hintergrund eines zunehmenden Regional-Bewusstseins in Europa überrascht es an und für sich nicht, dass auch Baden ein sehr lebendiges Bewusstsein seiner Identität aufweist und sichtlich lebt und seine eigene Tradition konsequent bewahrt. Besteht hier bereits die berechtigte Sorge vor einer Art »Balkanisierung« Europas?

Auf der anderen Seite erwachsen aus der zunehmenden Vergrößerung der Europäischen Union auch Ängste vor dem Verlust der kulturellen Identität und der nationalen Eigenheit und z. T. auch Selbstbestimmtheit.

An dieser Stelle sei nochmals daran erinnert, dass sich die eigene Identität u. a. gerade durch das Sich-Abgrenzen von anderen Völkern oder Landsmannschaften generiert.

Auf Baden angewandt bedeutet dies auch die Angst vor politischer Benachteiligung und die Furcht vor dem Verlust der kulturellen Eigenheit in einem gemeinsamen Bundesland mit einem politisch mächtigeren und bevölkerungsreicheren württembergischen Partner. Die Angst vor politischer Benachteiligung des badischen Landesteils als Dauer- und Hauptargument des politischen Diskurses steht nicht mehr an erster Stelle, da heute kaum jemand in Baden ernsthaft die Absicht hat, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Vielmehr konzentriert man sich auf das kulturelle Vermächtnis, dem man sich verpflichtet fühlt. Folgerichtig zeigt Baden Flagge mit geschichtlich-kultureller Intention – nicht im Sinne politisch-revisionistischer Absicht, was wiederum mit der bereits erwähnten Verlagerung der Resistenzen von der politischen Di-

mension, hin zur kulturell-kommunikativen Dimension, im Einklang steht. Das badische Beharrungsvermögen und die damit verbundenen mentalen Resistenzen sind einerseits echte, historisch gewachsene Resistenzen, die sicherlich zum Teil überhöht reflektiert werden, wie etwa die Ereignisse während der Revolution von 1848/49 rund um die Rastatter Festung zeigen, an der die Württemberger quasi auf der »falschen« Seite standen bzw. kämpften. Andererseits entstehen seit der letzten Volksabstimmung von 1970 *neue Traditionen*, wie sich am Beispiel des Gasthauses »Zum Odenwald« in Mosbach oder auch an Wochenenden in den badischen Sportarenen deutlich zeigt.

Es scheint offensichtlich zu sein, dass Menschen in einem kleinräumigeren Gemeinwesen leichter ein Bewusstsein ihrer Identität bzw. eine emotionale Bindung entwickeln können als in größeren politischen Strukturen. Daher steht Regionalbewusstsein weiterhin hoch im Kurs. Dies bestätigt auch eine Studie[9] der Ruhr-Universität Bochum zum Thema Regionalbewusstsein, die von Vanessa Gaffron im Rahmen einer Masterarbeit zum Thema »Regionalisierung im Ruhrgebiet« im Jahre 2007 durchgeführt wurde. Das Ergebnis der Studie gibt deutlich Aufschluss darüber, dass man sich eher als »Ruhri« (33,6%)[10] und weniger als »Westfale« (8,3%)[11] oder »Rheinländer« (4,7%)[12] identifiziert. Auch die Verbundenheit mit dem Ruhrgebiet wird deutlich höher eingeschätzt (30,8%)[13] als mit dem gesamten Bundesland Nordrhein-Westfalen (16,0%)[14] oder gar mit Europa (17,0%).[15] Zusätzlich zu den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit bestätigt auch diese Studie, dass die Schaffung von Landesbewusstsein nicht nur in Baden-Württemberg eine Schwierigkeit darstellt, sondern offenbar ein Problem aller Bindestrich-Staaten zu sein scheint.

Anmerkungen

* Der nachfolgende Text ist eine Zusammenfassung der Dissertation des Autors mit dem Titel »Baden nach 1952 – Mentale Resistenzen und neue Traditionen? Konstanz 2012«.

1 Wehling, Hans Georg, Die Genese der politischen Kultur Baden-Württembergs, in: Tierfelder, Jörg, Uffelmann, Uwe, Der Weg zum Südweststaat, Hrsg. Landeszentrale für politische Bildung, Stuttgart, 1991, S. 324.

2 Bausinger, Die bessere Hälfte – Von Badenern und Württembergern, Stuttgart/München, 2002, S. 207.

3 www.landesmuseum.de/website/Deutsch/Sonderausstellungen/Vorschau/Baden_900_Jahre.htm (6.6.2012).

4 Süddeutsche Zeitung Nr. 96, vom 25.4.2012.

5 Fricker im Gespräch mit Wehling, „Auch so kommt man sich näher“, Südkurier Nr. 93, vom 21.4.2012, S. 2.

6 Fricker, Weinbau, Kirchen und Malermeister: Wo Badener und Württemberger bis heute getrennte Wege gehen., Südkurier Nr. 93, vom 21.4.2012, S. 3.

7 ebenda, Fricker, 2012, S. 3.

8 ebenda, Fricker, 2012, S. 3.

9 Gaffron, Regionalisierung im Ruhrgebiet, Bochum, 2007.

10 www.ruhr-uni-bochum.de/vanessa.gaffron/grundauswertung2.pdf (29.2.2012).

11 ebenda, ruhr-uni-bochum, Gaffron, 2012.

12 ebenda, ruhr-uni-bochum, Gaffron, 2012.

13 ebenda, ruhr-uni-bochum, Gaffron, 2012.

14 ebenda, ruhr-uni-bochum, Gaffron, 2012.

15 ebenda, ruhr-uni-bochum, Gaffron, 2012.

Anschrift des Autors:
Dr. Gereon Bauer
Franz-Schubert-Straße 66
70195 Stuttgart
gbauer73@gmx.de

Gedenktage badischer Geschichte

Das Gefecht an der Wachtelmühle

Deutsche und Franzosen am Oberrhein gedenken 2014 mit zahlreichen Veranstaltungen und diversen Ausstellungen der leidvollen Vergangenheit des Ersten Weltkrieges, der in jenem Sommer ausgebrochen ist und dann unzähligen Menschen einen frühen Tod gebracht hat. Bei dieser Erinnerungsarbeit spielen die Beiträge der staatlichen Archivverwaltungen beiderseits des Rheins eine maßgebliche Rolle. Daneben gibt es entsprechende Aktivitäten auf lokaler Ebene, besonders auf der linken Rheinseite. Den Franzosen fällt es leichter als den Deutschen, sich diesem Thema zuzuwenden; denn immerhin begann für das Elsaß damals »le Rétour à la France« nach der deutschen Herrschaft seit 1871.

Die französische Armee hat in diesem Sinne gleich zu Beginn des Krieges 1914 einen großen Teil des Oberelsaß besetzt und Mühlhausen eingenommen. Die deutsche Seite mußte im Süden ihrer Front erheblich mehr Truppen einsetzen, als im Kriegsplan des preußischen Generalstabs nach der Konzeption von Schlieffen aus dem Jahr 1905 vorgesehen war. Das Ziel jenes Planes war bekanntlich, die französische Armee von Norden her zu umfassen und nach dem Vorbild von Hannibal in der Schlacht von Cannae 216 v. Chr. wie seinerzeit die Römer völlig zu besiegen. Doch die Aufteilung der deutschen Armeen nach diesem Muster war gegenüber Frankreich 1914 nicht herstellbar. Der Schlieffenplan ist gescheitert, und es folgte der lang dauernde mörderische Stellungskrieg mit vielen Toten auf beiden Seiten.

Im August 1914 wurden die zum oberen Rhein vorgedrungenen Truppen des XIV. und XV. französischen Armeekorps unter General Bonneau durch einen deutschen Gegenangriff gezwungen, Mühlhausen zu verlassen und sich in Richtung Belfort zurückzuziehen. Im Vorfeld dieser starken französischen Festung, aber doch wieder auf elsässischem Gebiet, gruppierten die Franzosen sich neu, um eine Gegenoffensive zu beginnen.

Im Rahmen dieser Operation rückte das französische Infanterieregiment Nr. 235 zum Rhein-Rhône-Kanal vor. Es ließ seine Artillerie auf der westlichen Seite des Kanals zurück und besetzte weisungsgemäß einige Dörfer. In dieser Grenzregion wurde auch zur Zeit der deutschen Herrschaft teilweise Französisch gesprochen ganz ähnlich wie in Teilen von Lothringen in Metz und Umgebung. Das lokale Patois der frankophonen Bevölkerung bildete das Pendant zum Elsässerdeutsch.

Am 12. August 1914, einem heißen Tag, standen die französischen Soldaten in dem Dorf Neu-Münsterol – französisch Montreux Jeune – und rückten von dort in südwestlicher Richtung auf das Dorf Magny, das sie besetzten. Auf der Gegenseite gingen zwei badische Grenadier-Regimenter vor: das berühmte Leibregiment des Großherzogs Nr. 109 und das Regiment Nr. 110 »Kaiser Wilhelm«.

Am Morgen des 13. August gegen 8 Uhr marschierten die Deutschen von Manspach in Richtung Magny. Es entwickelte sich ein Gefecht mit einigen gefallenen und verwundeten Soldaten. Die Deutschen eroberten das kleine Dörfchen und rückten von da gegen das benachbarte Montreux Jeune vor. Zwischen beiden Orten an dem Flüßchen Suarcine befindet sich eine kleine Anhöhe, auf der eine Mühle stand. Es war die »Wachtelmühle«. Diese Mühle hieß in der örtlichen Mundart »Moulin de la gaille«. Mit dem Dialektausdruck »gaille« konnte eine Geiß gemeint sein, was den ländlichen Gegebenheiten auch besser als »Wachtel« entsprach. Die Ziege, die Kuh des kleinen Mannes, trug zur Ernährung zahlreicher Familien bei. Mit »gaille« bezeichnete man gelegentlich auch eine magere alte Frau. Der Begriff wurde indessen auch für ein Wäschestück verwendet. Da im Bach bei der Mühle Wäsche gewaschen wurde, ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes vielleicht hier zu suchen. Die Deutschen übersetzten dieses Wort jedenfalls falsch mit »Wachtel«; die Franzosen übernahmen diesen Irrtum und prägten den Begriff »Moulin de la Caille«. Auch Vokabeln haben ihre Schicksale.

Am Nachmittag des 13. August 1914 entwickelte sich die militärische Lage im Umfeld dieser Mühle dramatisch. Das ergibt sich aus dem »Journal de marche« des französischen Regiments und aus der handschriftlich erhaltenen Chronik des Pfarrers von Montreux Vieux Chonoine Tschirhart. Hier wird beides zitiert nach dem neuen Presse-Dossier der Arbeitsgemeinschaft zum Thema »Bataille du Moulin de la Caille« der Gemeinden Dannemarie, Montreux Jeune, Magny und Romagny und des Arron-

dissements Altkirch. Deutsche Quellen wurden nicht herangezogen. Es ergibt sich auch so ein stimmiges Bild:

Das badische Regiment »Kaiser Wilhelm« stürmte die Anhöhe, auf der die Mühle stand. Es kam zu einem Gefecht Mann gegen Mann. Die Scheune der Mühle brannte. Die Deutschen stürmten die Mühle, die von den Franzosen verteidigt wurde. Etwa um 17 Uhr zogen sich die Franzosen zurück; die Deutschen besetzten die Mühle und anschließend das Dorf. Die Verluste an gefallenen, verwundeten und vermissten Soldaten werden mit 800 Mann angegeben.

Gegen Abend rückte eine weitere deutsche Kompanie von Romagny her auf Montreux Jeune vor. Sie hielt kurz an der Brücke über die Suarcine. Die Soldaten schauten auf die Mühle, wo das Gefecht zu Ende ging. Bei der Brücke stand ein Zollhaus. Darin wohnte der deutsche Zollposten Schaarschmidt mit seiner Familie. In einer Dachluke nahe am First erschien ein Kopf und dazu ein Gegenstand, der wie ein Gewehr aussah. Ein Soldat nahm das als Bedrohung wahr und eröffnete sofort das Feuer. Es fiel nur ein Schuß, der aber traf den kleinen Sohn des Zollwächters. Das Kind, der siebenjährige Ewald, wollte von dort oben den Krieg beobachten und hantierte zugleich mit seinem Spielzeuggewehr aus Holz. Blutend und tödlich getroffen lag er zu Füßen seines nur wenig älteren Bruders.

Die Berichte von diesem Ereignis haben von früh an die Herzen bewegt. In Frankreich meinte man zuerst, es habe sich um ein französisches Kind gehandelt. Die Erzählung über »L'enfant au fusil de bois« blieb in der Region unvergessen ebenso wie die Erinnerung an die blutige Schlacht um die Mühle.

Im Rahmen der Gedenkveranstaltungen zum Kriegsausbruch vor hundert Jahren auf lokaler und regionaler Ebene des Sundgaues spielen beide Ereignisse eine besondere Rolle. Es wird Ausstellungen zum Thema geben in Montreux Jeune und in Dannemarie. Auch die badischen Regimenter werden mit Hilfe von Exponaten aus dem Wehrgeschichtlichen Museum in Rastatt vorgestellt. Das Militär aus Belfort wird bei den Veranstaltungen in Erscheinung treten, und auch die Kirche wird sich beteiligen. In den Schulen wird das Thema stark berücksichtigt, auch mit szenischen Aufführungen. Die Kinder werden ein eigens komponiertes Lied singen mit dem Titel »Le bambin au fusil de bois«. Die Manifestationen einer hohen Geschichtskultur bei den Nachbarn im Elsaß dürfen wir auch in Baden mit Beifall zur Kenntnis nehmen. *Klaus P. Oesterle*

Basler Papiermühle zu Gast im Gutenberg-Jahrbuch 2014

Ein für das Dreiländereck interessanter Beitrag erschien in dem vor wenigen Wochen vorgelegten Jahrbuch 2014 der Gutenberg-Gesellschaft: Unter dem Titel »Geschichte zum Anfassen: Die Basler Papiermühle« informiert Martin Kluge, selbst Mitarbeiter der Papiermühle, die Leser auf 14 Seiten über die Geschichte der Basler Papiermühle und des Museums.

Während sich in Mainz eine Handvoll Männer daran machte, unter dem Decknamen *»aventur und kunst«* auf neuartige Art und Weise das geschriebene Wort zu vervielfältigen, begann in Basel ein italienischer Immigrant, ein anderes Gewerbe aufzubauen, welches für die Stadt in den nachfolgenden Jahrhunderten von hoher Bedeutung sein würde. In Basel nahm 1453 Anton Galliciani, ein aus dem Piemont nach Basel geholter Papiermacher, in einer zuvor aus einer Hammermühle umgebauten Papiermühle seine Produktion auf.

Papier ist der wichtigste Kulturträger der Menschheit – und trotzdem ein Stoff, den täglich mancher so achtlos vergeudet, als sei er nichts. Papier ist ebenso wichtig wie nebensächlich und dabei unerlässlich, unersetzlich und aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken. Im alten Basler Mühlenquartier öffnete 1980 das *Schweizerische Museum für Papier, Schrift und Druck* unter dem Namen *Basler Papiermühle* seine Türen. Mit der thematischen Ausrichtung des Museums, vom Papier über die Geschichte der Schrift, des Schriftgusses, des Buchdrucks bis hin zum fertigen Buch, konnte sich das Museum positionieren.

Immer wieder Neues entdecken kann man in der Basler Papiermühle. Foto: Basler Papiermühle: Daniel Schvarcz

Die didaktische Art des Museums als technisches Arbeitsmuseum, das kommerzielle Produktion, Erlebnisort, an dem Besucher selber Hand anlegen können, sowie historische Ausstellung miteinander verbindet, galt in der Museumslandschaft der 1980er Jahre noch als revolutionär. Ein Besuch des Museums ist allemal empfehlenswert.

Öffnungszeiten: Di–Fr/So 11 bis 17 Uhr, Sa, 13 bis 17 Uhr, weitere Informationen unter www.papiermuseum.ch.

Elmar Vogt

Hans-Thoma-Jubiläumsausstellung in Bernau

Foto: Hans-Thoma-Kunstmuseum

Zum 175. Geburtstag und anlässlich des 90. Todestages (1839 Bernau – 1924 Karlsruhe) zeigte das Hans-Thoma-Kunstmuseum in Bernau vom 13. Juli bis 16. November 2014 eine Jubiläumsausstellung unter dem Titel „Hans Thoma – Stationen eines Künstlerlebens“.

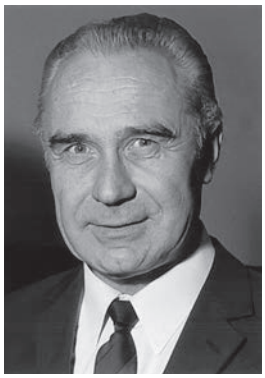
Zu sehen war eine bedeutende Ausstellung aus dem umfangreichen künstlerischen Werk des berühmten Namensgebers. Ein repräsentativer Katalog mit 336 Seiten, davon 146 großformatige Farbabbildungen und vielen neuen Erkenntnissen begleitete diese hochwertige Werkschau. Aus Privatsammlungen und Museumsbesitz wurden etwa 150 Exponate gezeigt. Den Schwerpunkt bildeten die für Hans Thoma wichtigen Landschaften.

Weitere Informationen auch unter www.hans-thoma-museum.de.

Elmar Vogt

Dr. Hermann Person

Meteorologe – Politiker – Regierungspräsident



© Staatsarchiv Freiburg

Der 100. Geburtstag von Dr. Hermann Person im vergangenen September 2014 und sein 10. Todestag im kommenden Januar 2015 sind Anlass, hier dieser bedeutenden südbadischen Persönlichkeit zu gedenken.

Hermann Person wurde am 6.9.1914 in Radolfzell am Bodensee geboren. Er studierte Chemie, Physik und Mathematik mit Promotion zum Dr. rer. nat. und wurde zunächst Militärmeteorologe, nach Krieg und französischer Gefangenschaft war er als Leiter des Wetteramts Freiburg tätig.

Politisch unterstützte er im sogenannten Kampf um den Südweststaat als CDU-Mitglied den Kurs von Staatspräsident Leo Wohleb gegen eine Fusion Badens mit Württemberg. Nach der Entscheidung war er enttäuscht, stand aber loyal zum neuen Land und war von 1952 bis 1967 für den Wahlkreis Offenburg, später für den Wahlkreis Lahr Mitglied der verfassungsgebenden Landesversammlung und des Landtags von Baden-Württemberg. Er war zeitweise parlamentarischer Geschäftsführer der CDU und wurde Vorsitzender oder Mitglied in mehreren Landtagsausschüssen. Die für das neue Land erarbeitete Verfassung lehnte er ab, weil er aus demokratischer Überzeugung nur eine Volksabstimmung als politische Legitimation anerkannte. Dies ließ aufhorchen.

1967 wurde Person von der Regierung Filbinger zum südbadischen Regierungspräsidenten ernannt. Später musste er hinnehmen, dass im Zuge eines Misstrauensvotums die Regierungspräsidien in der alten Form zum 1.1.1977 abgeschafft wurden. Dazu verlor die Behörde durch die Kreisreform einen Großteil ihres altsüdbadischen Gebiets in Mittelbaden und am Bodensee. Dadurch wurde auch die bisher einheitlich den Saum Südbadens bildende Grenzlandsituation aufgesplittert und die Nachbarschaftspflege musste mit zwei weiteren Parallelinstanzen in Karlsruhe und Tübingen geteilt werden. Person wurde dabei durch die Namensänderung der Regierungsbezirke zum letzten südbadischen Regierungspräsidenten und zugleich zum ersten Präsidenten des Regierungsbezirks Freiburg.

Hermann Person blieb konsequent in der Verfolgung seiner regional-politischen Ziele. Er setzte sich tatkräftig für Entwicklungsperspektiven und Zukunftsprojekte der Landschaft ein. Er war geprägt von einer großen Hochschätzung und Liebe für die Landschaft und Schönheit der Natur im Schwarzwald und am Bodensee und sich des Wertes der hochstehenden Lebensqualität seiner Heimat bewusst. Das bestimmte seine Einstellung vom Vorrang des unersetzlichen Landschaftsbildes vor unbedachter Veränderung oder gar rücksichtslos gewollter Verschandelung. Daraus wird seine ablehnende Haltung gegen manche naturbelastenden Planungen und umweltschädlichen Projekte verständlich. Er wandte sich gegen freizügigen Landschaftsverbrauch für Wohn- und Industriebebauung und gegen landschaftsfremde Überdimensionierung von Hochhausplanungen. Schwarzwald und Seeufer suchte er besonders zu schützen, Schwarzwalderlass und Bodenseeerlass schafften ihm Raum für Restriktionen. Er verhinderte willkürlich durch die Natur geschlagene neue Trassen für Hochspannungsleitungen und riskierte deswegen ernsthaften Streit mit dem Badenwerk und der Landesregierung. Er blieb aber bei seiner Linie, gerade auch im Elztal. Der Planung des Schwarzwaldaufstiegs einer Autobahn Freiburg–Donaueschingen setzte er erfolgreich die Ausbaumöglichkeit der B 31 durch das Höllental entgegen und erhielt dafür wachsende Zustimmung. Die verzögerte Umsetzung ist der späteren Politik, nicht Person zuzurechnen. Hermann Person war – so das Resümee – ein grüner Politiker, lange bevor Grün politische Relevanz erreichte und Natur- und Landschaftsschutz im allgemeinen Bewusstsein seine heutige Bedeutung gewannen.

Die größten Verdienste erwarb sich Hermann Person jedoch mit seiner sogenannten »kleinen Außenpolitik«. Bereits 1968 lud er alle französischen Präfekten und Sous-Präfekten der Nachbarschaft zusammen mit den südbadischen Landräten zu einem

Treffen auf Schloss Bürgeln ein. Damit versuchte er, eine beständigere Form der Begegnung und eine Verstärkung der Amtsbeziehungen zu begründen, was sich in seiner Wortwahl eines »Conseil rhénan« ausdrückte.

1971 wurde er Mitbegründer einer neuartigen, grenzüberschreitenden Institution, der »Conférènce tripartite permanente de coordination régionale«, in der sich die drei regionalen Grenzanrainer, nämlich die beiden Basler Kantone, das Département du Haut-Rhin und Südbaden, zusammenfanden. 1972 berief Person einen engen Mitarbeiter zum »Sonderbeauftragten« für die Kooperation und Koordination der deutschen Seite. Daraus entwickelte sich später die offiziell vom Land eingerichtete Stabsstelle für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit – eine Anerkennung und Bestätigung für die landespolitische Vorortarbeit des Regierungspräsidiums Freiburg.

Person musste es allerdings auch erleben, dass sein gut aufgestelltes und praxisbewährtes Kooperationsmodell »verstaatlicht« wurde. Eine Regierungskommission überdachte nun die »Conference tripartite«, der eine vergleichbare Parallelkonferenz für den Raum Strasbourg-Karlsruhe zur Seite gestellt wurde. Und mehrfach drängten nunmehr weitere Institutionen in das grenzüberschreitende Geschäft. So entstand – mit den Worten Persons – geradezu ein Gestrüpp, ein »maquis des commissions«. Regierungspräsident Person kommt jedenfalls das Verdienst zu, mit seinen französischen und Schweizer Partnern das anerkannte und praktisch erprobte, funktionierende Modell einer interregionalen Zusammenarbeit von großer Kompetenz und Entwicklungskraft begründet zu haben.

Hermann Person hat sich aber auch außerhalb der Amtstätigkeit Verdienste und Anerkennung erworben. Er war 25 Jahre lang Vorsitzender des Badischen Sportbundes, ab 1979 jahrelanger Präsident des Schwarzwaldvereins, 1964 bis 1991 Mitglied des Rundfunkrats des Südwestfunks und jahrelang Mentor und Förderer verschiedenster kommunaler Einrichtungen. Bad Krozingen ehrte sein Eintreten für das Heilbad mit der Verleihung der Ehrenbürgerschaft. Auch Bad Bellingen ernannte ihn zum Ehrenbürger.

Person blieb bei all den Arbeitsschwerpunkten immer ein Mann des Volkes. Er war stets um guten Kontakt zum Bürger, um Verständnis in der Bevölkerung und um Volkstümlichkeit bemüht. Besuchern im Basler Hof versuchte er mit der Aufforderung an seiner Tür »Do kannsch au alemannisch schwätze« die oftmals bestehenden Scheu vor »hohen Tieren« zu nehmen; dem Direktkontakt diente ebenso eine persönlich wahrgenommene abendliche Chefsprechstunde am Telefon – beides beachtenswerte Neuerungen im Verwaltungsalltag des Basler Hofs. Person liebte es, gelegentlich seine Quetschkommode auszupacken und mit stimmungsvollen »Lumpeliedle« aufzuspielen. Vielfache Gemeindebesuche, die Teilnahmen an Volksfesten, persönliche Ordensverleihungen und Preisvergaben, seine Präsenz bei Einweihungen, Kultur- und Sportveranstaltungen, treffsichere öffentliche Reden und private Tischgespräche beim Viertele belegen seine Volksverbundenheit. Person war, wie es der Hebelpreisträger und alemannische Mundartdichter Gerhard Jung ausdrückte, ein »Wahrer vo de Heimet un e fröhliche Mensch«. Zahlreiche Ehrungen und Ordensverleihungen an Person zeugen von seiner Bedeutung und Beliebtheit. Hermann Person ist am 29.1.2005 in Gundelfingen bei Freiburg verstorben. Seine Ruhestätte fand er im Familiengrab auf dem Freiburger Hauptfriedhof.

Hans Konrad Schneider

Zum Gedenken an Hans Krattiger-Enzler

Hans Krattiger-Enzler wäre am 30. April 2014 einhundert Jahre alt geworden. Foto: Elmar Vogt

Hans Krattiger-Enzler aus Riehen war ein vielseitig begabter Journalist, Maler und Dichter. Am 30. April 1914 wurde er in Binningen (Basel-Landschaft) geboren. Nach der eidgenössischen Maturitätsprüfung besuchte er die evangelische Lehranstalt im Schiers in Graubünden. Ein Theologiestudium in Basel und Berlin schloss sich an. 1953 wechselte Hans Krattiger in die Redaktionsstube der Basler Nationalzeitung, wo er die Samstagsbeilage »Ratsstübli« betreute. Ebenso war er 1970 Initiator zur Gründung einer Kommission für Bildende Künste in Riehen. Seit 1954 war Hans Krattiger auch Mitarbeiter der Riehener Zeitung und gehörte der Kommission des Riehener Jahrbuches an. Mehr als 30 Jahre hat er unter dem Pseudonym »Beppi« dort die Wochenkolumnen »Zwischen Wiese und Birs« als kritischer, aber objektiver

Chronist verfasst. Hans Krattiger gehörte zu den profiliertesten und markantesten Kulturberichterstattern im Dreiländereck. Bis 1987 organisierte er über ein Jahrzehnt die Riehener Autorenabende. Schon in früher Jugend begann Hans Krattiger zu malen. Stilleben waren die Spezialität von ihm. Pausbäckige Äpfel, zierliche Beeren, süße Trauben und verführerische »Chriesi« hat er mit zarten und geduldigen Pinselstrichen auf das Papier »gezaubert«. Den Wohn- und Wirkungsort Riehen hat er in vielen Linol- und Holzschnitten in deutlichen Umrissen festgehalten. Aus eigener Feder stammen die Gedichtbände »Numme-n-e Spatz« (1976), »Bauchlötzli« (1981) und »Luege-n und loose« (1986) und »Die letschte Bletter« (1993). Als Schriftsteller war Hans Krattiger ein Poet des Alemannischen. Johann Peter Hebels Gedichte hat er deshalb von Hand nachgeschrieben und bunt illustriert. Die Anerkennung für solch vielseitiges Wirken und Schaffen ist nicht ausgeblieben. Die Gemeinde Hausen im Wiesental verlieh ihm in Würdigung seiner Verdienste als Bewahrer heimatlicher Werte, Maler und Zeichner, als Schriftsteller und Journalist die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette des Jahres 1983. Sechs Jahre später widmete ihm die Gemeinde Riehen eine Jubiläumsausstellung. In seinem geliebten Riehen verstarb Hans Krattiger-Enzler am 17. Februar 1993. *Elmar Vogt*

In memoriam Hans Martin Grüninger

Am 31.5.2014 jährte sich der Todestag des am 15.10.1862 geborenen Heimatdichters H. M. Grüninger zum 70. Male. Im Jahr 2000 wurde seine Grabstätte in seiner Geburtsstadt Stühlingen unter Denkmalschutz gestellt. An seinem Geburtshaus befindet sich eine Gedenktafel und in der Heimatstube des »Rebstock« eine Fotografie seines von Adolf Glattacker geschaffenen Porträts. Die 1895 erschienenen alemannischen Gedichte wie z. B. »Fasnetchüechli«, »Waldshuter Männlein« und »Der Jahrmarkt« sind heute noch lebendig. Von dem hochdeutschen »Jägerlied« liegt eine Vertonung vor. 1961 wurde eine Auswahl der Gedichte Grüningers neu herausgegeben. 1962 charakterisierte Dr. phil. Winfried Volk diese mit folgenden Worten: »Alles, was der Dichter sagt, ist natürlich und völlig ungekünstelt wie bei J. P. Hebel. Die Wörter geben ein klares und genaues Bild. Sie verkörpern in schlichten Sätzen ein lebendiges Ganzes.« (Näheres unter www.leo-bw.de).

H. Grüninger

90. Geburtstag Dr. Heinz Jaeger

Ein Leben für die Medizin und die Philatelie

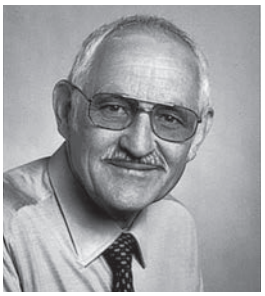
Dr. Heinz Jaeger feierte am 8. Mai 2014 seinen 90. Geburtstag. Bildvorlage: Wilhelm van Loo

Bei bester Gesundheit konnte Dr. Heinz Jaeger, Lörracher Arzt und Ehrenpräsident des Bundes Deutscher Philatelisten (BDPh) am 8. Mai 2014 seinen 90. Geburtstag feiern. Wie lässt sich das umfassende Werk von Dr. Heinz Jaeger, dem Unermüdlichen, in einer knappen Hommage zu seinem heutigen Ehrentag würdigen? Vielseitigkeit ist das treffende Stichwort. Gleichermaßen versiert und engagiert in den Sparten Beruf und Hobby. Mit Lörrach, dem Wiesental und dem Markgräflerland ist er im wahrsten Sinne des Wortes seit vielen Jahren eng verbunden. Der am 8. Mai 1924 in Grafenhausen geborene Jubilar kam 1926 nach Karlsruhe, wo er zur Schule ging und das Abitur machte. Er studierte nach Verwundung im Krieg 1943 mit Unterbrechungen Medizin. Von 1946 bis 1950 folgte ein Studium bei dem bekannten Sportmediziner Professor Herbert Reindell. Von 1950 bis 1962 war er Arzt am Lörracher Krankenhaus und ließ sich 1963 als Facharzt für Innere Medizin in Lörrach nieder. Briefmarken, »kleine Perlen auf Papier«, haben es dem Jubilar bereits sehr früh angetan. Sein Vater brachte dem Sohn 1936 ein Päckchen mit Briefmarken, sogenannte Kiloware mit. Von da an war das Interesse an Briefmarken geweckt. Entspannung und Zufriedenheit finde er bei seinem Hobby, sagt der Mediziner. Allgemeinbildung vermittle die Beschäftigung mit Marken, Stempeln und Briefen, und das genaue Sehen schult es auch. Sein Spezialgebiet ist bis heute Baden als klassisches Sammelgebiet geblieben. Seine Sammlung zum Großherzogtum Baden ist in einem Buch beschrieben worden (Edition D'Or, Band 5, Großherzogtum Baden, Die Dr. Heinz Jaeger Sammlung, Köhler: Wiesbaden, 2007, vergriffen). Heinz Jaeger hat durch seine langjährige Sammlerleidenschaft auch ganz ausgefallene Belege, wie zum Beispiel »Grenzporto/Grenzpost« gesammelt. Von 1956 bis 1972 lenkte er die Geschicke des Lörracher Briefmarkensammlerbundes. Als Präsident des Bundes

Deutscher Philatelisten (BDPh) fungierte er von 1973 bis 1991; dem Landesverband südwestdeutscher Briefmarkensammlervereine stand er von 1966 bis 1973 vor. Sein Fachwissen brachte der Jubilar auch als langjähriger Präsident bei der Stiftung zur Förderung der Philatelie- und Postgeschichte mit ein. Er gehörte ebenso viele Jahre dem Programm- und Kunstbeirat der Deutschen Bundespost an. Es ist mit der Verdienst von Dr. Heinz Jaeger, dass die Verbandsarbeit im Bund Deutscher Philatelisten in den letzten Jahrzehnten einen intensiven Auftrieb erhalten hat. Durch seine engagierten und vielseitigen Arbeiten im Bereich der Philatelie ist der Jubilar heute einem breiten interessierten Publikum im In- und Ausland bekannt. Seine eigene literarische Produktion ist von seinen Tätigkeiten als Funktionsträger in zahlreichen philatelistischen Gremien nicht zu trennen. Wie tief Heinz Jaeger sich in die Geheimnisse der Philatelie eingearbeitet hat, zeigen seine umfassenden Fachbeiträge. Dem Jubilar gelingt es immer wieder, Philatelie und Geschichte und Geschichte und Philatelie im übergreifenden Sinne die gebührende Referenz zu erweisen. Neben zwei Standardwerken zur deutschen (Briefmarken-)Geschichte (»Vom Krieg zum Frieden – Sechs deutsche Jahre 1944 bis 1949« und »Vor 50 Jahren – Deutschland 1944 bis 1945«) stammen unzählige Aufsätze und Beiträge für die Arbeitsgemeinschaft Baden und verschiedene Fachzeitschriften aus der Feder von Heinz Jaeger. Nur selten ergibt sich die vorteilhafte Kombination, dass ein aktiver und ausgewiesener Philatelist sich zugleich die Muße nimmt, um Fachbeiträge zu schreiben. Nicht zuletzt durch seinen detektivischen Spürsinn hat Heinz Jaeger, einer der bekanntesten Philatelisten und Aussteller der letzten Jahrzehnte, sehr früh begonnen, bedeutende zeitgeschichtliche Dokumente zu sammeln. Insbesondere sind hier die Belege und Dokumente der Zensur- und Kriegsgefangenenpost zu nennen. Der Jubilar hat mit vielen außergewöhnlichen Beispielen dazu beigetragen, geschichtliche Vorgänge engagiert aufzuarbeiten und darzustellen, denn: Geschichtsbewusstsein in alle Bevölkerungsschichten zu tragen, war und ist das erklärte Ziel, nicht nur der Geschichtsvereine und der Museen, sondern auch der Philatelisten. Die Anerkennung für solch vielseitiges Wirken und Schaffen ist nicht ausgeblieben. Zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen aus dem In- und Ausland sind dem Jubilar zuteil geworden. Und so gehen heute nachträglich herzliche Geburtstagsgrüße und Glückwünsche in den Lettenweg 8 nach Lörrach. *Elmar Vogt*

Ein profunder Kenner der Literaturgeschichte und der Namenkunde

Zum 80. Geburtstag von Professor Dr. Rolf Max Kully



Bei bester Gesundheit konnte Professor em. Dr. Rolf Max Kully am 20. September 2014 seinen 80. Geburtstag feiern. Wie lässt sich das umfassende Werk von Rolf Max Kully, dem Unermüdlichen, in einer knappen Hommage zu seinem runden Geburtstag würdigen? Vielseitigkeit ist das treffende Stichwort. Gleichermaßen versiert und engagiert in den Sparten Literatur und Sprachgeschichte.

Mit dem Wiesental und dem Markgräflerland ist er im wahrsten Sinne des Wortes seit vielen Jahren eng verbunden. Rolf Max Kully schreibt seit früher Jugend. Da er immer große stilistische Sorgfalt auf seine wissenschaftlichen Bücher und Aufsätze legt, damit sie sich flüssig wie fiktionale Texte lesen, veröffentlichte er bisher nur wenig rein Belletristisches. Wer an der Literatur- und Sprachgeschichte, an der Flurnamenkunde und an der Person Johann Peter Hebels interessiert ist, stößt unweigerlich auf einen Namen, dem er noch häufiger begegnen wird: Rolf Max Kully.

Der am 20. September 1934 in der Ambassadorenstadt Solothurn geborene Jubilar besuchte nach der Bezirksschule die Mittelschule. Es folgte ein Studium der Fächer Germanistik, Latein, Philologie, Volkskunde, Griechisch, Indogermanisch, Musikgeschichte, Kunstgeschichte und Archäologie an den Universitäten Basel und München. Seine Dissertation schrieb Rolf Max Kully 1964 bei Heinz Rupp über »Die Ständesatire in den deutschen geistlichen Schauspielen des ausgehenden Mittelalters«. In seiner Habilitationsschrift beschäftigte sich der Jubilar mit der Sprache in Johann Peter Hebels »Schatzkästlein«.

In den Jahren 1971 bis 1973 war Rolf Max Kully als Dozent an der Universität Basel. Es folgten Gastprofessuren in Florida und Montreal. Von 1984 bis 1998 leitete der Jubilar als Bibliotheksdirektor die Zentralbibliothek seiner Heimatstadt Solothurn. Rolf Max Kully hat als Direktor diese reichhaltige Biblio-

thek in unerreichter Vielfalt genutzt, erforscht, hat darüber publiziert, Forschungen angeregt und bibliothekarische Spuren hinterlassen. Seine Arbeiten sind wesentliche Grundlagen der solothurnischen Geschichtsschreibung. Ebenso war Rolf Max Kully sieben Jahre Privatdozent am Deutschen Seminar der Universität Basel. Zahlreiche Monographien und Aufsätze stammen aus der Feder des Jubilars. Sie alle aufzuzählen würde den Rahmen dieses Geburtstagsgrußes sprengen.

Stellvertretend seien nur einige wenige genannt: 1969 erschien in der Sammlung Metzler (Band 80) ein Realienbuch für Germanisten, welches das Leben und Werk Johann Peter Hebels zum Inhalt hat. Zusammen mit Heinz Rupp erfolgte 1966 die Herausgabe von Hebels gesammelten Werken. Elf Jahre später erschien das Werk über die Flurnamen der Gemeinde Himmelried im Kanton Solothurn. Ein weiterer Schwerpunkt im Leben des Jubilars war die Leitung der »Forschungsstelle Solothurnisches Orts- und Flurnamenbuch« bis 2006. Zu den weiteren Veröffentlichungen Rolf Max Kullys gehören unter anderem 18 Monographien, sechs Beiträge zu Büchern, 54 Artikel über Literaturbeiträge, 62 Rezensionen und Forschungsberichte und 19 literarische Arbeiten. Die Literatur- und Sprachgeschichte hat es Rolf Max Kully besonders angetan. Der Jubilar gehört sicherlich zu den besten Kennern der Literatur- und Sprachgeschichte.

Ebenso hat sich Rolf Max Kully wie kaum ein anderer mit der (Flur-)Namenkunde auseinandergesetzt. Seine Vielseitigkeit und die Themenauswahl sind bemerkens- und bewundernswert. So ist es auch nicht verwunderlich, dass er zwei Publikationen und verschiedene Aufsätze über den alemannischen Dichter, Pädagogen und Theologen Johann Peter Hebel (1760–1826) geschrieben hat und in den 1970er Jahren der Basler Hebelstiftung als Präsident vorstand.

Der Hebelbund Lörrach e. V. würdigte das vielseitige Wirken und Schaffen des Jubilars mit der Verleihung des ‚Hebeldankes' des Jahres 2005. In einem Beitrag (Festschrift zum 80. Geburtstag von Joseph P. Strelka) setzt sich Rolf Max Kully mit den Übersetzern des Werkes »Der Ring des Hainreich Wittenweilär« auseinander. Zu seinem Geburtstag vor zehn Jahren haben ihm seine Schülerinnen und Schüler eine Festschrift gewidmet. Fünf Jahre später hat sich der Jubilar selbst ein schönes Geschenk gemacht und hat einen Roman geschrieben: »Napoleons Schatten – Das abenteuerliche Leben der Suzanne Cérésole«. Zahlreiche Beiträge in Büchern und Fachzeitschriften legen Zeugnis darüber ab, dass Rolf Max Kully auch heute noch ein gefragter Fachmann ist.

Dass dem engagierten Philologen, dem unermüdlichen »Ausgräber und Deuter« von Flurnamen, Gesundheit und Gelassenheit erhalten bleiben, wünschen wir Rolf Max Kully – und uns, dass wir noch lange aus den Quellen seiner Kenntnisse schöpfen dürfen. Denn nicht selten ertappt man sich beim Versuch, nachzuschauen, »was Rolf Max Kully dazu sagt …«. Herzliche Geburtstagsgrüße gehen heute aus dem Wiesental und dem Badnerland nach Solothurn.

Elmar Vogt

Inge Gula zum 75. Geburtstag

Inge Gula konnte am 4. Juli 2014 ihren 75. Geburtstag feiern. Foto: Thomas Loisl Mink

Aus einfachen Verhältnissen hat sie es bis zur Oberstudienrätin gebracht, obwohl ihre Startchancen nicht besonders günstig waren, sagt Inge Gula, die am 4. Juli ihren 75. Geburtstag bei bester Gesundheit feiern konnte. Von 1945 bis 1953 wuchs sie bei ihren Großeltern in Lörrach-Haagen auf, wo sie auch die Volksschule besuchte. Es folgte eine Aufnahmeprüfung am Aufbaugymnasium in Lahr, wo Inge Gula 1959 ihr Abitur als eine der Besten erfolgreich absolvierte. Danach studierte sie Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaft in Freiburg und Tübingen. Die Literatur- und Sprachgeschichte haben es Inge Gula angetan. Die Jubilarin gehört sicherlich zu den besten Kennern der Literatur- und Sprachgeschichte im Markgräflerland. Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich Inge Gula, angeregt durch Professor Friedrich Maurer, in ihrem Staatsexamen mit den Flurnamen der Gemeinde Hauingen beschäftigt und auseinandergesetzt hat. Ihre Vielseitigkeit und die Themenauswahl sind bemerkenswert. So ist es auch nicht verwunderlich, dass zahlreiche weitere Quellenarbeiten über Flurnamen entstanden sind. 1973 fand sie den Weg zum Lörracher Museumsverein, dessen 1. Vorsitzende sie seit 1991 ist. Seit fast vier Jahrzehnten ist die Jubilarin auf der kommunalpolitischen Bühne aktiv, als Ortschafts-,

Stadt- und Kreisrätin. Von 1990 bis 2004 war Inge Gula Ortsvorsteherin in Haagen. Der Hebelbund Lörrach e. V. würdigte 2004 das vielseitige kulturelle Schaffen und Wirken von Inge Gula mit der Verleihung des *Hebeldankes*. Mit ihrem Heimatdorf Haagen und dem Markgräflerland ist die Jubilarin immer noch stark verbunden. Ihre Leidenschaft und ihr außerordentliches Engagement gehören weiterhin der Heimat- und Regionalgeschichte, der Literatur und nicht zuletzt der Kommunalpolitik. Ihren Rat und ihr Wissen bringt Inge Gula seit vielen Jahren auch als Beirätin in der Badischen Heimat ein. Und wenn es die Jubilarin in die Ferne lockt, kann es sein, dass man Inge Gula in der Schweiz oder am Bodensee begegnet, wo sie neue Kraft schöpft und Ideen sammelt. So gehen heute nachträglich herzliche Geburtstagsgrüße in die Brunnenstraße 19 nach Lörrach-Haagen.

Elmar Vogt

Johann Peter Hebel-Preis 2014 des Landes Baden-Württemberg für Franz Hohler

»Wenn Kunst etwas bedeutet, dann ist es Freiheit«. (Franz Hohler)

Was Literatur sein soll, steht nicht ein für alle Mal fest, es ändert sich mit den Methoden und Stimmungen. Die Literatur möge das Leben spiegeln, das des Lesers wie das des Verfassers, damit beide einander näher kämen. Der Johann Peter Hebel-Preis des Landes Baden-Württemberg kann zum einen an Schriftstellerinnen und Schriftsteller verliehen werden, die durch ihr literarisches Werk dem alemannischen Sprachraum oder Johann Peter Hebel verbunden sind. Zum anderen können ihn Übersetzer, Essayisten, Medienschaffende und Wissenschaftler erhalten, die sich um die Pflege von Hebels Werk oder um die Literatur des alemannischen Sprachraums verdient gemacht haben. Beim Festakt zum Hebelfest am 10. Mai 2014 überreichte Justizminister Rainer Stickelberger den mit 10 000 Euro dotierten Preis an den Schweizer Schriftsteller Franz Hohler aus Zürich.

Bettina Schulte, Kulturredakteurin der Badische Zeitung Freiburg im Breisgau, widmete sich in ihrer Laudatio ausführlich dem 71-jährigen Preisträger.

Sie begann mit einer ihrer Lieblingsgeschichten, Hohlers »Rückeroberung«, die erzählt, wie sich die wilde, undomestizierte Natur der Weltstadt Zürich bemächtigt.

Der Held dieser Geschichte, sagte Bettina Schulte, sei eine typische Franz-Hohler-Figur, die versuche, sich gleichmütig im Unausweichlichen einzurichten: »Und so geschieht es ihnen, dass sich ihr Erfahrungshorizont erweitert, ihre Routinen für einmal durchbrochen werden und das Rätselhafte und Geheimnisvolle Eingang in ihr Leben findet«.

Der, wie er sich selbst nenne, »literarische Allgemeinpraktiker« Franz Hohler habe in den 40 Jahren seines Schaffens Romane, Novellen, Gedichte, Kurz- und Kindergeschichten veröffentlicht – 30 Titel seien zur Zeit greifbar, sein jüngster, der Roman »Gleis 4«. Dazu kämen die Tonträger des Kabarettisten und Mundartkünstlers. Die meisten seiner Geschichten seien skurril, versponnen, scheinbar verrückt, aber auch vielschichtig und abgründig und wendeten sich gegen das »Kleben an der instrumentellen Vernunft«. Mit seinem stark satirischen bis sarkastischen Zug sei Hohler in der Schweiz auch angeeckt. Die Zusammenarbeit mit dem Schweizer Fernsehen jedenfalls habe er in den 80er Jahren aufgekündigt, nachdem in der Sendung »Denkpause« seine Übersetzung von Boris Vians Gedicht »Le Deserteur« der Zensur zum Opfer gefallen sei. Dennoch gelte der Autor heute als nationale Institution und Schweizer Kulturgut. Das liege sicher auch daran, dass seine Geschichten nie im engeren Sinne politisch seien, sondern eher das allgemein Menschliche aufs Korn nähmen. Sie jedenfalls, sagte Bettina Schulte, kenne keinen anderen lebenden Schriftsteller, der dem Verfasser der Kalendergeschichten im »Rheinländischen Hausfreund« so nahe komme.

Franz Hohler selbst, der Hebels Werk seit seiner Schulzeit kennt, meinte zur Auszeichnung: »Es ist eine Ehre und Freude für mich, mich in die lange Reihe von Preisträgern einreihen zu dürfen«. Hebels Schalk und Liebe zur Poesie hätten ihn immer als einen »heimlichen Vorfahren« erscheinen lassen,

Justizminister Rainer Stickelberger (re.) überreichte den Johann Peter Hebel-Preis 2014 des Landes Baden-Württemberg an den Schweizer Schriftsteller Franz Hohler. Foto: Gemeinde Hausen im Wiesental: Heike Kramer

fand der Preisträger. »Der ganze Mensch braucht die ganze Landschaft zwischen tiefster Trauer und größter Lebensfreude«, sagte Franz Hohler in einem Interview. So verwundert es nicht, wie Franz Hohler seine Rolle definiert: »Es darf keine Pflichten geben für Schriftsteller, für Künstler überhaupt.

Wenn Kunst etwas bedeutet, dann ist es Freiheit: Das zu machen, was man will. Dem nachzugehen, was man will, und auch einer sinnlosen Idee zu trauen. Und nie das Gefühl zu haben, man müsse etwas machen, weil es die Gesellschaft vielleicht von einem verlangt«. *Elmar Vogt*

Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2014 der Gemeinde Hausen im Wiesental für Professor Dr. Klaus Schubring

Eine Chronik schreibt nur derjenige,
dem die Gegenwart wichtig ist.
(Goethe)

Geschichte greifbar zu machen, vergangene Dinge und Ereignisse sprechen zu lassen, ist das Anliegen des jüngsten Plakettenträgers, dem er sich ein Leben lang gewidmet hat: Klaus Schubring. Er wurde 1940 in Rom geboren und verbrachte dort seine Kindheit. 1959 folgte das Abitur, Studium in Latein und Geschichte an den Universitäten Mainz und Tübingen, 1964 erstes Staatsexamen, Promotion zum Doktor der Philosophie 1970 in Tübingen. Ab 1971 unterrichtete Klaus Schubring an der Pädagogischen Hochschule (PH) Lörrach anschließend an der PH Freiburg mittelalterliche Geschichte.

Bürgermeister Martin Bühler (li.) überreichte die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette 2014 der Gemeinde Hausen im Wiesental an Professor em. Dr. Klaus Schubring. Foto: Angelika Schmidt

Mit der Geschichte des Wiesentals, der Markgrafenstadt Schopfheim und der Gemeinde Hausen im Wiesental hat sich Klaus Schubring eingehend befasst und diese auch dokumentiert, wie Hansjörg Noe in seiner Laudatio das vielseitige Werk des Historikers würdigte. Klaus Schubring beschäftige sich unter anderem mit der Geschichte der Fahrnauer Agathenkirche, dem Raitbacher »Turmhölzle«, der Geschichte der Burg Rötteln, der Familie von Roggenbach, der Kirchengeschichte Hausen im Wiesental, und der Herrschaft Neuenstein und Hausen im Wiesental.

Seine Dissertation schrieb er 1970 über »Die Herzöge von Urslingen«.

Weitere Beiträge beschäftigen sich mit dem Jahr 1789 im Markgräflerland und der »Röttler Chronik«. Als Schriftleiter war Klaus Schubring auch bei der Herausgabe der Ortschronik Hausen im Wiesental (1985) und der Chronik der Stadt Schopfheim (2000) für die Beiträge verantwortlich.

Klaus Schubring bedankte sich mit herzlichen Worten für die ehrenvolle Auszeichnung mit der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette. Auf Johann Peter Hebels Lebensweisheit bezogen, versicherte er, dass auch er mit frischem und frohem Mut als Historiker weiter forschen werde. *Elmar Vogt*

Hauptkonservator Roland Heinzmann im Ruhestand

Nach einem bewegten und außergewöhnlichen Berufsleben wurde Roland Heinzmann M.A. zum 1. November 2013 aus dem aktiven Dienst bei der LUBW Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg in den »Ruhestand« entlassen. Damit fand eine bemerkenswerte »Naturschutz-Karriere« ihren Abschluss. Denn der Naturschutz war Roland Heinzmann gewiss nicht in die Wiege gelegt worden, und »grün« war bei ihm eher der Soldatenrock als der Lodenmantel des Naturschützers.

Geboren wurde Roland Heinzmann am 11. August 1948 in Heidelberg, im Tierkreiszeichen des Löwen, wie er selbst in seinen biografischen Skizzen hervorhebt. Zeitlebens blieb er seiner kurpfälzischen Heimat und Sprache treu.

Nach dem Abitur am Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Gymnasium in Wiesloch im Kurzschuljahr 1967 entschied er sich zunächst für eine Karri-

ere auf Zeit bei der Bundeswehr, aus der er 1969 als Fähnrich entlassen wurde, und die sich in der Reserve bis zum Major des Militärgeographischen Dienstes (mit Schwerpunkt »Militärische Landeskunde«) fortsetzte. Viel von dem, was Heinzmann beim Militär gelernt hat, kam ihm im zivilen Berufsleben zu gute, nicht nur was Organisationskunst und Durchsetzungsvermögen betrifft. Seine andauernden Kontakte zur Bundeswehr als Staboffizier der Reserve prädestinierten ihn später als Repräsentant des Umweltministeriums Baden-Württemberg und direkter Ansprechpartner für die übende Truppe im Rahmen des NATO-Herbstmanövers REFORGER und ersten Öko-Stabsoffizier in der Geschichte von REFORGER.

1969 fand Roland Heinzmann zum Studium der Geografie, Geologie, Osteuropäischen Geschichte und Politischen Wissenschaften an der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg, wo er während seiner Studienjahre Hilfsassistent am Geographischen Institut war, und das er 1974/75 mit dem Master-Diplom »magna cum laude« abschloss. Ein weiteres Studium im Rahmen der Graduiertenförderung des Bundes leitete ins Berufsleben über, das 1978 auf der Basis eines Werkvertrages mit der damaligen Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg (LfU) im Institut für Ökologie und Naturschutz unter Professor Dr. Helmut Schönnamsgruber begann und Roland Heinzmann nach Karlsruhe führte.

Ab 1979 war Roland Heinzmann dort als wissenschaftlicher Angestellter im »Einmann«-Referat »Erholungsvorsorge und Freizeitplanung« tätig, bevor er 1981 die Ernennung zum Konservator z. A. erhielt. 1985 erfolgte die Übernahme in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit. Zwischenzeitlich war Heinzmann für die Dauer eines Jahres an das Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Baden-Württemberg zum dortigen Referat Naturschutz abgeordnet, das damals vom Ministerialrat Josef Schillinger geleitet wurde. Unter ihm erwarb sich Heinzmann Meriten, besonders beim Aufbau eines landesweiten Landschaftspflege- und Grunderwerbsprogramms, bei der inhaltlichen Gestaltung der ersten Landschaftspflegerichtlinie des Landes sowie bei der Einrichtung einer eigenen Seminarreihe der Stiftung Naturschutzfonds, deren Programm später von der Umweltakademie Baden-Württemberg übernommen wurde.

Nach seiner Abordnung wurde Roland Heinzmann stellvertretender Leiter des Referats »Bioindikation und Landschaftspflege« und Referent für Landschaftspflege am »Institut für Ökologie und Naturschutz« der LfU in Karlsruhe.

Zusammen mit Werner Konold (Professur für Landespflege Uni Freiburg) und Wolfram Grönitz (LUBW) war Roland Heinzmann Initiator und Bearbeiter des großformatigen Text-Bildbandes »Kulturlandschaften in Baden-Württemberg« (G. Braun Buchverlag 2014). Als einer der Hauptautoren nahm er beim Layouten seiner eigenen Beiträge bisweilen auch gerne mal Schere und Klebstoff zur Hand.
Foto: Wolfram Grönitz 2013

Ab 1984 begann seine Hinwendung zur Öffentlichkeitsarbeit, zunächst als Referent, danach ab 1990 erst als kommissarischer, dann als Leiter des neu geschaffenen Referats »Informationsdienste, Veröffentlichungen«. Nicht von ungefähr war Heinzmann auch Bürgerreferent der Landesanstalt.

Von 1998 bis 2005 war Heinzmann Leiter des Referats »Artenschutz, Fachdienst Naturschutz« und ab 2006 bis zu seiner Pensionierung Leiter des Referats »Landschaftsplanung, Fachdienst Naturschutz«.

Diese bloßen Lebensdaten sollen hier freilich noch etwas unterfüttert werden: Roland Heinzmann ist das Gegenteil eines Beamten, der nach den sprichwörtlichen Verwaltungsgrundsätzen handelt: »Das haben wir immer schon so gemacht« und »Das haben wir noch nie so gemacht«. Sein Titel »Hauptkonservator« passte eigentlich nur im entfernteren Sinn zu ihm, denn er war stets innovativ, für neue Ideen of-

fen und für außergewöhnliche Projekte aufgeschlossen. Schon gar nicht war der Tellerrand sein Horizont. Als Geograph beschäftigte ihn zunehmend die Dynamik der Landschaft, die in ihrem ständigen, oft erst bei näherem Hinsehen erkennbaren Wandel zum Ausdruck kommt, was sich bei ihm in zahlreichen Abhandlungen, Buchveröffentlichungen und Ausstellungen manifestiert. Vom Menschen gestaltete Landschaft im Gegensatz zur sich selbst überlassenen Natur, diese Antinomie fordert auch zu künstlerischer Gestaltung heraus. Im Spannungsfeld zwischen Natur und Umwelt auf der einen und Kunst auf der anderen Seite hat sich Roland Heinzmann dienstlich und privat zunehmend engagiert und auch hier schriftstellerisch und als Ausstellungsmacher zu Wort gemeldet. Als Mann, der die Öffentlichkeitsarbeit für den Natur- und Umweltschutz zu seinem Anliegen gemacht hat, war ihm die Einführung eines einheitlichen Erscheinungsbildes (Logo und Corporate Design) in Bezug auf die Außenwirkung seiner Dienststelle (u.a. mit dem Slogan »Mit uns hat Umwelt Zukunft«) ein besonderes Anliegen. Der von ihm angeregten, aber am Desinteresse der Naturschutzverbände gescheiterten Einführung eines landesweiten Naturschutzabzeichens – bei Erfüllung eines bestimmten Leistungskatalogs – trauert Heinzmann allerdings heute noch nach.

Über 180 Veröffentlichungen zu geographischen und landeskundlichen Themenstellungen, zu Fragen des Naturschutzes und der Landschaftspflege sowie zu umweltkritischer zeitgenössischer Kunst umfasst sein schriftstellerisches Wirken.

Unter dem Leitspruch: »Umweltschutz kennt keine Grenzen« reichte sein geographisch dienstlicher Horizont bis nach Sevilla (Baden-Württemberg-Woche im Deutschen Pavillon auf der Weltausstellung 1992), den Maghreb-Staaten, zum Nahen und Mittleren Osten sowie mehrfach zum Baikalsee (u.a. als Teilnehmer der 2. Deutsch-Russischen Umweltkonferenz 1993 in Listwjanka).

Man darf gespannt sein, was ein so dynamischer, vorwärtsstrebender Mensch im Ruhestand noch zu Wege bringen wird. Vielfache ehrenamtliche Erfahrungen kann Heinzmanns Vita bereits jetzt vorweisen. *Dr. Eberhart G. Heiderich*

Willibald-Kramm-Preis 2014 für CLAPEKO

Der 1940 in Leipzig geborene und in Nußloch beheimatete Maler CLAPEKO van der Heide ist für

sein künstlerisches Werk mit dem Preis der Heidelberger Willibald-Kramm-Stiftung ausgezeichnet worden. CLAPEKO, dessen außergewöhnliche malerische Position in all ihrer Vielschichtigkeit der Konkreten Kunst zuzuordnen ist, gehört seit Jahrzehnten zu den herausragenden Künstlerpersönlichkeiten der Metropolregion Rhein-Neckar.

Überregional stark beachtete Einzelausstellungen – u. a. im Heidelberger Kunstverein (1993), im ARSENAL Metz (1998), im Kunstkreis Südliche Bergstraße Wiesloch-Walldorf (2003), auf der ART Karlsruhe (2006) oder im Museu Municipal Amadeo de Souza-Cardoso in Amarante, Portugal (2011), machten seine Kunst einem breiten Publikum zugänglich. Zahlreiche öffentliche Ankäufe und Aufträge begleiten sein künstlerisches Schaffen.

Eindrucksvolle Kunstzeichen im öffentlichen Raum

In der Technologieregion Karlsruhe sorgen gleich zwei Kunstwerke im und am Bau für Aufmerksamkeit im öffentlichen Raum: Zum einen ein zwölf Meter langer Fries aus Meißener Porzellan für den Konzernsitz des Energieversorgers EnBW in Karlsruhe (2000), bei dessen Komposition mit dem Titel »Geordnete Kraft« CLAPEKO in der ihm eigenen unverwechselbaren Bildsprache »geometrisch-ordnende Farben als gestalterische Kräfte« zum Einsatz bringt. Zum anderen eine 18 Meter hohe »Große Mandorla« (2006) aus 240 handbemalten Keramikplatten an der weißen Außenfassade des Heizwerks Ahaweg der Stadtwerke Karlsruhe zum Innenhof der Karlsruher Majolika Manufaktur. Das größte Kunstwerk der Region symbolisiert – so der Künstler – *»einen roten Energiestreifen, der eine geordnete Kraft in kontrollierter Bahn ausdrückt«* und durch ein nahezu freischwebendes mandelförmiges Objekt, der Mandorla, *»die unendliche Weite des Kosmos vor das geistige Auge ruft«*.

Auch in anderen Regionen der Republik finden CLAPEKOS Arbeiten Beachtung: so stellt ein fünfteiliges, einheitlich 1,40 Meter hohes und 9,67 Meter breites Wandbild (Gesamtlänge mit Zwischenräumen 10,39 Meter!) im Casino des Technischen

CLAPEKO: »ohne Titel« 2013,
90 x 300 x 2,5 cm, Acryl auf Cotton Duck

Zentrums der Deutschen Bank AG in Leipzig (1995) seine Souveränität im Umgang mit überdimensionalen Formaten eindrucksvoll unter Beweis. Die mitunter durch (sich) überlagernde Leinwände dreidimensional anmutenden Arbeiten will CLAPEKO jedoch nicht als Reliefs, sondern vielmehr als *»Plastische Malerei«* verstanden wissen.

Als jüngstes Werk im öffentlichen Raum ist das achtteilige »Große Kreisbild II« entstanden, das im Foyer des 2013 eröffneten Ärztezentrums in Weinheim hängt. Aber selbst auf kleinsten Formaten und Wandobjekten weiß CLAPEKO zu überzeugen: Wer seine Ausstellungen besucht – welche er zumeist selbst hängt – kann erfahren, dass so manche, nur Quadratzentimeter große Arbeit in ihrer malerischen Kompaktheit und Strahlkraft durchaus einer mehrere Quadratmeter umfassenden Leinwand die Waage halten kann!

Der Maler als Plastiker

Der im Umgang mit ganz unterschiedlichen Materialien, Farben und Formen äußerst experimentierfreudige Künstler ist ständig auf der Suche nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten. So hat er sich in den letzten Jahren vermehrt der Plastik zugewandt und damit eine ganz neue Werkgruppe erschlossen. Gleich seinen Bildern wohnt auch seinen Plastiken eine geballte Kraft inne, deren Energie sich allerdings weniger in der Farbe als vielmehr in der spannungsvollen Anordnung verschiedener Röhrenelemente aus Pappe entlädt, aus denen er bevorzugt seine dreidimensionalen Raumobjekte »baut«.

Der Maler als Lehrer

Aber nicht nur als Künstler sondern auch als Lehrer ist CLAPEKO gefragt und aktiv: Seit den 1980er Jahren engagiert er sich in der Pädagogischen Kunstvermittlung, sei es in der Erwachsenenbildung an der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe (seit 1982), als Dozent der Freien Kunstschule Rhein-Neckar in Mannheim (1988–1995) oder im Rahmen eines Lehrauftrages an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, deren akademischer Zeichenmeister er seit 1992 ist. Gerne gibt er sein Wissen auch auf Workshops weiter, zuletzt an junge Maler im portugiesischen Amarante, einer Partnerstadt der Großen Kreisstadt Wiesloch.

CLAPEKO: »Großes Kreisbild II« 2003–2008, 197 x 552 x 4,5 cm, Acryl auf Holz

Willibald-Kramm-Preis

Der mit 2500 Euro dotierte Willibald-Kramm-Preis wird jährlich an bildende Künstlerinnen und Künstler aus der Kurpfalz vergeben. Der bereits 1970 von den ehemaligen Inhabern des Heidelberger Restaurants Sole d'Oro, Guido Giordano und Francesco Guarni gegründete Preis wird zurzeit von der Manfred-Lautenschläger-Stiftung finanziert. Unter den bisherigen Preisträgern finden sich Namen wie Walter Gillich, Margarete Krieger, Bodo FL Bremer und Milan Chlumsky (dokumentiert in: *Korz, Karl: 40 Mal Willibald-Kramm-Preis. – Heidelberg 2012 (Willibald-Kramm-Stiftung).*

Mit der Verleihung des 43. Willibald-Kramm-Preises an CLAPEKO van der Heide wurde dem mit angesehenen nationalen und internationalen Stipendien (u. a. der Studienstiftung des Deutschen Volkes, für die Villa Massimo, Rom, und die Cité Internationale des Arts, Paris) mehrfach ausgezeichneten Preisträger nunmehr die verdiente, längst überfällige regionale Ehrung zuteil. Die Preisverleihung ging einher mit einer Ausstellung im Mai im Gebäude der Heidelberger Anwaltskanzlei Tiefenbacher, Im Breitspiel 9, dem Sitz der Willibald-Kramm-Stiftung.

Roland Heinzmann M.A.

Literatur

Clapeko van der Heide: Malstücke. Ausstellungskatalog. Hg. Heidelberger Kunstverein, 94 Seiten. Heidelberg 1996

Naturschützer mit Leib und Seele

Bundesverdienstkreuz für Karl Hermann Harms

Der in Rheinstetten beheimatete Biologe und Naturschützer Dr. Karl Hermann Harms (76) empfing am 30. Juni 2014 aus der Hand von Dr. Gisela Splett MdL, Staatssekretärin im Ministerium für Verkehr und Infrastruktur Baden-Württemberg, für sein langjähriges ehrenamtliches Wirken das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Karl Hermann Harms gehörte seit Gründung des BUND-Ortsverbandes Rheinstetten Ende der 1980er Jahre zu den Aktivposten des lokalen ehrenamtlichen Naturschutzes seiner Gemeinde. Zusammen mit seiner ersten Frau Dorothea galt er bis zu

Auf besonderen Wusch von Karl Hermann Harms fand die Ordensverleihung im kleinen Kreis in freier Natur statt. Die Übergabe des Verdienstkreuzes nahm Dr. Gisela Splett MdL, Staatssekretärin im Ministerium für Verkehr und Infrastruktur Baden-Württemberg (fünfte von rechts) vor. Für Harms ehemalige Dienststelle sprach Werner Franke, Abteilungsleiter Nachhaltigkeit und Naturschutz in der LUBW Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg mit Sitz in Karlsruhe (sechster von rechts).

deren Tode (2009) als Triebfeder und Motor vielfältiger Natur- und Umweltschutzaktivitäten auf Rheinstettener Gemarkung. Zahlreiche kommunale Naturschutzprojekte hat er in den vergangenen Jahrzehnten mit seinem enormen Fachwissen konstruktiv begleitet oder initiiert.

Seit dem Start der lokalen Agenda 21 im Jahre 2000 ist er auch in diesem Bereich ein wichtiger Ratgeber, sowohl in dem von ihm selbst geleiteten Arbeitskreis zur Artenvielfalt als auch im Arbeitskreis Hochwasserschutz.

Auf ungezählten Führungen und Veranstaltungen vor Ort gibt er seit vielen Jahren sein profundes Wissen zur heimischen Flora und Fauna sowie zur ökologischen Fragestellungen an die naturschutzinteressierte Bevölkerung weiter. Auch der in der regionalen Presse vielbeachtete Tag der Artenvielfalt (2002) geht auf seine Initiative zurück.

Neben der Umweltbildung gilt sein Engagement ganz konkret praktischen Artenschutzmaßnahmen vor Ort, wie etwa der alljährlichen Betreuung von Amphibienschutzzäunen bei Neuburgweier oder der Sicherung und Pflege eines Feuchtgebietes bei Mörsch, wo auf seinen Wunsch hin auch die Ordensübergabe stattfand.

Darüber hinaus ist Harms ehrenamtlich als Gutachter tätig, u. a. für das Umweltamt der Stadt Karlsruhe, in dessen Auftrag er auf Kiesflächen im Bereich von Rappenwört – einem bevorzugten Lebensraum

für Trockenheit liebende Tiere – wissenschaftliche Untersuchungen durchführt.

Nach dem Tode seiner Frau Dorothea übernahm er im März 2010 als deren langjähriger Stellvertreter den Vorsitz des BUND-Ortsverbandes Rheinstetten und führt so das gemeinsam begonnene Lebenswerk fort. Gleichzeitig hat ihn der BUND-Landesverband Baden-Württemberg in den Arbeitskreis Naturschutz berufen, eine Funktion, die mit weiteren ehrenamtlichen Verpflichtungen verbunden ist. Seit mehreren Jahren ist Karl Hermann Harms zudem Beisitzer im Regionalverband des BUND-Landesverbandes. Seine herausragenden zoologischen und botanischen Artenkenntnisse genießen in Fachkreisen höchste Wertschätzung.

Nicht unerwähnt bleiben darf auch seine besondere Verbundenheit zu verschiedenen Institutionen wie dem Staatlichen Museum für Naturkunde Karlsruhe und dem Naturschutzzentrum Karlsruhe-Rappenwört, deren beider Fördervereine er als Gründungsmitglied und Förderer angehört.

Parallel zu seiner ehrenamtlichen und bis zu seiner Pensionierung amtlichen Tätigkeit als Hauptkonservator und Sachgebietsleiter Artenschutz an der LUBW Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg, gilt seine große Leidenschaft der Grundlagenforschung. So hat er neben vegetationskundlichen Forschungen über verschollene und gefährdete Pflanzen in Baden-Württemberg zeitlebens eine unschätzbare Fülle von Daten, Fakten und Präparaten zur Spinnenfauna im deutschen Südwesten zusammengetragen und dokumentiert, aus deren Aufarbeitung leicht ein potenzielles Grundlagenwerk zum Artenschutzprogramm über »Die Spinnen Baden-Württembergs« entstehen könnte! Wie schnell sich Spezialistentum und Person zu einer nahtlosen Einheit verbinden, äußert sich nicht zuletzt in der Namensgebung durch Dritte: Neben *dem* Orchideen-Künkele, *dem* Schnecken-Schmid, *dem* Bienen-Westrich und *der* Fledermaus-Braun rangiert gleichrangig *der* Spinnen-Harms im Bewusstsein der Artenschutzinteressierten Bevölkerung.

Die aufgezeigten Schlaglichter auf die vielfältigen ehrenamtlichen Aktivitäten von Dr. Karl Hermann Harms zeigen einmal mehr, dass *»das Verdienstkreuz wirklich ein Metall ist, das es in sich hat«,* wie es der frühere Karlsruher Regierungspräsident Dr. Rudolf Kühner einst so treffend beschrieben hat.

Roland Heinzmann M. A.

Bachelorarbeit von Anette Widua

Johann Peter Hebel und Andreas Gryphius

Vor wenigen Monaten legte Anette Widua ihre 43 Seiten umfassende Bachelorarbeit vor. Bei Hebel geht die Studentin (Deutsch und Theologie) von der Trierer Universität der Frage nach, was Johann Peter Hebel (1760 bis 1826) bewegt hat, in seinem Gedicht »Die Vergänglichkeit« auf barocke Elemente zurückzugreifen, obwohl der Barock eine gegenläufige Kraft zum Zeitalter der Aufklärung darstellt. Auch Heide Helwig hat sich in ihrer Biographie (2010, Hanser) über Hebel mit dieser Frage auseinandergesetzt und deutet auf die Parallelen hin, die Hebels Gedicht »Die Vergänglichkeit« zur barocken Lyrik aufweisen. Als konkretes Beispiel führt sie »Es ist alles eitel« von Andreas Gryphius an, aus dem Hebel das barocke Vanitas-Motiv konkret aufnimmt und in seinem Werk entscheidend erweitert. Vanitas ist ein bedeutendes Motiv in Literatur, Kunst, Theater und Musik des Barockzeitalters. Es ist der Gipfelpunkt einer kontinuierlichen Tradition. Schönheit und Verfall werden miteinander verbunden. Andreas Gryphius wurde 1616 im schlesischen Glogau geboren, dort starb er im Alter von 48 Jahren. »Sobald der alemannische Originaltext ins Hochdeutsche übertragen wird, verliert er nach Stadler seine dichterische Form«, schreibt Anette Widua. Hier sei an Goethe erinnert: »Wer den Dichter will verstehen, muss in Dichters Lande gehen« (West-östlicher Divan). Nicht vergessen werden darf, dass die deutsche Sprache im 17. Jahrhundert allgemein durch starke Einflüsse des Französischen und Lateinischen geprägt war. Das Leben von Gryphius war geprägt von den Leiden und Erfahrungen seiner Zeit, speziell dem frühen Verlust seiner Eltern, der Zerstörung Glogaus im Dreißigjährigen Krieg und den damit verbundenen Religionsverfolgungen. Erfüllt von einer tiefen Friedenssehnsucht empfand er die Tragödien seiner Zeit besonders stark. Das Gedicht »Es ist alles eitel« von Gryphius handelt von der Vergänglichkeit des Irdischen. Es zählt zu den bekanntesten Werken des Dichters und gilt sprachlich für die ly-

rische Gestaltung des barocken Vanitas-Gedanken. Im Zusammenhang mit Johann Peter Hebel spielt die Theologie der Aufklärung eine wichtige Rolle. Die frühe Phase der Aufklärung war von der intensiven Auseinandersetzung mit religiösen Fragestellungen geprägt. Bedeutende Strömungen dieser Zeit waren die Physikotheologie, der Deismus, die Neologie sowie der Pietismus. Wie bereits im Barock lag die Aufgabe der Literatur der Aufklärung darin, die Leser zu belehren (prodesse) und zu erfreuen (delectare). Weit verbreitet waren einfache, auf Belehrung ausgerichtete Formen. Zu diesem Zweck waren die Moralischen Wochenschriften ein wichtiges literarisches Medium. Beim Vergleich von Hebels Gedicht »Die Vergänglichkeit« mit Grypius' Sonett »Es ist alles eitel«, lässt sich als erste Gemeinsamkeit hinsichtlich ihres Inhalts feststellen, dass beide Dichter die Vergänglichkeit des Irdischen zum Hauptthema dieser Gedichte gemacht haben. »In diesem Kontext lässt sich die Frage stellen, was sowohl Hebel als auch Gryphius dazu bewegt haben, ein solch ernstes und tiefsinniges Thema aufzugreifen. Diese Übereinstimmung könnte auf den Kriegserfahrungen gründen, die sowohl Hebel durch die Französische Revolution als auch Gryphius durch den Dreißigjährigen Krieg geprägt haben. Zudem teilen beide Dichter das Erlebnis, dass ihre Eltern früh verstorben sind, wodurch ebenfalls die Auseinandersetzung mit dem Sinn des Lebens sowie der Vanitas resultieren kann«, schreibt die Studentin abschließend in ihrer Arbeit. *Elmar Vogt*

Nachruf Prof. Walter E. Schäfer

Professor Walter E. Schäfer ist am 1. Januar 2014 in Karlsruhe verstorben. Dort wurde er am 29. Dezember 1928 geboren, beigesetzt wurde Schäfer am 13. Januar auf dem Lichtentaler Friedhof in Baden-Baden.

Nicht nur die Regionalgruppe Baden-Baden trauert um ihr Mitglied und aktiven Förderer. Unvergessen sind seine rhetorisch vorbildhaften Vorträge mit den gekonnten Pausen, notwendigen Fakten und dem folgenden Erschließen der größeren Zusammenhänge. Schäfer nahm seine Zuhörer mit, er schlich sich, unterstützt von seiner leicht »schwäbelnden« Gmünder Sprache, in die Gedankenwelt seiner Zuhörer ein. Alles in einer leicht verständlichen Sprache trefflich ausformuliert und zeitlich so begrenzt wie nur möglich. Und oft blieb es nicht bei der Theorie: Dem Vortrag bei der Badischen Heimat über die Äolsharfen im Alten Schloss folgte die Installation einer Windharfe vor Ort.

Professor Schäfer war ein politischer Mensch mit klaren Grundsätzen, aber kein Fanatiker oder Dogmatiker. Der Verlust eines Armes war sichtbares Zeichen und Grund seiner pazifistischen Grundhaltung, die ich zutiefst mit ihm teilen konnte. Ohne Frieden ist Alles nichts, sagte Willy Brandt, wie Recht er heute hat. Gott sei Dank muss Schäfer das aktuelle Gemetzel nicht mehr mit ansehen oder das Aufkommen der Kriegshetze führender Politiker! Das hätte ihm sehr zugesetzt. Denn bei all dem Lächeln, das er stets in seinem Gesicht zeigt, da verstand er keinen Spaß, da war er ernst, wie sein zweiter Vorname lautete.

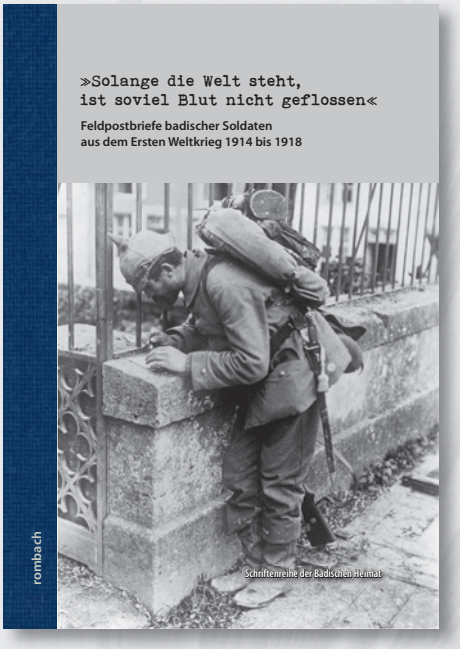
Die Wissenschaft verlor mit Schäfer einen bescheiden-skeptischen Gelehrten, dem der herrschende akademische Rummel zutiefst zuwider war. Nach der Pensionierung als Professor an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd zog er mit seiner Frau nach Oberbeuern und hat sich seitdem in Baden-Baden und der Ortenau wie im Elsass durch unvergessliche Vorträge einen Namen gemacht. Schäfer ist ein Nestor der Oberrheinforschung und Ehrenmitglied der Grimmelshausen-Gesellschaft. Zu seinem 65. Geburtstag erschien eine Festschrift. Walter E. Schäfer studierte nach dem Abitur in Bonn Germanistik, Romanistik und Geschichte. Sein Stipendium in Aix-en-Provence machte ihn zum Frankophilen, 1962–64 war er stellvertretender Leiter des Marseiller Goethe-Instituts. 1957 promovierte er über Grimmelshausens heroisch-galante Romane. Seine Liebe zur Satire als Genre der sozialen Kritik war groß.

Die letzten fünf Jahre seines Lebens banden ihn an den Rollstuhl. Das Gehör ließ als erstes nach, die Lebenskräfte gingen mehr und mehr verloren. Die Traurigkeit über den unersetzlichen Verlust bleibt allen, die mit ihm zusammen sein durften.

Dieter Baeuerle

Aluminium Rheinfelden GmbH, Friedrichstrasse 80, 79618 Rheinfelden (Baden), www.alurheinfelden.com

rombach aktuell



»Solange die Welt steht,
ist soviel Blut nicht geflossen«
Feldpostbriefe badischer Soldaten aus dem
Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918
Herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat e.V.
und dem Landesverband Baden-Württemberg
im Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.
Ausgewählt, mitgeteilt und kommentiert von
Marcel Kellner und Knud Neuhoff
Schriftenreihe der Badischen Heimat Band 9
400 S., 17 x 24 cm, Halbleinenband
€ 34,90 (D)
ISBN 978-3-7930-5117-6

Dieser Band der Schriftenreihe der Badischen Heimat will im Rahmen der Vielzahl von Publikationen, die in diesem Jahr an den Beginn des Ersten Weltkrieges erinnern, einen besonderen Beitrag leisten. Gleichsam als »Geschichte von unten« wirkend, gibt die vorliegende Sammlung der Feldpostbriefe einen gefilterten Eindruck in das Seelenleben der Kriegsgeneration wieder. Sie ist als Kollektion badischer Soldatenbriefe in dieser Form bisher einmalig und erweitert das Wahrnehmungsspektrum der scheinbar in weiter Ferne und dennoch so nah liegenden »Urkatastrophe« um eine weitere wichtige Nuance.

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

rombach verlag

Unterwerkstraße 5 | 79115 Freiburg i. Br.
Telefon 0761/4500-2135
Telefax 0761/4500-2125
info@buchverlag.rombach.de
www.rombach-verlag.de

Mitteilungen der Redaktion

I. Mitgliederversammlung in Rastatt

Nach einem Vorstandsbeschluss vom 5. September 2014 werden wir in Zukunft aus finanziellen und personellen Gründen nur noch Hefte mit 160 Seiten auflegen können. Ausgenommen von dieser Regelung sind Publikationen, die als Doppelnummer in Form einer Buchpublikation erscheinen und in der Regel gesponsert werden. Die Reduzierung der Seitenzahl erfordert natürlich eine inhaltliche Straffung im Sinne einer monografischen Behandlung von aktuellen Themen. Die redaktionelle Arbeit und die Arbeit des Lektorats werden dadurch erleichtert, wenn die Themen eines Heftes bereits ein Jahr zuvor den Autoren bekannt sind und einen hohen Grad an Professionalität gewährleisten.

Ich darf bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, dass die Redaktion weder über ein arbeitsteiliges Redaktionsteam noch über ein Büro verfügt.

Im Zusammenhang mit der begrenzten Seitenzahl der Hefte wird die Redaktion im Laufe des Jahres 2015 prüfen müssen, welche Themen jeweils aktuell sind und dem Zweck des Vereins dienen. Zu diesem Zweck ist für Mitte 2015 von Landesverein eine Tagung mit dem Arbeitstitel »Heimatvereine heute« zu planen, die u. a. auch die Zukunft der publizistischen Möglichkeiten der Zeitschrift auslotet. Die Redaktion plant, die Vorträge in Heft 4, 2015 zu veröffentlichen.

Auf der Mitgliederversammlung am 25. Oktober 2014 habe ich auf zwei zeittypische Formen der publizistischen Behandlung von »Heimatthemen« hingewiesen. Nach meinen Erfahrungen sind zwei Formen anzutreffen.[1] Einmal ein Zeitschriftentyp der Heimat bzw. Baden als »Wohlfühl- und Genussregion« multioptional behandelt und über zu erwartende Events informiert. Zum anderen widmen sich zunehmend Zeitschriften monografisch dem »Kultur- und Naturerbe« (Patrimoine, Heritage).[2] So sieht sich der Schwäbische Heimatbund neuerdings »als Anwalt des Kultur- und Naturerbes« und scheint sich dem neuen »Narrativ« anzuschließen. In einer »Kultur ohne Zentrum« versucht dieser Zeitschriftentyp, Traditionen, die als solche nicht mehr gelebt werden, selektiv wieder ins Bewusstsein zu bringen und zu inszenieren. Bis etwa 1968 war es, noch in einem bürgerlichen Traditionszusammenhang, kein Problem, darin übereinzukommen, was als kulturell erhaltenswert zu gelten hatte. Das Konzept des kulturellen Erbes versteht sich als eine erneute »Inwertsetzung« (M. Tauschek) des eben nicht mehr Selbstverständlichen. Allerdings entgehen auch diese anerkennenswerten Bestrebungen nicht der allgemeinen Vermarktung. So wurde festgestellt, dass das Kulturerbe »heute in vielfältiger Weise als Ressource interpretiert, entsprechend inszeniert und schließlich auch verwertet« wird. Am Ende wird alles unter dem Aspekt des Marketings, des Tourismus und der Konsumierbarkeit bewertet. Zu fragen ist, was eine mögliche Verschiebung von den klassischen Zielen der Heimatvereine – Mundart, Denkmal- und Naturschutz – zu einem »Konzept der kulturellen Erbes« für unsere Zeitschrift bedeuten könnte. Auf den ersten Blick ist das Kulturerbe-Projekt objektbezogen selektiv und wird von bestimmten Akteuren betrieben. Dagegen versteht sich die Heimat-Option als ein gesamtkulturelles Phänomen, von denen die (konservativen) Anhänger zumindest meinen, sie hätten es mit selbstverständlichen kulturellen Beständen zu tun. Den vermutlichen Erben einer vergangenen Kultur dagegen muss das Erbe erst nahe gebracht werden. Und so ist denn Kulturerbe »in erster Linie Wissen um dieses Erbe. Erst dieses Wissen lässt Menschen Kulturerbe … erkennen, konsumieren und wertschätzen« (M. Tauschek).

II. Planungen

Für die Publikationen des Jahres 2015 sind folgende Themen bereits fest eingeplant:

Heft 1/2, 2015 als Buch: 300. Jubiläum der Stadt Karlsruhe
Heft 3, 2015: Heimattage 2015 in Bruchsal
Heft 4, 2015: Vorträge der Arbeitstagung »Heimatvereine heute«

Die vom Landesverein in den letzten Jahren begonnene »Schriftenreihe der Badischen Heimat« mit den Bänden »100 Jahre für Baden«, »Alemannisches Wörterbuch«, »Alemannisches Liederbuch«, »Wegmarken badischer Geschichte«, »Politische Kultur

am Oberrhein« und »Die Baar« wurde 2014 durch die Bände ergänzt »Solange die Welt steht, ist soviel Blut nicht geflossen. Feldpostbriefe badischer Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg von 1914 bis 1918« und »Dem Vergessen entreißen«. Gedenkbuch zum 70. Jahrestag der Bombardierung Freiburgs am 27.11.1944.

Die Finanzierung der einzelnen Bände der Schriftenreihe wird durch jeweils neu zu erschließende Geldquellen gedeckt und ist unabhängig von der Finanzierung der Quartalsschrift.

III. Noch nicht veröffentlichte Beiträge

Durch die Sonderveröffentlichungen »Baden – Tag für Tag« (1/2, 2014) und »Karlsruhe« (1/2, 2015) ist es leider nicht möglich, alle bisher eingesandten Manuskripte nach den Erwartungen der Autoren zum Druck zu bringen. Wir müssen sie leider »in der Warteschleife« lassen. Wir bitten um Verständnis.

Heinrich Hauß
Chefredakteur

Literatur

Markus Tauschek: Kulturerbe. Eine Einführung. Reimer Kulturwissenschaften, 2013

Anmerkungen

1 Bei dieser Typisierung wurden die Fachzeitschriften wie »Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins«, „Archivnachrichten“, »Denkmalpflege in Baden-Württemberg«, »Momente« und »Schlösser« nicht berücksichtigt.

2 Beispielhaft: Heimatschutz / Patrimoine. Herausgeber / Editeur: Schweizer Heimatschutz / Patrimoine Suisse. Geschäftsstelle: Postfach 1122, 8032 Zürich. Erscheint vierteljährlich mit ca. 44 Seiten.

Bericht über die Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am Samstag, 25. Oktober 2014 im Bibliothekssaal des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt

Der Vorsitzende, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, konnte im gut besetzten Bibliothekssaal der Historischen Bibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt die angereisten Mitglieder begrüßen. Außerdem begrüßte er den Stadtarchivar von Rastatt, Herrn Oliver Fieg, als Vertreter der Stadt, dann die Leiterin der Historischen Bibliothek, Frau Endermann und dankte beiden für die Bereitstellung der Räume. Des Weiteren dankt er dem Leiter der Regionalgruppe Rastatt, Herrn Martin Walter, für die Organisation dieser Mitgliederversammlung.

Anschließend sprach Oliver Fieg in Vertretung des Oberbürgermeisters Hans Jürgen Pütsch von Rastatt, der aus dienstlichen Gründen leider verhindert war, selbst zu kommen, ein Grußwort.

Es folgte als Punkt 3 der Tagesordnung der Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden für die Jahre 2012 und 2013, was hier stichwortartig widergegeben wird:

- der Verein hat aktuell noch ca. 2200 Mitglieder
- die Mitgliederzahl ist rückläufig, nachdem es im Jubiläumsjahr einen gewissen Stopp gegeben hat
- der Verlust liegt derzeit bei ca. 100 Mitgliedern im Jahr, die überwiegend durch Tod ausscheiden
- neue Mitglieder können am ehesten durch persönliche Ansprache gewonnen werden
- alle Mitglieder sind aufgerufen, sich doch aktiv an der Mitgliederwerbung zu beteiligen und ihnen bekannte Personen anzusprechen
- er schlägt eine Sonderaktion vor, dass z. B. dem Heft ein Mitgliedsantragsformular beigelegt werden soll
- er betont die Bedeutung der Aktivitäten der Regionalgruppen; hier gibt es große Unterschiede zwischen sehr aktiven Regionalgruppen und solchen, die praktisch kein Programm mehr machen
- der Vorsitzende hat versucht, Fachgruppen für Denkmalschutz und Naturschutz zu initiieren; leider war dies bisher nicht von Erfolg gekrönt, d. h. es fanden sich nicht genügend Personen, die hier aktiv mitarbeiten wollten
- die Fachgruppen wären aber sehr wichtig, damit der Verein sich auch in den beiden genannten Bereichen qualifiziert und aktiv zu Wort melden kann
- die Fachgruppe Industriekultur wird gerade von Herrn Kronemayer wieder neu initiiert
- er berichtet über den Verlagswechsel vom G. Braun Buchverlag zum Rombach Verlag in Freiburg ab Januar 2013
- er berichtet über die Schriftenreihe und die Neuerscheinungen: »Feldpostbriefe badischer Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918« im Oktober 2014 und die Neuauflage »Baden – Tag für Tag« voraussichtlich im Dezember 2014 [inzwischen musste der Erscheinungstermin auf das Jahr 2015 verschoben werden]
- der Vorsitzende bedankt sich bei allen, die die Vereinsarbeit aktiv unterstützen, besonders bei Karl Bühler und Daniela Köhler von der Geschäftsstelle sowie bei dem Chefredakteur Heinrich Hauß
- vom Vorstand gab es zu berichten, dass zum allgemeinen Bedauern sich Karl-Heinz Harter aus gesundheitlichen Gründen zurückgezogen hat; dies ist für den Verein ein großer Verlust; er war für grenzüberschreitende Kontakte zuständig; im Moment gibt es noch keinen Nachfolger für diese Aufgabe; der bedankt sich ausdrücklich bei ihm für seine engagierte Mitarbeit wie auch bei allen anderen Vorstandsmitgliedern
- das Buch »Baden – Tag für Tag« wurde durch den Kooperationspartner Badischer Gemeindeversicherungsverband großzügig gesponsert; so wurden auch alle badischen Gemeinden vom BGV angeschrieben was rd. 200 Bestellungen zur Folge hatte; die Buchpräsentation soll im Januar 2015 in Karlsruhe und Freiburg stattfinden
- am 24.10.2014 fand die Buchpräsentation des Bandes »Feldpostbriefe« in Freiburg statt, was auf große Resonanz stieß; dieser Band ist ein Kooperationsprojekt mit dem Volksbund Kriegsgräberfürsorge. Während des 1. Weltkriegs schrieben Soldaten nicht nur Briefe an ihre Angehörigen, sondern auch an ihnen bekannte Lehrer und Pfarrer.

Hier war eine größere Objektivität möglich und die Schrecken des Krieges wurden deutlicher beschrieben als dies bei den Briefen an Familienangehörige der Fall war
- Diese wurden dann dem Landesverein übergeben und seither dort aufbewahrt. Unter der Leitung von Dr. Hochstuhl wurden die Briefe transkribiert und digitalisiert
- am 3.11.2014 wird die Präsentation des Bandes über die Fliegerangriffe auf Freiburg stattfinden
- für das kommende Frühjahr ist das Erscheinen des Bandes über Naturschutz in Baden geplant
- seit geraumer Zeit wird versucht, eine Regionalgruppe in Konstanz zu gründen, leider bisher ohne Erfolg; der Hegau-Geschichtsverein (und auch der Bodenseegeschichtsverein) sind hier große »Konkurrenten«
- allgemein hält er fest, dass heute mehr denn je ein regionalpolitisches Bewusstsein wichtig ist; je stärker die Globalisierung und die Informationsüberflutung, desto stärker wird das Bedürfnis nach Heimat
- der Landesverein sollte sich auch zu ökologischen Themen bzw. zu Themen aus dem Bereich Umweltschutz äußern, z. B. Windkraft im Schwarzwald; dazu braucht es aber einen Ausschuss, der hierzu qualifiziert Argumente vorbringen kann; diesen gibt es bislang nicht
- das gleiche gilt für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit; auch hier ist ehrenamtliches Engagement nötig
- die Vortragsreihe »Auf Jahr und Tag« in Freiburg, die gemeinsam vom Hist. Seminar der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut, dem Breisgau-Geschichtsverein, dem Münsterbauverein, Stadtarchiv Freiburg und dem Landesverein Badische Heimat organisiert wird stößt auf großes Interesse und findet mittlerweile aus Platzgründen im AudiMax der Universität statt
- auch den Vorsitzenden der Regionalgruppen wird ausdrücklich großer Dank für ihre Arbeit ausgesprochen

Außerhalb der Tagesordnung spricht nun Dr. Bühler über den Internetauftritt der Badischen Heimat; er kümmert sich um die Webseite des Landesvereins, betreibt dazu eine Facebook-Seite und die Kulturerbe-Seite www.landeskunde-online.de

Die Badische Heimat umfasst 969 Seiten, landeskunde-online ca. 26 000 Seiten. Vom 1.1.2014 bis heute gab es 450 000 Besucher auf diesen Seiten, diese wurden 1,4 Mio. Mal aufgerufen. Bei landeskunde-online und kulturerbe.de liegen die Zugriffszahlen bei ca. 8–10 Mio. pro Jahr. Bei Facebook gibt es 307 Follower, Twitter wird mit ca. 1 neuen Nachricht pro Tag bedient. Die Altersstruktur der Facebook-Nutzer liegt deutlich unter dem Durchschnittsalter der Vereinsmitglieder. Dr. Bühler verfolgt die Projekte »Tradition trifft Innovation« und das Projekt »Badische und pfälzische Geschichten«. Hierzu soll jede Institution (in Baden) 40 Euro pro Jahr investieren.

Es folgt als Punkt 4 der Tagesordnung der Bericht des Chefredakteurs Heinrich Hauß:
Herr Hauß geht auf die aktuelle und zukünftige Situation der Hefte ein; er ist seit 30 Jahren Chefredakteur und überblickt so nicht nur einen langen Zeitraum, sondern hat auch genügend Distanz, um die Probleme zu sehen.

Er weist auf die doppelte Gefahr hin, der die Badische Heimat und somit auch deren Zeitschrift ausgesetzt sind: zum einen von außen (nachlassendes Interesse an Baden, Substanzverlust sowie Reduzierung Badens auf ein Wohlfühlland) und zum anderen von innen (fehlende – ehrenamtliche – Mitarbeiter). Hierzu führt er als Beispiel an, dass das Leitthema der Heimattage 2015 in Bruchsal lauten wird: »Spargel und Genuss«. Das gibt es auch anderswo und ist beliebig austauschbar.

Hieraus folgt, dass sich die Badische Heimat in den nächsten Jahren neu aufstellen muss, sich quasi neu erfinden muss. Dies ist unabdingbar und wurde von ihm in der Vergangenheit bereits mehrfach in der Zeitschrift dargelegt. Baden braucht Substanz; eine Wohlfühlregion ist zu wenig. Nach 62 Jahren Baden in Baden-Württemberg muss sich der Verein neu erfinden.

Der Vorsitzende Dr. Sven von Ungern-Sternberg bei seinem Rechenschaftsbericht in der Historischen Bibliothek des Ludwig-Wilhelm-Gymnasiums in Rastatt.

Der Schwäbische Heimatbund will die Kenntnis (seiner Mitglieder) über die Kultur Württembergs bewahren und vertiefen. Das Württembergische Landesmuseum in Stuttgart hat als Leitmotiv: Unsere Kultur. Unsere Geschichte. Er stellt die Frage: Wofür steht bzw. wofür kämpft die Badische Heimat?

In den heimatkundlichen Veröffentlichungen lassen sich zwei Tendenzen feststellen: zum einen eine multioptional-informative Variante (Heimat als Wohlfühl- und Genussregion) und zum anderen eine monographische Variante, die sich mit Heimat als Kultur- und Naturerbe beschäftigt (franz. patrimoine, engl. heritage).

Herr Hauß geht auch auf die für das Jahr 2015 geplante Tagung »Heimatvereine heute« ein, die von Dr. Bühler und Herrn Baeuerle vorbereitet wird. Im Rahmen dieser Tagung wäre auch eine Evaluation des Leseverhaltens der Leser der Badischen Heimat erwünscht; Vorbild wäre hier die Mitgliederbefragung des SHB, abgedruckt in deren Heft 1/2013, S. 79–82. Er weist auch darauf hin, dass der SHB einen Arbeitskreis »Zukunft« eingerichtet hat.

Da aus finanziellen Gründen die Hefte in Zukunft nicht mehr als 160 Seiten haben sollen, ist die Notwendigkeit einer inhaltlichen Straffung gegeben. Davon ausgenommen sind sog. Doppelhefte, die auch als gebundenes Buch erscheinen können, insofern diese durch Sponsoring bzw. Anzeigen mitfinanziert werden können.

Zur Planung der Hefte für das Jahr 2015: Das Doppelheft 1/2 2014 mit dem Thema »Karlsruhe« wird als gebundenes Buch für die Mitglieder und zugleich als Band der Schriftenreihe erscheinen, Heft 3 wird den Heimattagen in Bruchsal gewidmet sein, und in Heft 4 sollen die Vorträge der Tagung zum Thema »Heimatvereine heute« erscheinen.

Die Tendenz bei Publikationen geht heute eindeutig zur Behandlung monographischer Themen. Die Vorteile sind, dass dies eher dem heutigen Leseverhalten Rechnung trägt und dass eine langfristige Planung möglich ist. Mögliche Autoren können bereits ein Jahr vorher gewonnen werden, dies erleichtert auch die redaktionelle Arbeit.

Die Sparten »Aktuelle Informationen«, »Gedenktage badischer Geschichte« oder auch »Blick zurück auf Baden« sind besonders arbeitsaufwendig (eigene Recherche, Beschaffung von Bildmaterial, Schreiben der Texte). Es wäre wünschenswert, wenn dies in Zukunft von einer externen Mitarbeiterin erledigt werden könnte.

Bei den Rubriken »Vereine und Institutionen in Baden« und »Berichte der Regionalgruppen« ist die Redaktion auf die Zuarbeit der Geschäftsstelle angewiesen. Diese Sparten müssen fortlaufend bedient werden und nicht nur ab und zu, sonst sind sie nicht sinnvoll.

Für die Werbung im Heft ist immer noch keine zufriedenstellende Lösung gefunden worden. Es wird eine Anzeigenverwaltung benötigt.

Die Ziele der Badischen Heimat müssen neu formuliert werden, d. h. was kann und will die Badische Heimat leisten für die Öffentlichkeit und was ist tatsächlich leistbar. Diese Ziele müssen neu formuliert werden! In den Heften müssen auch Fachthemen angesprochen werden; die Hefte müssen »bei der Sache bleiben«. Die Regionalgruppen müssen »vor Ort« arbeiten; das Engagement bzw. die Initiative der Menschen ist i. d. R. lokal begrenzt. Auch eine Kooperation mit anderen badischen Institutionen ist nötig. Die Badische Heimat muss sich im Zusammenhang mit der geplanten Arbeitstagung im nächsten Jahr darüber klar werden. Davon hängt auch die Qualität der Hefte ab. Ganz wichtig ist der inhaltliche Aspekt: Wofür tritt die Badische Heimat ein? Eine Neuformulierung der Ziele ist unumgänglich. Ende 2016 muss entschieden werden, ob in Zukunft weiterhin mehrere Hefte pro Jahr produziert werden können oder ob es nur noch einen Jahresband geben wird.

Punkt 5 der Tagesordnung war der Bericht der Landesrechnerin Margrit Roder-Oeschger

Es gibt drei Einnahmenblöcke:

a) die Mitgliedsbeiträge: ca. 65 000–68 000 Euro p.a.
b) Zuschuss des Regierungspräsidiums Freiburg
c) Anzeigenerlöse

Der Verein hat ein strukturelles Defizit. Der Verlust 2012 betrug 53 000 Euro und 2013 betrug er 16 000 Euro.

Erläuterung zum Jahr 2012: Die Druckkostenrechnung für das Heft 4/2011 wurde erst im Jahr 2012 gestellt und bezahlt, so dass in diesem Jahr 5 Hefte bezahlt werden mussten. Fr. Roder-Oeschger mahnt an, dass das Heft 3/2013 (Freiburg-Heft) mit 256 Seiten deutlich zu umfangreich ausgefallen ist und die Mehrkosten nicht durch Anzeigenerlöse ausgeglichen werden konnten. Für das Alemannische Wörterbuch fielen 5000 Euro an Sonderkosten an, wobei es sich hier um eine Vorfinanzierung handelt. Dieses Geld wird durch den Verkauf der Bände wieder erwirtschaftet.

Im Jahr 2013 betrugen die Druckkosten für 4 Hefte insgesamt 81 000 Euro; die durch erweiterten Umfang erhöhten Versandkosten betrugen 700 Euro. Im Jahr 2012 fielen Umsatz- und Gewerbesteuerzahlun-

gen an in Höhe von 7700 Euro. Fazit: das strukturelle Defizit des Vereins muss behoben werden!

Eine Maßnahme ist Einsparung bei den Personalkosten von 11 500 Euro, zusätzlich müssen aber auch neue Einnahmequellen gefunden werden. Auch andere Sparmöglichkeiten müssen überlegt werden, z B. kostet die Mitgliedschaft im BHU 900 Euro p.a., die Vergabe des Denkmalschutzpreises schlägt mit 2000 Euro zu Buche. Über Jahre hinweg erfolgte keine Rücklage für die Renovierung des Hauses in der Hansjakobstraße. Das Haus hat 357 m² Wohnfläche. Eine Rücklage von 2 Euro pro m² pro Jahr ist notwendig. Die Mieteinnahmen betragen 24 000 Euro pro Jahr. Der Schuldenstand beläuft sich auf 103 000 Euro. Es gibt den Vorstandsbeschluss, dass ein Heft nicht mehr als 160 Seiten haben darf, es sei denn, die Mehrkosten werden durch Anzeigenerlöse ausgeglichen. Im Jahr 2013 betrugen die Personalkosten (inkl. Arbeitgeberanteil) 50 000 Euro. Der Verein bedient derzeit drei Darlehen: eines über 34 978 Euro, eines über 9000 Euro und eines über 42 000 Euro, die noch aus der Zeit des Grundstückkaufs resultieren. Der Dispokredit ist voll ausgereizt.

Der Rechnungsprüfers Steffen Schmid aus Karlsruhe berichtet, dass er die Belege geprüft hat und es keinerlei Beanstandungen gab. Die Landesrechnerin Frau Roder-Oeschger wird daraufhin entlastet.

Herr Hein stellt den Antrag auf Entlastung des gesamten Vorstands. Dafür stimmen alle Mitglieder bei einer Gegenstimme und keiner Enthaltung.

Zu den Neuwahlen 2014

a) Martin Walter stellt sich als Wahlleiter zur Verfügung

b) *Wahl des Landesvorsitzenden:* der bisherige Vorsitzende, Dr. Sven von Ungern-Sternberg, stellt sich wieder zur Wahl. Ergebnis: er wird einstimmig gewählt bei 1 Enthaltung. Er nimmt die Wahl an.

Wahl des stellvertretenden Landesvorsitzenden: der bisherige stv. Vorsitzende, Dr. Volker Kronemayer, stellt sich wieder zur Wahl. Ergebnis: er wird einstimmig gewählt bei 1 Enthaltung. Er nimmt die Wahl an.

Wahl des Schriftführers: der bisherige Schriftführer, Dr. Christoph Bühler, steht nicht mehr zur Verfügung. Dorothee Kühnel stellt sich der Wahl. Ergebnis: sie wird einstimmig gewählt bei 1 Enthaltung. Sie nimmt die Wahl an.

Wahl des Landesrechners: die bisherige Landesrechnerin, Margrit Roder-Oeschger, stellt sich wieder zur Wahl. Ergebnis: sie wird einstimmig gewählt bei 2 Enthaltungen. Sie nimmt die Wahl an.

Wahl des Chefredakteurs: der bisherige Chefredakteur, Heinrich Hauß, stellt sich wieder zur Wahl. Ergebnis: er wird einstimmig gewählt bei 1 Enthaltung. Er nimmt die Wahl an.

Beauftragter für Öffentlichkeitsarbeit und Neue Medien: der bisherige Beauftragte, Dr. Christoph Bühler, stellt sich wieder zur Wahl. Ergebnis: er wird einstimmig gewählt bei 1 Enthaltung. Er nimmt die Wahl an.

Beisitzer: Von den bisherigen vier Beisitzern: Jürgen Ehret, Gerlinde Hämmerle, Karl-Heinz Harter und Joachim Müller-Bremberger stehen Gerlinde Hämmerle und Karl-Heinz Harter in Zukunft nicht mehr zur Verfügung. Jürgen Ehret und Joachim Müller-Bremberger stehen wieder zur Verfügung. Dafür stellen sich Bürgermeister a. D. Dr. Reinhardt Bentler aus Gundelfingen und Dr. Bernhard Oeschger zur Verfügung. Sie werden insgesamt einstimmig gewählt.

Beiräte: Von den Beiräten stehen in Zukunft nicht mehr zur Verfügung: Dr. Arnulf Moser aus Konstanz, Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler aus Karlsruhe und Karl-Heinz Vogt aus Hausen i. W. Der Vorsitzende schlägt vor, auch Dr. Schweinfurth nicht wieder als Beirat zu benennen, der stv. Vorsitzende spricht sich aber dafür aus. Er sagt zu, bei H. Schweinfurth nachzufragen, ob er weiterhin als Beirat zur Verfügung stehen will.

Steffen Schmid und Bertold Zöller stellen sich wieder als Rechnungsprüfer zur Verfügung und werden einstimmig gewählt.

Sowohl Herr Hauß als auch Herr Andermann betonen beide, dass ohne das Engagement von H. v. Ungern-Sternberg der Verein heute deutlich schlechter dastehen würde und dass sie ihm ausdrücklich für seine Arbeit danken.

Ein gemeinsames Mittagessen beendete den offiziellen Teil der Mitgliederversammlung.

Nachmittags führte Oliver Fieg durch die interessante Ausstellung »… dass aller Krieg eine Thorheit sei. 300 Jahre Frieden von Rastatt«, an der zahlreiche Mitglieder teilnahmen. *Dorothee Kühnel*

Feldpostbriefe badischer Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918

»Solange die Welt steht, ist soviel Blut nicht geflossen« – unter diesem sprechenden Titel konnte am 24. Oktober 2014 der inzwischen neunte Band der »Schriftenreihe der Badischen Heimat« vorgestellt werden. Mehr als 80 Gäste begrüßte Oberbürgermeister Dr. Dieter Salomon in der historischen Gerichtslaube des Rathauses in Freiburg, darunter auch Johannes Schmalzl, Landesvorsitzender des Volksbundes Deutscher Kriegsgräberfürsorge in Baden-Württemberg, der neben dem Landesverein Badische Heimat als Mitherausgeber verantwortlich für das Projekt zeichnete. Schmalzl betonte, dass die aktuelle Zeit des Friedens in Europa »kein Naturzustand« sei. Vielmehr seien wir angehalten, stetig an der Erhaltung dieses Friedens zu arbeiten und ihn nicht als Selbstverständlichkeit anzunehmen. Die vorgestellte Sammlung von Feldpostbriefen badischer Soldaten im ersten Weltkrieg wurde von allen Rednern als wichtiges Zeitzeugnis gewürdigt, da sie gleichsam als »Geschichte von unten« die zeitlich weit entrückten Geschehnisse der sogenannten »Urkatastrophe« in Form von Einzelschicksalen und -perspektiven für nachgeborene Generationen begreifbar mache. Marcel Kellner berichtete als einer der beiden Redakteure des Bandes über die Genese des Projektes, angefangen von der Digitalisierung und Transkription des vorliegenden Briefkonvoluts, betreut durch den Leiter des Staatsarchivs Freiburg, Dr. Kurt Hochstuhl, über die Auswahl der Briefe für die Publikation, bis hin zur editorischen Aufbereitung durch Herrn Kellner und den freien Mitarbeiter des Militärgeschichten Forschungsamt in Potsdam, Herrn Knud Neuhoff. Insgesamt blicke das Werk auf eine mehr als zweieinhalbjährige Vorbereitungszeit zurück. In diesem Zusammenhang gilt, wie der Landesvorsitzende der Badischen Heimat hervorhob, ein ganz besonderer Dank dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, namentlich den Herren Johannes Schmalzl, dem Landesgeschäftsführer Dr. Martin Lunitz und dem Geschäftsführer des Bezirksverbandes Südbaden-Südwürttemberg Oliver Wassem, die das Buchprojekt großzügig unterstützt und die Umsetzung im Zuge dessen erst ermöglicht haben.

v.l.n.r.: Dr. Sven von Ungern-Sternberg (Landesvorsitzender Badische Heimat), Dr. Dieter Salomon (Oberbürgermeister der Stadt Freiburg), Johannes Schmalzl (Landesvorsitzender des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge Baden-Württemberg).
Foto: Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Präsentation des Gedenkbuches für die Opfer der Luftangriffe auf die Stadt Freiburg im Zweiten Weltkrieg

In feierlichem Rahmen wurde am 3. November der Opfer der Luftangriffe auf die Stadt Freiburg im Zweiten Weltkrieg gedacht und gleichzeitig das von der Stadt Freiburg in Kooperation mit der Badischen Heimat herausgegebene Buch »Dem Vergessen entreißen« vorgestellt. Ausblickend auf den 70. Jahrestag des britischen Großangriffs auf die Stadt Freiburg vom 27. November 1944 präsentierten Oberbürgermeister Dr. Dieter Salomon, Dr. Sven von Ungern-Sternberg als Vorsitzender des Landesvereins Badische Heimat sowie Carola Schark als leitende Autorin einen Band, der im Gegensatz zu einem ersten, ebenfalls im Rombach Verlag erschienenen Gedenkbuch von 1954 weit über die einfache Auflistung der namentlich bekannten Opfer hinaus geht. In mehr als fünfjähriger Arbeit hat die Autorin Carola Schark in aufwendiger Recherche und unterstützt durch zahlreiche Zeitzeugenaufrufe in den Medien eine bisher beispiellose Menge an Informationen zu den

Die Autorin Carola Schark
Foto: privat

Geschehnissen der Bombennacht zusammengetragen. Die Herausgeber des Buches würdigten die Dokumentation vor allem im Hinblick darauf, die Opfer durch ihre namentliche Nennung sowie die Dokumentation ihrer individuellen Schicksale kenntlich gemacht zu haben. Das vorliegende Buch sei »eine Bereicherung für die Stadtgeschichte« (Ungern-Sternberg), einzelne Opfer hätten durch die Arbeit von Frau Schark wieder ein Gesicht bekommen.

Der vom »Duo Papillon« musikalisch umrahmten Veranstaltung wohnten mit gut 200 Gästen neben prominenten Vertretern der Freiburger Gesellschaft, darunter der ehemalige Oberbürgermeister Freiburgs, Dr. Rolf Böhme, auch zahlreiche Zeitzeugen und Nachkommen der während des Großangriffs ums Leben gekommenen Opfer bei. Der zehnte Band der »Schriftenreihe der Badischen Heimat« stieß auf ein breites Interesse. Sämtliche zur Präsentation verfügbaren Exemplare waren noch im Laufe des Abends vergriffen. Er bildete gleichsam den Auftakt zu einer ganzen Reihe von Veranstaltungen rund um das Buch und das Gedenken an die Opfer. Neben einem Bildvortrag der »Badischen Zeitung«, die bereits am 5. November ausführlich über das Buch berichtete, sind weitere Lesungen in Freiburger Buchhandlungen geplant. Den feierlichen Abschluss der Gedenkveranstaltungen bildete ein Festakt im Freiburger Münster am Abend des 27. November 2014.

Wichtiger Hinweis für die Regionalgruppen des Landesvereins

Vorstand und Redaktion erinnern die Vorsitzenden der Regionalgruppen daran, dass nach § 11 der Satzung des Landesvereins der »Jahresrückblick« der Regionalgruppen für die erste Nummer des Heftes (Redaktionsschluss: 15. Januar) nachdrücklich erbeten wird.

Zusätzlich zu dieser Regelung hat der Vorstand in seiner Sitzung vom 5.10.2014 einstimmig beschlossen, dass der Zuschuss an die Regionalgruppen ab dem Jahre 2015 erst dann ausbezahlt wird, »wenn das Programm der Geschäftsstelle vorliegt«.

Bitte denken Sie daran.

2013 Jahresrückblick der Regionalgruppen auf das Jahr 2013

Rückblick 2013 Regionalgruppe Freiburg

Die Neujahrsbegegnung (29.1.2013) fand zum zweiten Mal im Haus der Badischen Heimat, dem »Busse-Zimmer« statt. Der Vorsitzende, Dr. von Ungern-Sternberg, gab einen Rückblick über die Ereignisse des vergangenen Jahres und stellte zusammen mit Dr. Oeschger das neue Programm und die geplanten Projekte für das neue Vereinsjahr vor.

Das »Rätsel der Ravennaschlucht« (26.2.2013) konnte auch bei dieser Veranstaltung nicht gelöst werden. Ob der Name von den italienischen Arbeitern stammt, die am Bau des Eisenbahnviadukts im Höllental beteiligt waren oder auf den dort fließenden Bach zurückgeht oder ob er von ehemals besonders starken Nistplätzen der Raben stammt, bleibt wohl weiterhin ein Geheimnis. Jedenfalls hatten Dr. Oeschger und Werner Klipfel alte Fotos über die 1887 eröffnete Stahlbrücke des 40 m hohen Viadukts zusammengestellt, vor allem zeigten sie aber einen von Sepp Allgaier gedrehten Film aus dem Jahre 1926/27, aus dem die zweite und sehr viel tragfähigere Überbrückung an der 125 Jahre alten Steilstrecke von Freiburg hinauf nach Hinterzarten lebendig wurde.

Besuch im Staatsarchiv Freiburg (19.3.2013). Mit Archivdirektor Dr. Kurt Hochstuhl hatten die zahlreichen Besucher einen Experten als Führer durch die riesigen Bestände des Freiburger Staatsarchivs. Er wies bei seinem Rundgang auf den zahlreichen Nachlässe vieler »Prominenter« hin, darunter den vom ehemaligen Staatspräsidenten Leo Wohleb oder den der Foto- und Filmkünstlerin des 3. Reiches Leni Riefenstahl.

Im Rahmen des Gesamtthemas »Bedeutende Baden-WürttembergerInnen« beschäftigte man sich im April (23.4.2013) wieder einmal mit Hermann Hesse und seinem Leben. Der Film »Der lange Sommer« von Werner Weick gab weniger bekannte Einblicke in das Leben des Dichters aus seiner Zeit am Bodensee und in Montagnola bei Lugano.

»Hisgier, Miesme, Uffertbrut« hatte Dr. Oeschger seinen Vortrag im Mai (7.5.2013) genannt, mit dem er mit einem historischen Film und alten Dias brauchtümliche Frühlings- und Sommergestalten aus dem Markgräflerland vorstellte. Mit Stroh und Moos verkleidete Buben bettelten (= heischten) damals in den Dörfern an manchen kirchlichen Hochfesten (z. B. am Himmelfahrtstag = Uffert) bei den Dorfbewohnern um Gaben, mit denen sie am Abend mit gebackenen »Eier-i-Anke-Chuechli« das Fest auf ihre Weise beschlossen.

»Kreuz und quer zu Kapellen im Zartener Becken« (22.6.2013) hatte Hermann Althaus sein Angebot für eine Radtour im Dreisamtal genannt – und zwölf wagemutige Interessierte nahmen bei herrlichem Sommerwetter (!) das Angebot an. Treffpunkt war die Nepomukkapelle an der Dreisam bei Freiburg-Ebnet. Selbst für Einheimische war die Fahrt durch die blühende Landschaft und der Blick in die verschiedenen Hofkapellen neben den schmucken Schwarzwaldhöfen etwas Besonderes, zumal Althaus den Anlass ihrer Entstehung, ihren religiösen, sozialen und z. T. politischen Hintergrund ausführlich zu erläutern verstand. Mancher »heilige Nothelfer« erschien dabei in einem neuen Licht. Die insgesamt 20 km lange Fahrstrecke berührte nach der Hälfte des Weges die »Vaterunserkapelle« im Ibental, – 1968 vom Verleger Theophil Herder erbaut –, und endete schließlich an der Pilgerkapelle des Jakobusweges beim Landgasthaus Himmelreich am Beginn des Höllentals, bevor man, wiederum autofrei, längs der Dreisam und vorbei am keltischen »Tarodunum« – unfallfrei wieder nach Freiburg gelangte.

Zu einer gemeinsamen Veranstaltung fanden sich Mitglieder des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland und des Landesvereins am 10. Oktober 2013 im Museum für neue Kunst ein, um eine Vortrag von Renate Liessem-Breinlinger über Lisbeth Bissier, Gattin des Freiburger Malers Julius Bissier, zu hören (vgl. auch Heft 3/2013, S. 671), die selbst als Künstlerin tätig war. Sie leitete in Freiburg und später in Hagnau am Bodensee eine Stoffweberei. Im Elternhaus ihres Mannes richtete Lisbeth Bissier in Freiburg eine Werkstatt für Bildstickerei ein, entwarf Muster für bemalte Möbel, Stoffe und Tapeten, Damasttischdecken und Wandteppiche, mit deren Erlös sie (anfänglich) das Familieneinkommen sicherte. 1939 zog die Familie nach Hagnau, wo Frau Bissier erneut eine Werkstatt mit 15 Mitarbeitern aufbaute

und in ihrer Weberei Stoffmuster entwarf und Textilien produzierte.

In der »Großen Stube der Talvogtei« bot die Gemeinde Kirchzarten bei Freiburg am 27. Oktober 2013 einen ansprechenden Rahmen für die Ausstellung Badisches Volksleben – Ländliche Lebensweisen im 19. Jahrhundert. Die von Dr. Oeschger und seinen Mitarbeitern veranlasste Ausstellung bot auf zahlreichen Tafeln Einblicke in die badische Geschichte und stellte dabei den Wandel der Lebensweise der Bevölkerung seit Bestehen des Großherzogtums dar. Dabei war eine im 19. Jahrhundert flächendeckend angelegte schriftliche *Befragung zur historischen und zeitgenössischen Volkskultur im deutschen Kaiserreich* zwischen 1893–1896 außerordentlich hilfreich. Die Akten befinden sich im Besitz der Badischen Heimat in Freiburg.

Am 28. Oktober 2013 lud die »Badische Heimat« zu einer hochkarätigen Veranstaltung ins Kaufhaus am Münster ein, um das neue Vierteljahresheft »Freiburg« vorzustellen. Der Freiburger OB Dieter Salomon und der Landesvorsitzende Dr. Sven von Ungern-Sternberg begrüßten unseren Chefredakteur Heinrich Hauß aus Karlsruhe und den Geschäftsführer des Rombach-Verlags, Dr. Torang Sinaga, sowie eine große Anzahl von Ehrengästen aus Politik, Wirtschaft und Geistesleben. Auch die Autoren und Gestalter des neuen Heftes waren geladen. Heinrich Hauß, der seit vielen Jahren die Vierteljahreshefte redigiert, hielt eine flammende Rede, über die an anderer Stelle berichtet wird. Er schloss in seinen Dank an den neuen Verlag auch die vielen Mitarbeiter ein, ohne die die Zeitschrift nicht bestehen könnte.

Am 12.11.2013 stellten die beiden Referenten Dr. Oeschger und Werner Klipfel einen Bericht über ein jüngst in München aufgetauchtes Gästebuch des Freiburger Gymnasialprofessors Fritz Ludin vor. Das Album ist mit Einträgen und Werken bedeutender Künstler und (Gründungs-)Mitglieder des Landesvereins Badische Heimat geschmückt. Die Herren hatten sich vielfach mit kleinen Zeichnungen oder Gedichten im Gästebuch verewigt.

Am 10.12.2013 traf sich die Regionalgruppe Freiburg im Hermann-Eris-Busse-Zimmer des Hauses der Badischen Heimat zu einem *»Freiburger Lichtgang in vergangener Zeit«*. Die beschaulichen und heiteren Geschicht(ch)en aus den einstigen Landgemeinden Ebnet, Hochdorf, Kappel, Lehen, Littenweiler, Tiengen und Wildtal wurden musikalisch-alemannisch begleitet von dem Freiburger Künstler Karl Streicher.

In eigener Sache: Hiermit verabschiede ich mich nach 15 Jahren als Berichter und Autor von der »Badischen Heimat«. Mit 80 Jahren sollte und darf man aufhören. Als Westfale, der im Schwarzwald »Badische« Heimat gefunden hat, habe ich mich gern an dieser Stelle eingebracht.

Vivant sequentes!

Hermann Althaus, Kirchzarten

Jahresbericht der Regionalgruppe Mannheim 2013

Wie auch im letzten Jahr hat die Regionalgruppe Mannheim bei ihren Veranstaltungen auf eine Mischung von Führungen durch aktuelle Ausstellungen, lokalhistorischen Vorträgen sowie Exkursionen im Mannheimer Stadtgebiet, z. B. zu Baudenkmalen und historischen Orten gesetzt. Dabei konnten wir auf die Unterstützung unserer Mitglieder im Stadtarchiv Mannheim – Institut für Stadtgeschichte, in den Reiss-Engelhorn-Museen, im TECHNOSEUM und auf das Entgegenkommen anderer Mannheimer Institutionen setzen, denen ich an dieser Stelle ausdrücklich danken möchte.

Das Veranstaltungsprogramm begann im Januar 2013 in Verbindung mit dem »Aktionsbündnis Alte Sternwarte Mannheim« mit einem Vortrag von Frau Silvia Köhler: **»Adresse A4,6« Künstler in der Mannheimer Sternwarte seit 1945**. Die Thematik: Nachdem die Mannheimer Sternwarte im März 1880 nach Karlsruhe verlegt worden war, stand der Sternwartenturm zunächst leer. Anfangs dachte man noch daran, ihn eventuell als Wasserturm zu nutzen, doch bald zogen die ersten Mieter ein, die darin bis zum Ende des 1. Weltkrieges lebten. Zum »Künstlerturm« wurde die alte Sternwarte ab 1938, als die Freie Akademie Mannheim aus dem westlichen Wachhäuschen des Mannheimer Schlosses in den Turm in die Räumlichkeiten der ehemaligen Bibliothek zog. Der damalige Leiter der Akademie, Carl Trummer, benutzte den ehemaligen Beobachtungssaal als Atelier. Schon vor 1938 wohnte der Künstler Hermann Taglang dort. Nach dem 2. Weltkrieg zogen weitere Künstler ein und seit der Renovierung des Sternwartenturmes 1958 wurden alle Räume als

Ateliers hergerichtet und lebenslang an Künstler vermietet. Mit Fakten, noch nicht veröffentlichten Fotos und persönlichen Erinnerungen gab der Vortrag im Friedrich-Walter-Saal des Stadtarchivs-ISG neue Einblicke in das Leben und die Wohnverhältnisse der Künstler. Besonders interessant waren die bei Vortrag bisher noch nicht veröffentlichten Fotos aus dem Privatbesitz der Künstler, die die zu Ateliers umgewandelten ehemaligen Räume der Sternwarte zeigten.

Im Februar besuchten wir die Ausstellung **»75 Jahre Eishockeystadt Mannheim«** im Museum Weltkulturen (REM) in Mannheim. Frau Tanja Vogel M.A., Mitarbeiterin im Projektteam der Ausstellung, führte uns durch die Jubiläumsausstellung: Der Mannheimer Eis- und Rollsportclub feierte seinen 75. Geburtstag. Aus diesem Anlass präsentierten die Mannheimer Adler (Eishockey) mit den Reiss-Engelhorn-Museen die Ausstellung, in welcher Ausrüstungsgegenstände und Pokale der Mannheimer Adler natürlich das Hauptinteresse der Besucher fanden. Neben der Sportgeschichte und den Erfolgen der Mannheimer Adler widmete sich die Ausstellung auch den Fragen, wieweit reicht der Eissport in der Kulturgeschichte zurück und welche Ereignisse der Stadtgeschichte begleiteten den Werdegang des Mannheimer Eis- und Rollsportclubs seit seiner Gründung.

Im April besuchten wir im TECHNOSEUM Landesmuseum für Technik und Arbeit die Ausstellung: **»Durch Nacht zum Licht? Geschichte der Arbeiterbewegung 1863–2013«**.

Vor 150 Jahren, am 23. Mai 1863, wurde in Leipzig der »Allgemeine Deutsche Arbeiterverein« (ADAV) gegründet und der Jurist Ferdinand Lasalle zum Vorsitzenden bestellt. Damit trat die erste politische Organisation der deutschen Arbeiterbewegung auf den Plan. Das diesjährige Jubiläum der SPD war Anlass, eine Ausstellung zur Geschichte der Arbeiterbewegung zu zeigen. Auf 900 Quadratmetern wurden über 500 interessante Exponate gezeigt. Die Fahne der Stuttgarter Zahlstelle des ADAV markierte den Beginn der Ausstellung. Bei der Führung lenkte Dr. Horst Steffens, der Kurator der Ausstellung, den Fokus nicht nur auf die politischen Organisationen, sondern auch auf den Alltag und die Kultur der Arbeiterbewegung sowie auf die Arbeitsverhältnisse von Webern, Druckern und Bergmännern. Interessant war auch der Vergleich zwischen der Entwicklung der Arbeiterbewegung in der DDR und in der BRD, aber auch die Folgen der Automatisierung in der Industrie, das Recht auf Streik, aber auch die immer noch nicht eingelöste Forderung nach gleichen Lohn für Mann und Frau sowie die Folgen der Globalisierung waren Themen, die während der kurzweiligen Führung zur Diskussion anregten.

Im Mai führte uns Pfarrer Dr. Klaus Zedtwitz von der Seelsorgeeinheit am Luisenpark durch die neogotische katholische **Heilig-Geist-Kirche in Mannheim**. Die Kirche steht in der Mannheimer Schwetzingerstadt unweit der Kunsthalle und bildet mit ihrem Turm einen markanten Punkt in der Stadtsilhouette. Durch die Industrialisierung Mannheims hatte Ende des 19. Jahrhunderts die Bevölkerung stark zugenommen. Der Anteil der Katholiken stieg in dem hauptsächlich von Arbeitern bewohnten Stadtteil von 4569 Personen im Jahr 1895 auf 7900 im Jahre 1900. Bis zum Bau der neuen Kirche besuchten die Katholiken die am anderen Ende der Stadt in Nähe des Schlosses gelegene Jesuitenkirche. Die Grundsteinlegung zur Heilig-Geist-Kirche erfolgte am 1.10.1899. Am 1. November 1900 konnte das Gotteshaus bereits für Gottesdienste genutzt werden. In der Außenarchitektur und im Inneren ist die Kirche nach den Vorbildern der deutschen Spätgotik sparsam gestaltet, ein Teil der ursprünglichen Dekorationen und Malereien ging leider im 2. Weltkrieg verloren. So präsentiert sich das Innere des Kirchenbaus etwas nüchtern. Ein besonderer Schatz der Kirche ist das hierher transferierte barocke Grabmal der Gräfin von Saint-Martin, der Tochter des Architekten Peter Anton von Verschaffelt, dem Miterbauer der Mannheimer Jesuitenkirche und des Mannheimer Zeughauses. Er schuf dieses Grabmal für seine Tochter nach ihrem Tod am 27.3.1780. Ein weiterer Schatz ist die Göckel-Orgel aus dem Jahr 1950, die uns von der Kantorin Frau Wolf zunächst im Aufbau erklärt und dann bespielt wurde.

Ende Juni erforschten wir einen Teil der Kriminalgeschichte Mannheims in der Stadtführung: **»Tatort Mannheim – Kriminelles und Kurioses aus der Geschichte der Quadratestadt«**. Wieder war es Frau Tanja Vogel von den Reiss-Engelhorn-Museen, die uns an diesem heißen Juninachmittag von Attentätern, Henkern, Bank- und Grabräubern eine Fülle kurioser Tatsachen zur Kriminalgeschichte Mannheims an den Originaltatorten erzählte. Den Höhepunkt des Spaziergangs bildete ein kurzzeitiger Aufenthalt in einer Arrestzelle des Mannheimer Polizeipräsidiums, wo uns der Pressesprecher, Herr Martin Boll, Spannendes zu den Kriminalfällen der jüngsten Vergangenheit und de-

ren Lösung berichten konnte. Neben der Arrestzelle konnten wir auch die historistische Architektur des Polizeipräsidiums, mit seinen Treppenhäusern und dem Direktoriumszimmer bewundern, das einst als Großherzogliches Bezirksamt erbaut worden war.

Nach der Sommerpause (Juli/August) trafen wir uns im September mit über 40 Teilnehmern zu einer **Führung über den Hauptfriedhof Mannheim**. Wie nur wenige andere Orte zeichnet der Mannheimer Hauptfriedhof ein Abbild von der wechselhaften Geschichte der Stadt Mannheim in den letzten 160 Jahren. Gräber und Grabsteine dokumentieren den Aufstieg des Wirtschaftsbürgertums im 19. Jahrhundert ebenso wie etwa die Schreckenszeit des Zweiten Weltkrieges mit zahlreichen Gefallenen und Luftkriegstoten. Neue Gräberabschnitte für Muslime oder anonyme Bestattungen weisen auf neue Bestattungsformen in Mannheim hin. Thematisiert wurden bei der Führung durch Herrn Pirmin Schäfer besonders die Gräber der Mannheimer Oberbürgermeister von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die jüngste Vergangenheit. Neben der Historie und den Biografien der Verstorbenen gab es auch aktuelle Informationen zu den Ehrengräbern der Bürgermeister, ihrer Pflege und Erhaltung. Aber auch zu Bestattungsformen, etwa dem Urnenbegräbnis, an dessen Beginn die Verbrennung des Leichnams steht gab es anschauliche Informationen beim Besuch der Brennöfen im neuen Krematorium. Der gut zweistündige Rundgang klang in dem durch blaue und rote Glassteine beleuchteten Raum der modernen Trauerhalle aus.

Anfang Oktober widmeten wir uns der Landesausstellung der Länder Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen: **»Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa«.** Die Hauptausstellung wird in Mannheim im Gebäude des alten Zeughauses am Toulonplatz sowie in der Beletage des Mannheimer Schlosses gezeigt. Wegen der begrenzten Zeit von zwei Stunden haben wir uns für eine Führung in zwei Teilen entschieden: Der erste Teil der Führung, der die Geschichte der Wittelsbacher vom Mittelalter bis zum Landshuter Erbfolgekrieg (1504/05) abbildet und im Zeughaus gezeigt wird, wurde von uns am 4. Oktober besucht. Der zweite Teil der Ausstellung, der sich der Zeit von der Reformation im 16. Jahrhundert über die Wiedervereinigung der pfälzischen und bayrischen Linie unter Kurfürst Karl Theodor (1777) bis zur Auflösung der Kurpfalz 1803 widmet, wird im Mannheimer Schloss gezeigt und soll von uns im Februar 2014 besucht werden. Kundige Führerin durch die Geschichte war Frau Tanja Vogel von den Reiss-Engelhorn-Museen. Die Geschichte der Wittelsbacher am Rhein beginnt mit dem Jahr 1214. Damals übertrug der Stauferkaiser Friedrich II. die Pfalzgrafschaft bei Rhein an den bayrischen Herzog Ludwig I., den Kelheimer und seinen Sohn Otto II. Rund 600 Jahre regierten das Geschlecht der Wittelsbacher die Pfalz. Sie avancierten zu Kurfürsten und stellten einen König. Über den gesamten Zeitraum hinweg führten die Titel Pfalzgrafen bei Rhein und Herzöge von Bayern. Aus dem Pfalzgrafenamt konnten die Wittelsbacher das Vorrecht ableiten, im Kreis der Kurfürsten den König zu wählen und mit ihm gemeinsam die Politik im Heiligen Römischen Reich zu gestalten. In Abwesenheit des Herrschers war der Pfalzgraf dessen Stellvertreter. Aufbauend auf diesen Privilegien formten die Wittelsbacher aus der Pfalzgrafschaft bei Rhein das bedeutendste weltliche Kurfürstentum im Heiligen Römischen Reich – die Kurpfalz. Zu den Höhepunkten unter den ausgestellten Objekten im ersten Teil der Ausstellung zählten neben den prachtvollen Buchmalereien, etwa dem Heidelberger Schicksalsbuch aus der Biblioteca Palatina, ein überlebensgroßes Relief mit der Darstellung des Pfalzgrafen bei Rhein mit Helm, Rüstung und Wappenschild, das im 14. Jahrhundert das Mainzer Kaufhaus zierte sowie die Goldene Bulle von 1356, in der die hohe Stellung des Pfalzgrafen als Königswähler und Erztruchsess festgeschrieben ist.

Über **Mannheimer Revolutionäre in den USA** berichtete in einem Vortrag im November Dr. Daniel Nagel im Friedrich-Walter-Saal des Stadtarchivs. Vielen an badischer Geschichte Interessierten sind die Namen von Friedrich Hecker, Gustav Struve und Lorenz Brentano als zentrale Persönlichkeiten der Revolution von 1848/49 vertraut. Weitaus weniger bekannt ist die bedeutende Rolle, die sie gemeinsam mit den übrigen Achtundvierzigern (Forty-Eighters) im politischen System der Vereinigten Staaten spielten, das in den 1850er Jahren vom eskalierenden Konflikt zwischen Norden und Süden über die Sklaverei bestimmt war. Der mit 62 Personen gut besuchte Vortrag beleuchtete die politische Haltung der drei Revolutionäre. So forderten Struve, Hecker und Brentano die Deutsch-Amerikaner auf, ihre traditionelle Allianz mit der Sklaverei-freundlichen demokratischen Partei aufzugeben und sich der neugegründeten Sklaverei-feindlichen Partei der Republikaner zuzuwenden. Der Vortragende stellte die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der politischen Auffassung sowie die unterschiedlichen Lebenswege der Revolutionäre heraus.

Um den Stellenwert der Fotografie als Kulturzeugnis ging es in dem Vortrag von Dr. Franz Waller, der vom Mannheimer Altertumsverein organisiert, im Anna-Reiss-Saal im Museum Weltkulturen (REM) stattfand. Unter dem Titel **»Wahren Werth hat allein die Photographie. Zum 200. Geburtstag des Mannheimer Privatgelehrten und Reisephotographen Jakob August Lorent«**, referierte der Vortragende das Leben des zunächst zum Botaniker ausgebildeten Naturwissenschaftlers, der bei seinen Reisen in der Mitte des 19. Jahrhunderts schnell erkannte, dass es wichtiger war, die Zeugnisse einer untergehenden Welt, von Kulturen, Handwerk und Sitten aufzunehmen als von Pflanzen. Sein wichtigstes Werkzeug dazu war die kurz zuvor erfundene Photographie, die Lorent bald perfekt beherrschte. Mit genügend finanziellen Mitteln ausgestattet, konnte er es sich leisten, ausgedehnte Reisen nach Italien, Griechenland und Ägypten zu unternehmen, um vornehmlich Baudenkmale zu fotografieren. Seine Fotos wurden mehrfach auf Weltausstellungen ausgezeichnet und in Ausstellungen gezeigt. Beim Vortrag viele bisher kaum bekannte Fotos aus den Ländern rund um das Mittelmeer gezeigt werden, die Lorent zu Recht zu einem der bedeutenden Reisephotographen Europas im 19. Jahrhundert machen.

Damit klang unser Veranstaltungsjahr aus. In der Zeit schwindender Mitgliederzahlen konnten wir unseren Mitgliederstand bei 110 Mitgliedern halten. Dabei glichen die Neuzugänge (5) die der Abgänge aus. *Dr. Kai Budde*

Regionalgruppe Schwetzingen

Am Sonntag, 20.1.2013, besuchte man trotz eisglatter Straßen das **Museum »Autovision« in Altlußheim.** Die Stiftung Museum AUTOVISION ist überregional als außerschulischer Lernort bekannt. Die Ausstellungen mit über 200 Fahrzeugen und Motoren sind dort in einzigartiger Darbietung wie eine Zeitreise durch die Mobilität aufgebaut. Besonderen Wert legt man in der AUTOVISION auf die Technologie-Arena mit über 50 Lernstationen zu Physik und Technik.

Im Rahmen des Mozartjahres wurde am Samstag, 23.2.2013, die Ausstellung **mozart/ zyklus – art/diagonal Wien** im Karl-Wörn-Haus, Museum der Stadt Schwetzingen eröffnet. In der Ausstellung zeigten 15 bildende Künstler/innen der internationalen Künstlervereinigung art/diagonal Wien zum Auftakt der Jubiläumsreihe ihre teils realen bis abstrakten Arbeiten, die extra für diese Ausstellung geschaffen wurden.

Unter dem Thema **»Meine Kinder haben ganz Schwetzingen in Bewegung gesetzet«** führte Dr. Ralf Wagner am Donnerstag, 7.3.2013, durch den Mozartsaal und das Rokoko-Theater des Schwetzinger Schlosses. Anlass war die »Wunderkind-Reise«, auf der vor 250 Jahren Wolfgang Amadeus Mozart am 18. Juli 1762 in Schwetzingen eintraf.

Dem folgte am Freitag, 17.5.2013 die Ausstellungseröffnung von **»Kult on Tour – Mozart und andere Wunderkinder«** im Karl-Wörn-Haus. Wolfgang Amadeus Mozart war gerade einmal sieben Jahre alt, als er mit seiner Familie zur großen Europa-Tournee in Salzburg aufbrach. Es ging um Mozarts Kindheit zwischen Kutsche, Konzertsaal und seinem Aufenthalt in Schwetzingen.

Am Montag, 11.3.2013, referierte Dr. Esther Graf über **»Alice Bensheimers politisches und soziales Engagement. Gegen Armut und Gleichberechtigung.«** Alice Bensheimer, geb. Coblenz (1864–1935), stammte aus Bingen. Sie wandte sich der Frauenpolitik und sozialen Problemen zu, vornehmlich in Mannheim. Sie rief die Jugendgerichtshilfe ins Leben, wirkte als städtische Armenpflegerin und gründete den jüdischen Frauenbund.

Am Freitag, 15.3.2013, sprach Wolfgang Schröck-Schmidt, M.A., über **»Berühmte Besucher/innen des Schwetzinger Schlosses«**. Um nur einige zu nennen: Elsbeth vom Schonenburg, der Pfälzer Fritz, Kaiser Karl V., Luise von Degenfeld und Liselotte von der Pfalz logierten alle im Schloss und haben hier in Schwetzingen Geschichte geschrieben.

Ein anderes Thema bot Karl W. Schubsky am Montag, 21.10.2013, mit seinem Vortrag **»Panduren lärmen in der Pfalz. Als die Österreicher 1744 Ladenburg als Aufmarschgebiet nutzten«** an. Eine berühmt-berüchtigte Rolle spielten damals Freiherr Franz von der Trenck und seine Pandurenkorps, die wie keine andere Einheit des österreichischen Heeres in ganz Mitteleuropa bekannt wurden.

Im Rahmen des **Wittelsbacherjahres 2013/2014** führte die Tagesfahrt am Sonntag, 5.5.2013, in das **Mittelrheintal**. Der erste Halt in Bacharach galt einem der mittelalterlichen Zentren europäischer

Machtpolitik. Die Fahrt nach St. Goar zur weitläufigen Burg Rheinfels führte am bekannten Felsen der Loreley vorbei. Eindrucksvoller Höhepunkt der Fahrt war der Besuch der ehemaligen Zollburg »Pfalzgrafenstein« bei Kaub.

Uwe Heidenreich führte am 22.6.2013 auf einer naturschutzkundlichen Exkursion **durch den Hockenheimer Rheinbogen.** Der Hockenheimer Rheinbogen ist ein ca. 2500 ha großes Landschaftsschutzgebiet, in das 30 Naturschutzgebiete eingebettet sind. Dem sollte am Samstag, 14.9.2013, als zweiter Teil eine Radtour folgen, die wegen mangelnder Anmeldungen jedoch abgesagt wurde.

Bürgermeister Jürgen Schmitt und Gemeindearchivar Ulrich Kobelke führten eine Gruppe am Samstag, 6.7.2013 durch die **Gemeinde Plankstadt.** Nachdem man die Geschichte der Gemeinde mit einem Film und anhand einiger Karten sowie Zahlenangaben über die Entwicklung vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart vorgestellt hatte, begann der Rundgang. Rathausplatz, Friedrichschule, Vorplatz der evangelischen Kirche, Eingang zur Ladenburger Straße und die Keesgrieb waren die Stationen. Anschließend lud der HKK Plankstadt zu einem kleinen Umtrunk in sein Haus ein.

Die Beteiligung am **Tag des Waldes in Oftersheim**, diesmal am 8.9.2013, hat mittlerweile Tradition.

Am Samstag, 09.11.2013, wurde im Karl-Wörn-Haus die Ausstellung **»Blaudruck aus Pápa«** eröffnet. Kék ist das ungarische Wort für Blau und das Kékfestő-Museum in unserer Partnerstadt Pápa ein spezielles Textil-Museum für Blaudruck. Diese alte Technik des Stoffdruckes war seit dem 17. Jahrhundert weit verbreitet.

Die erwähnten Veranstaltungen wurden in enger und bewährter Kooperation mit der VHS Schwetzingen, der Stadt Schwetzingen und Stadtarchiv Schwetzingen, dem Karl-Wörn-Haus Schwetzingen, den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg vorbereitet. Abschließend sei an dieser Stelle allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die geleistete Arbeit, ohne die das ehrgeizige Programm nicht durchzuführen gewesen wäre, herzlich gedankt.

Dr. Volker Kronemayer

Wir wünschen unseren Mitgliedern in Baden und Freunden in aller Welt ein gutes Jahr

2015

Landesvorstand, Beirat und Regionalvertreter der
»Badischen Heimat«

Buchbesprechungen

Zeit im Fluss – Mit dem Containerschiff von Basel nach Rotterdam.
Mit Fotografien von Elke Fischer und Texten von Sabine Theil. 200 Seiten, 135 farbige Abbildungen, teilw. im Panoramaformat, 28 x 21,4 cm, Halbleinenband, Sulgen/Zürich: Benteli-Verlag 2013, ISBN 978-3-7165-1768-0, 46 €

Das badische Land und seine Lage am Rhein machen nur einen kleinen Abschnitt auf dieser besonderen Rheinreise aus, aber das Buch mit dem treffenden Titel öffnet dem Leser die Augen für den gesamten Verlauf des Rheins und bietet gleichzeitig eine Einführung in den Rhein als eine der wirtschaftlich wichtigsten Wasserverkehrsadern Europas.

Sowohl die Fotografin Elke Fischer, als auch die Autorin Sabine Theil sind am Rheinknie und im Dreiländereck heimisch und tätig. Vom nahe gelegenen Basler Rheinhafen aus unternehmen beide eine besondere Schiffsreise, die sie aber nicht als Passagiere einer komfortablen Flusskreuzfahrt dokumentieren. Elke Fischer und Sabine Theil sind fast 900 der insgesamt 1035 Rheinkilometer auf einem 178 Meter langen Containerschiff zuerst zur »Talfahrt« nach Rotterdam und dann nach Antwerpen unterwegs und fahren mit dem Schiff auch wieder nach Basel zurück. Die tagebuchartigen Einträge und die parallel angeordneten Fotos lassen die Reise auf der MS Grindelwald-Mürren und deren sechsköpfiger Besatzung recht plastisch werden. Trotz wunderschöner Landschaftsbilder, wie im Tal der Loreley, die man eben nur vom Wasser aus machen kann, wirkt das Buch auf keinen Fall romantisierend, sondern zeigt auch die durchgehende Tag- und Nacht-Arbeit auf dem Containerschiff im Hochseehafen von Antwerpen oder vor der bizarren Kulisse der Hafenanlagen im Ruhrgebiet. Mit biographischen Notizen werden auch die Crew-Mitglieder vorgestellt. Sie, ihre Arbeit und ihr tägliches Zusammenleben an Bord machen einen wichtigen Bestandteil dieses außergewöhnlichen Reiseabenteuers aus. Beeindruckende Bilder von riesigen Hafenanlagen, Staustufen, Schleusen und Container-Terminals entwickeln, besonders in den nächtlichen Aufnahmen, eine besondere Anziehungskraft. »Nur« zwei Wochen dauert die Fahrt, bei der man den Rhein völlig neu kennen lerne kann. Deshalb darf das Buch für Liebhaber des Rheins, trotz seines stolzen Preises, im Bücherschrank nicht fehlen – denn eine derart dokumentierte Reise gab es auf dem Rhein noch nie!

Hubert Matt-Willmatt

Kulturlandschaften in Baden-Württemberg, hg. von der Landespflege Freiburg und der LUBW Karlsruhe; Redaktion: W. Konold, R. Heinzmann, W. Grönitz. G. Braun Karlsruhe, 2014, 272 S., 257 Farbabb., 15 Karten, ISBN 978-3-7650-8438-6, 44,95 Euro

Dieser prächtige Band wurde in einer gelungenen Kooperation von der Professur für Landespflege der Universität Freiburg und der Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (Karlsruhe) herausgegeben. Zunächst bestechen die vielen Fotos, die zwar inhaltlich den Text bereichern, viele aber zudem jenen ästhetischen Reiz ausstrahlen, der Südwestdeutschland charakterisiert. Die Texte sind von 30 Autoren verfasst worden, Fachleute auf ihrem Gebiet, die Sachkunde mit Allgemeinverständlichkeit verbinden und damit dem Buch einen breiten Zuspruch sichern lassen. Hier wird die Geographie der Landschaft mit der naturwissenschaftlichen eng verbunden, so z. B. Geschichte, Bevölkerung, Siedlung, Sprache u. a. in den spezifischen Räumen, die auf den Landschaftselementen und den Nutzungsformen, Geologie und Tektonik gründen.

Den Begriff »Kulturlandschaft« wird eingangs in seiner unverwechselbaren Eigenheit, vom Menschen als Nutzer und Gestalter definiert, so reichhaltig wie in wenigen Ländern Deutschlands. Stadtlandschaften und Ballungsgebiete sind ausgespart, vielmehr

werden die Siedlungen vorgestellt, wie sie gewachsen oder geplant sind.

Im zweiten Teil werden in sieben Kapiteln einzelne Kulturlandschaften charakterisiert, vom Odenwald bis zum Bodensee, von der Tauber bis zum Allgäu. Baden wird mit der Oberrheinebene und dem Schwarzwald nicht weniger einfühlsam beschrieben wie das Schwäbische, aber nicht im Fremdenführerjargon, denn auch Einbrüche und Fehlentwicklungen werden aufgezeigt, der Naturschutz meldet sich zu Wort, wenn aktuelle Probleme zu lösen sind. Man stößt auf Vertrautes, wenn der Kraichgau als Verlauf »vom Ritterkanton zur badischen Toskana« skizziert ist, wenn beim Odenwälder Neckartal »die Vollendung des Schönen« Eichendorff und die Romantik beschworen wird, oder die Badische Bergstraße, »wo Deutschland anfängt Italien zu werden«, und gar der Bodensee – mit einem Exkurs zum bayerischen Lindau. An diesen Überschriften erkennt man, wie Wissenschaftler auch die Atmosphäre einer Landschaft vermitteln können, denn, so wird Christian Morgenstern zitiert: »Jede Landschaft hat ihre eigene besondere Seele, wie der Mensch, dem du gegenüber lebst.«

Im dritten Teil geht es um »Eigenarten quer durchs Land«. Während die einzelnen Kulturlandschaften bisher als Ganzes betrachtet wurden, sind hier geologische und topographische Gegebenheiten aufgeführt. Dazu gehören die Böden, der Bergbau, der Rohstoffabbau, die Wald- und Wasserwirtschaft, Hohlwege, Heiden, Hecken, Weiher, Streuobstwiesen und manches andere. So wird die anthropogene Umgestaltung des Kaiserstuhls mit seinem formbaren Lockergestein des Löss als ein Muster der Bodennutzung verdeutlicht, die Buntsandsteinbrüche bei Emmendingen wie der Salzbergbau bei Heilbronn werden als Beispiel für verschiedene Bergbauformen beschrieben. Dem reichen Obstland gilt ein Abschnitt wie den Klöstern »als Gestalter der Landschaft im Namen des Herrn«, wenn man nur einiges an den zahlreichen Beispielen aufzählt.

Am Ende stößt man auf »Instrumente zur Erhaltung der Kulturlandschaften« und die »Stiftung Naturschutz Baden-Württemberg«, wo noch einmal deutlich auf den Landschaftswandel und die Förderprojekte verwiesen wird. Ein kleines Glossar hilft dem Laien, notwendige Fachausdrücke zu verstehen, ein Tenor, den das ganze sympathische Buch kennzeichnet. Es lohnt sich, diesen Band zu besitzen oder zu verschenken. *Dr. Leonhard Müller*

Albrecht Greule, Rolf Max Kully, Wulf Müller, Thomas Zotz (Herausgeber): Die Regio Basiliensis von der Antike zum Mittelalter – Land am Rheinknie im Spiegel der Namen. Stuttgart: Kohlhammer, 1993. (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Band 195) mehrere Abbildungen und Karten. ISBN 978-3-17-023379-9, 24 €

Vor wenigen Wochen wurde in der Basler Alten Universität das Buch »Die Regio Basiliensis von der Antike zum Mittelalter – Land am Rheinknie im Spiegel der Namen« vorgestellt. Knapp 200 Seiten, 17 Aufsätze auf Deutsch und Französisch, vier Herausgeber und elf Autorinnen und Autoren geben einen umfassenden Einblick in die Namenlandschaft dieser geschichtsträchtigen Region. Im Mittelpunkt aller Beiträge steht die Frage, ob und in welchem Umfang romanische Relikte bis in das Mittelalter und die Neuzeit überlebt haben. Was genau wird mit der Regio Basiliensis bezeichnet? Die Regio Basiliensis ist eigentlich ein in den 1960er Jahren gegründeter Verein, dessen Begriff die Herausgeber vorliegend auf einen Raum und seine Orts- und Flurnamen übertragen. Rolf Max Kully versucht in einem seiner Beiträge eine Abgrenzung des Raumes herzuleiten, kommt letztendlich aber zum Ergebnis, dass sich ein »wirklich verbindlicher Umriss der Regio Basiliensis nicht zeichnen lässt und dass der gleichnamige Verein mit seinem Verzicht auf eine geographische Festlegung klug gehandelt hat«. Man entschied sich aber dennoch für diesen Begriff, da mit dieser modernen Bezeichnung einerseits eine lateinische Übersetzung von »Raum um Basel« vorliegt, andererseits auch die internationale europäische Dimension des Projekts unterstrichen wird. Am Beispiel des Sprachgrenzortes Roggenburg werden Güterverzeichnisse aus dem 16. Jahrhundert untersucht. Diese Verzeichnisse führen Orts- und Personennamen auf, die in deutscher und französischer Sprache belegt sind. Die untersuchten Dokumente erlauben »Einblicke in die Verwaltung eines gemischtsprachlichen Ortes an der Sprachgrenze«. Albrecht Greule gibt einen Einblick auf die wichtige Bedeutung der Gewässernamen, da in der Hydronymie wohl das älteste Sprachgut einer

Region konserviert ist. Wolfgang Kleiber behandelt in seinem Beitrag die nichtdeutschen Toponyme im Dreiländereck bei Basel und zeigt zahlreiche Beispiele solcher Berg-, Gewässer-, Orts- und Flurnamen auf. Wulf Müller erforscht die Ortsnamenlandschaften des südlichen Elsass und der Suisse romande. Die Grundidee für die Herausgabe eines historischen Ortsnamenbuchs der Regio Basiliensis bleibt vorläufig noch ein Desiderat. Wertvolle Vorarbeiten dazu haben die Herausgeber mit dem vorliegenden Sammelband geleistet, wie Dr. Jacqueline Reber, Leiterin des Projekts »Solothurnisches Namenbuch« bei der Buchvorstellung betonte. Weitere Informationen gibt es auch unter www.ortsnamen.ch

Elmar Vogt

Ruch, Martin, Albert Schwarz, Brigitte Sum-Herrmann: »Gestochen unscharf«. Der Schwarzwald. Mit 190 Illustrationen und Bildern um 1900. – Arnsberg: Becker-Druck, 2012, 120 S., ISBN 978-3-930264-98-8, 28,80 €

Schon wieder, oder noch ein Buch über den Schwarzwald, der gerade von den Tourismusverbänden als die beliebteste Ferienregion Deutschlands genannt wurde, also ein weiteres zu den vielen, die es schon gibt? Hier nun allerdings nicht aus der Sicht eines Reiseschriftstellers, Wanderers oder Restaurantführers. Nein, es sind Bilder aus der Zeit um 1900, die Künstler und Fotografen festgehalten haben und die für eine Ausstellung des Heimatmuseums Vogtbauernhof in Gutach im Frühjahr 2011 zusammengetragen wurden, im wesentlichen ausgewählt aus ihrem eigenen Archiv, gleichzeitig systematisch erfasst und digitalisiert. So drang eine populäre Druckgrafik aus Lithografien, Holz- und Stahlstichen zusammen mit den ersten Fotografien und Künstler-Gemälden an die Öffentlichkeit, um uns nun ein Bild der damaligen Zeit liefern zu wollen.

Das Buch beginnt mit einer ganz kurzen Einführung in die Geografie und Natur sowie Siedlungsgeschichte des Schwarzwaldes und geht dann über in eine bildliche und textliche Darstellung dessen, was den Schwarzwald ausmacht, gegliedert in sieben Themenbereiche, beginnend mit den ersten Ansiedlungen, meist durch die Klöster und die dann fortlebten als Einzelhöfen, Dörfern und kleinen Städtchen, ruhig und abgeschieden. Der Tourismus begann erst allmählich mit dem Eindringen von Bahn und Automobil. Bis dahin bestimmten Alltag und Arbeit das Leben und Überleben, Feste und Feiertage boten die notwendige Abwechslung mit Brauchtum und Trachten. Stellenweise ließen sich auch Künstler nieder und versuchten abzubilden, was sie sahen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem mittleren Schwarzwald, was ja auch mit der Lage der Vogtsbauernhöfe zusammenhängt.

Nach Meinung der Autoren hat diese liebliche Landschaft des mittleren Schwarzwaldes eine lebendige Künstlerszene entstehen lassen, fern der unwirtlichen Höhen des Hochschwarzwaldes, so dass das beschauliche Gutach sich hat als Malerdorf entwickeln können und Künstler wie Hasemann, Hagemann, Liebich und andere hier ein Wirkungsfeld fanden. Dabei wird übersehen, dass doch auch die höchsten Höhen des Schwarzwaldes die Künstler angezogen und mit ihren Schneebildern von Hauptmann und Dietsche dazu beigetragen haben, das Bild des Hochschwarzwaldes in die Welt zu tragen.

Auch versetzen die Autoren den bedeutendsten Maler des Schwarzwaldes, Hans Thoma, dem gerade eine repräsentative Ausstellung im Frankfurter Städel gewidmet war, nach Bonndorf als seine Heimat, und übersehen dabei, dass dessen Heimat Bernau ist, in die er verbunden immer wieder zurückkehrte, dorthin seine Kommilitonen in den Ferien mitnahm, später seine Lehrerkollegen. Durch ihn haben sich viele Künstler dort zeitweise niedergelassen, haben länger oder dauerhaft dort gewohnt und gearbeitet, einige sind auch dort gestorben und begraben. So ist das hoch am Himmel gelegene Bernau ein wahres Künstlerdorf geworden, das bis auf den heutigen Tag seine Ausstrahlung hat, was sich durch die regelmäßige Verleihung des Hans-Thoma-Preises als Staatspreis des Landes Baden-Württemberg innerhalb der Hans-Thoma-Tage jeweils Anfang August, manifestiert und natürlich auch durch das Hans-Thoma-Kunstmuseum.

Abgesehen von diesem Fauxpas, sind der eigentliche Text wie auch die Abbildungen eine interessante, teilweise sogar spannende Lektüre, für die im wesentlichen Dr. Martin Ruch von der Kulturagentur »Am Oberrhein« verantwortlich zeichnet, so dass aus einem Bildband populärer Druckgrafik im Zusammenklang mit gut formulierten Texten ein neues und informatives Buch über den Schwarzwald, zu-

mindest seines Mittelteils, entstand, das vornehmlich das ländliche und dörfliche Leben thematisiert.

Dr. Rolf Fuhlrott

Steen, Helge: Bergbau auf Lagerstätten des Südlichen Schwarzwalds. Ein Beitrag zur Bergbaugeschichte und Lagerstättenkunde zwischen Dreisamtal und Hochrhein. Norderstedt: BoD 2013, 697 Seiten, 53 meist farbige Abbildungen, ISBN 978-3-7322-3154-6, 74,90 € (Ergänzender Kartenband ISBN 978-3-7322-3224-6, 129 Seiten, 91 Karten, 14,80 €)

Dieses Opus magnum eines Autors, der sich schon durch zahlreiche kleinere Veröffentlichungen zu mineralogischen und bergbaugeschichtlichen Themen hervorgetan hat, gibt eine gründliche und systematische Übersicht über die im Gelände noch vorhandenen Spuren des Südschwarzwälder Bergbaus. Damit wird nicht nur das über 65 Jahre alte Standardwerk zu dem Thema vervollständigt und aufs Laufende gebracht, sondern auch manche fehlerhafte Darstellung der letzten Jahrzehnte berichtigt. Dazu bedient sich der Autor neben Literatur- und Aktenstudium der seit einigen Jahren im Internet zur Verfügung stehenden, hochauflösenden Digitalen Geländemodelle (DGM), um bisher unbekannte bergbaugeschichtliche Relikte aufzuspüren und dann durch Geländebegehungen zu erforschen und zu dokumentieren.

Nach einer geologischen Einführung, einem Abriss der geschichtlichen Entwicklung des Bergbaus und einer mineralogischen Lagerstättentypologie folgen die Einzeldarstellungen nach dem Schema Geschichte – Bemerkungen – Bergbauspuren (mit GPS-Koordinaten) – mineralogische Beschreibung und lagerstättenkundliche Bewertung. Dazu kommen 53 Abbildungen (Übersichtskarten der Bergbaureviere, vom Autor angefertigte Gelände- und Detailfotos sowie bemerkenswerte Nahaufnahmen von an den beschriebenen Stellen gefundenen Mineralienstufen), ein Literaturverzeichnis mit 273 Titeln und ein über neun Seiten gehender alphabetischer Index.

Der voluminöse Hauptband, der weniger geeignet ist, auf Begehungen mitgenommen zu werden, wird ergänzt durch einen handlichen, in Schwarz-Weiß gehaltenen Kartenteil, der rund 90 Karten sowie ebenfalls einen Index enthält und mit dessen Hilfe alle im Textband aufgezählten Bergbauspuren (Stollen, Pingen, Schächte, Verhaue, Halden, Hüttenplätze usw.) im Gelände auffindbar sind. Einige Karten verlieren durch allzu dichte Scharung der Signaturen an Lesbarkeit. Da die verwendete Karten-Software erläuterungsfrei ist und der Autor nur die den jeweiligen Ort betreffenden Angaben eingefügt hat, ist das Zurechtfinden etwas erschwert. Im Falle späterer Nachbesserungen des Werks, was beim Book-on-Demand-Verfahren auch ohne weiteres möglich sein müsste, wären also punktuell größere Maßstäbe und allgemein mehr Orientierungshilfen wünschenswert, beispielsweise mehr Ortsnamen oder Richtungsangaben bei den Fahrstraßen.

Das Werk hat den stolzen Preis von insgesamt 89,70 €, doch ist dies für die, die sich für die Geschichte des Schwarzwälder Bergbaus interessieren und vor allem für die, denen es Freude macht, unter fachkundiger Anleitung den heute noch erhaltenen bergbaugeschichtlichen Spuren im Gelände nachzugehen, eine lohnende Investition.

Ulrich Raabe

Knopf, Volker: Entdeckungsreisen Elsass und Lothringen, Kulinarisches, Historisches, Kurioses. Karlsruhe, G. Braun Buchverlag, 2013, ISBN 978-3-7650-8643-4, 16,95 €

Das Konzept dieses neuen Reiseführers im handlichen Format ist es nicht, Altbekanntes aufzuwärmen, sondern weniger Bekanntes, Neues, selbst für Kenner der beiden französischen Regionen Überraschendes zu präsentieren. Dies erfolgt nach den drei Rubriken »Kurioses«, »Kulinarisches« und »Historisches« (also in etwas anderer Reihenfolge als auf dem Titelblatt angegeben, wobei die Grenzen zwischen den Teilbereichen nicht so eng gezogen sind. Es geht auch nicht um systematisches Aufzählen, sondern um neugieriges Herauspicken. Man steht sozusagen vor einem großen Büffet voller Leckereien, aus dem man sich

die Dinge herausgreift, die man noch nie gegessen hat, wobei uns der Autor, der hauptberuflich Journalist ist, die Mühe der Auswahl schon abgenommen hat.

Die von Nr. 1 bis Nr. 50 durchnummerierten 52 Einzelziele (die Unstimmigkeit ergibt sich daraus, dass nach Nr. 46 noch die Ziele 46a und 46b eingeschoben wurden) werden nach bewährter zeitungsjournalistischer Art mit Titel und Untertitel vorgestellt, beispielsweise »Mega-Badewanne für Freizeitkähne« und darunter »In Lothringen steht eines der ungewöhnlichsten Schiffshebewerke Europas / Schrägaufzug ersetzt 17 Schleusen«. Der folgende Text beginnt dann in der Regel mit der Nennung einer Person, die beruflich mit der jeweiligen Kuriosität zu tun hat und in direkter Rede für die Authentizität der Darstellung bürgt. In vielen Fällen verdankt das zu entdeckende Ziel (Museen, Gärten, Werkstätten, Geschäfte usw.) diesen »ungewöhnlichen Menschen« überhaupt ihre Existenz.

Um die vorgeschlagenen Reiseziele zu lokalisieren oder auch unterwegs aufzufinden, erscheinen Nummern und Namen (die letzteren etwas klein) in den ausklappbaren Umschlagdeckeln, wo sie übrigens kartographisch genauestens platziert sind. Allerdings endet der am Beispiel des Schiffshebewerks von St-Louis / Arzviller erwähnte Rhein-Marne-Kanal leider schon östlich von Nancy an der Meurthe, ohne seinen Weg zur Marne fortzusetzen.

Wie bei den meisten neueren Publikationen über den Nordosten Frankreichs inzwischen üblich, werden Ortsnamen konsequent (oder fast) in offizieller französischer Version wiedergegeben. Die Zeiten, in denen man noch von Hagenau oder Schlettstadt sprechen und schreiben durfte, sind anscheinend vorbei. Fast unvermeidlich sind dann allerdings formale (»Haguenauer Forst«) oder inhaltliche Zwitter (»Der bekannte Humanist [Beatus Rhenanus] vermachte Sélestat kurz vor seinem Tod seine gesamte Bibliothek«). Straßburg erscheint fast immer als »Strasbourg«, einige Male als »Straßburg« und einmal als »Straßbourg«. Manchmal entdeckt man auch Rätselhaftes, das aus französischsprachigen Vorlagen stammen könnte, wie beispielsweise eine »Sandmasse« (frz. sablé oder pâte sablée), aus der in einer als Reiseziel empfohlenen Pâtisserie ein Backwerk hergestellt wird.

Da der Rezensent nicht nur Romanist, sondern auch Geograph ist, vermisst er eine einheitliche Linie bei den Lageerläuterungen. Da liegen die Orte mal allgemein im Elsass, mal etwas genauer im Nordelsass, mal sehr genau im Krummen Elsass, mal in den Vogesen, mal in den Nordvogesen, mal im Département Vosges, wobei bisweilen der Eindruck entsteht, dass die Dinge auch verwechselt werden. Es ist nicht klar, welches der Unterschied zwischen »Moselland« und »französischem Moselland« ist, ob damit das Département Moselle gemeint ist oder das hydrographische Becken der Mosel. Da hilft auch die Ausklappkarte nicht weiter, denn die bietet, um die Ziele in den landschaftlichen Kontext einzuordnen, nur die drei Namen »Frankreich«, »Lothringen« und »Vogesen« an.

Das letzte Kapitel (Nr. 50) ist nicht einem Reiseziel gewidmet, sondern dem elsässischen Dialekt, seiner abnehmenden Präsenz in den Tageszeitungen sowie einigen Personen und Gruppierungen, die sich bemühen, den fortschreitenden Niedergang des Elsässischen aufzuhalten. Ist es Zufall oder Absicht, dass auf dem beigefügten Foto gut lesbar die hier zwar fußballbezogene, aber doppeldeutige Zeitungsschlagzeile »Le coup de Graz« auftaucht? Die dem Wortspiel zugrunde liegende Wendung »le coup de grâce« bedeutet »der Gnadenstoß«. Wie dem auch sei: Man merkt bei der Lektüre auf Schritt und Tritt, dass es dem von den unterschiedlichsten verborgenen Facetten der Reisländer Lothringen und Elsass erfüllten Autor ein Bedürfnis ist, seine Mitmenschen an diesen Entdeckungen teilhaben zu lassen. Man bekommt Lust hinzufahren und mitzuentdecken. Freunde des Internets finden am Ende jedes Kapitels hilfreiche und weiterführende Angaben.

Ulrich Raabe

Stefanie Schnurr / Gernot Kreutz: Die Kleindenkmale in Mühlenbach. Herausgeber: Gemeinde Mühlenbach, 2012, 179 S., zahlreiche Farbfotos, ISBN 978-3-9317-4136-5, 15 €

Nach einem Hochwasser des Jahres 1778 fand sich im Mühlenbacher Pfarrgarten ein Kleindenkmal ganz besonderer Art: Laut Inschrift handelte es sich um ein Weihegeschenk eines gewissen Cassianus an die römische Göttin Diana Abnoba, d. i. die Diana des Schwarzwaldes. Das 85 cm hohe Kultobjekt wird auf das Jahr 193 n. Chr. datiert. Es wurde dem großen gelehrten Abt Martin Gerbert von St. Blasien als Ge-

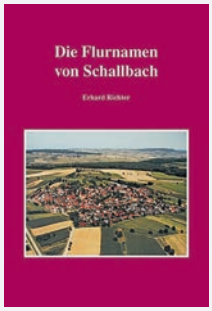
schenk verehrt und ist heute in Freiburg im Colombi-Schlössle zu bewundern. Die Gemeinde Mühlenbach besorgte sich 2005 einen Original-Abguss.

Der staatlich anerkannte Erholungsort darf sich über 117 Kleindenkmale in der weitverzweigten Gemarkung glücklich schätzen. Die meisten davon sind religiöser Art – nicht mehr zu Ehren heidnischer Gottheiten, sondern dem dreifaltigen Gott und den Lieblingsheiligen der gläubigen Bevölkerung gewidmet: Bildstöcke, Wegkreuze, Hausfiguren, Kleinkapellen, Lourdes-Grotten.

In jahrzehntelanger Arbeit hat sich die ehemalige Schulleiterin Stefanie Schnurr um die Bestandsaufnahme, Beschreibung und Erhaltung dieser wertvollen Kulturschätze verdient gemacht. Mit viel Liebe zum Detail ist sie ihrer Entstehungsgeschichte nachgegangen. Anhand zahlreicher Kirchenbucheinträge konnte sie viele Stifter identifizieren und Hintergründe der Entstehung erhellen. Ihre Arbeit konnte sie 2005 als Dokumentation im Rahmen des Projekts zur Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg abschließen. Bei der Drucklegung des Mühlenbacher Denkmalbuches stand ihr Gernot Kreutz zu Seite. Dieser hat sich schon vor Jahren auf dem Gebiet der Erforschung der Kleindenkmale u. a. als Koautor in Offenburg [»Verborgen und vertraut«, 1994] und Schuttertal [»Wenn Steine reden«, 1988] der Öffentlichkeit vorgestellt. Bei der Erfassung aller Kleindenkmale im Ortenaukreis lag die Regie in seinen Händen.

Das Ergebnis kann sich wirklich sehen lassen. Herausgekommen ist ein Buch das zunächst einmal zum Durchblättern und Betrachten einlädt. Wer die Inschriften liest, der kann sich über die enorme Fleißarbeit wundern, die bei der Entzifferung der altehrwürdigen Texte nötig war. Mancher Text mag in seiner einfach-kindlichen Sprache und eigener Orthographie an Marterln im Alpenraum erinnern. So vermeldet ein Bildstock Anno 1885: »Nicht weit von dieser Stelle ist NN … plözlich am Schlag getroffen von der Laiter herunter gefallen u. schnell sein Leben gendet Gott sei seiner Seel gnädig. Vater unser«. – Und welcher Leser bleibt ungerührt bei der Nachricht eines 1961 gestifteten Wegkreuzes auf dem Flachenberg, gestiftet zum Dank für das Überleben der Stalingrader Kesselschlacht und siebenjähriger Kriegsgefangenschaft: »… Durch das Dunkel fremder Schuld kamen viele aus der Gefangenschaft zum Licht der Freiheit.« Das Buch kann einem Leserkreis weit über das Kinzigtal hinaus wärmstens empfohlen werden.

Werner Scheurer



Erhard Richter: Die Flurnamen von Schallbach: Uehlin Print und Medien GmbH, 79650 Schopfheim, 102 Seiten mit zwei Gemarkungsplänen, Schopfheim 2013, 15 €, Bezug über die Ortsverwaltung Schallbach, Dorfstraße 6, 79597 Schallbach, Telefon (0 76 21) 8 46 05, E-Mail: info@schallbach.de

In einem bewundernswerten Kraftakt hat der Regionalhistoriker Dr. Erhard Richter aus Grenzach-Wyhlen, in der Region für viele fundierte historische Werke bekannt, das umfassende Buch zur Flurnamengeschichte von Schallbach vorgelegt. Gleichermaßen versiert und engagiert beschäftigt sich Erhard Richter seit mehr als 60 Jahren mit der Regionalgeschichte, wobei es ihm die Flurnamen besonders angetan haben. Flurnamen sind innerhalb der germanistischen Linguistik Gegenstand der Namenforschung, haben meist nur eine geringe kommunikative Reichweite und sind somit in der Regel nur innerhalb eines Dorfes bekannt und dienen zur Identifizierung von Flurstücken. Neben seiner Dissertation über *»Die Flurnamen von Wyhlen und Grenzach in ihrer sprachlichen, siedlungsgeschichtlichen und volkskundlichen Bedeutung«* (1962) stammen auch die Flurnamenarbeiten über Herten (1999), Inzlingen (2004), Wintersweiler (2008) und Welmlingen (2012) aus seiner Feder. Bücher gehören zu den großen Schätzen im Leben. Sie können in eine andere Welt entführen, in diesem Fall in die »Welt der Flurnamen«. Man mag zunächst annehmen, Flurnamen seien lediglich bei Landwirten und Beschäftigten der Liegenschaftsämter in Gebrauch und somit fernab von jeder Lebenswelt. Bei näherer Betrachtung fällt dagegen auf, dass sie uns an zahlreichen Stellen im Alltag begegnen. Oft ist man sich bei vielen Namen kaum bewusst, dass es sich dabei ursprünglich um Flurnamen handelte. Die Namen der Fluren und Siedlungen sind eng mit der Landschaft und ihrer Bevölkerung verknüpft. Sie sind *nicht* zufällig entstanden, sie stehen in Wechselwirkung mit der Natur, der Kultur, dem Menschen und seiner Tätigkeit. Sie vermitteln ein ganzheitliches Bild einer Landschaft und ihrer Vergangenheit. Unter Flurnamen versteht man alle heute oder früher gebräuchlichen Eigennamen für *nicht* bewohnte Örtlichkeiten

außerhalb von Siedlungen wie Äcker, Berge, Wälder, Gewässer und was mit ihnen zusammenhängt, Wege, Stege und Straßen, Natur- und Kulturdenkmäler und auch unbewohnte Anlagen von Wirtschaft und Industrie. Flurnamen, Landschafts- und Gewässernamen sind oft jahrhundertealte Zeugen menschlicher Beschäftigung mit der Natur. Das Gelände wird nicht einfach *wahllos* benannt. Die *Gebirgsnamengebung* lehrt uns, dass die Namengebung nur so weit reicht, als man das Land nutzen *kann* oder wo man hindurch *will* oder *muss*. Einleitend gibt Erhard Richter einen Einblick in die Geschichte des Dorfes. Im Hauptteil werden die 284 Flurnamen mit ihren historischen Quellen in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt, ihre Bedeutung und Herkunft erklärt und auch sprachlich gedeutet. Neben den Erst- und Letzterwähnungen wurden nur die für die Deutung, Lokalisierung und sprachgeschichtliche Auswertung wichtigen Belege angeführt. Die Arbeit über die Flurnamen von Schallbach zeigt auch auf, dass alte Namen oft so verändert wurden, dass sie allein mit Hilfe der früheren Belege gedeutet werden können. Bei abgegangenen, heute nicht mehr bekannten Namen, ist dies dann auch nur mit Wörterbüchern der älteren Sprache möglich, wobei das Mittelhochdeutsche, das etwa von 1050 bis 1350 gesprochen wurde, am wichtigsten ist. Nicht immer können Flurnamen gedeutet werden, so zum Beispiel die Namen »Balauff«/»Balduf« (Nr. 18) und »Bittertal« (Nr. 28). Neben der Sprachgeschichte bietet die vorliegende Arbeit auch gezielte Einblicke in die Siedlungs-, Flur-, Rechts-, Orts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Gemeinde Schallbach. In einem weiteren Kapitel wertet der Autor die Flurnamen nach der Laut- und Wortgeschichte aus. Namenforschung (Toponomastik) ist sprachwissenschaftliche Feinarbeit. Der Sinn dieser Mühen findet sich in einem Zitat von Martin Walser zusammengefasst. Er schreibt: *»Wer glaubt, dass die Memoiren von Metternich wichtiger seien als das Flurnamenbuch von Schaffhausen, der hat einfach keine Ahnung, was menschliche Geschichte ist«.*

Den größten Dank schuldet Erhard Richter seiner Frau Erika, die ihn in vielseitiger Weise beim Zustandekommen des Buches unterstützt hat (Fahrdienste, Korrekturlesen und Fotovorlagen), wie er in seinem Dankeswort schreibt. Die Arbeit verdient große Anerkennung wegen ihrer Bestandsaufnahme in einer sich rasch ändernden Flurnamenwelt; sie ist eine Dokumentation von bleibendem Wert sowohl für das Fachpublikum als auch für den interessierten Laien.

Elmar Vogt

Adam, Thomas: Joß Fritz – das verborgene Feuer der Revolution. 3. aktualisierte, überarbeitete und ergänzte Auflage. Unterstützt vom Ortschaftsrat Lehen, der Stadt Freiburg und dem Geschichtskreis Betzenhausen-Bischofslinde.
360 Seiten mit 173, z. T. farbigen Abb., fester Einband, verlag regionalkultur, Ubstadt-Weiher 2013, ISBN 978-3-89735-777-8, 24,80 €

Jüngst feiert der Freiburger Ortsteil Lehen ausgiebig den 500. Jahrestag des Bauernaufstandes von 1513, bzw. genauer formuliert, die Aufdeckung zu einem geplanten Bauernaufstand, bei dem der legendäre Joß Fritz unter dem politischen Symbol des Bundschuhs und der Losung »Gerechtigkeit und Freiheit« wieder einmal in Erscheinung getreten war. Über den um 1470 in Untergrombach bei Bruchsal geborenen Bauernsohn weiß man herzlich wenig, umso verdienstvoller ist es, dass sich Thomas Adam auf langjährige Spurensuche begeben hat, die 2002 zu einer ersten Veröffentlichung zum Thema führte. Zuerst untersucht Adam die Situation am Herkunftsort, der zum Hochstift Speyer gehörte, mit der Dreiteilung der Lehensleute, die an die unterschiedliche Verteilung von Grundbesitz gebunden war.

In Untergrombach gab es 1740 nur eine Familie Fritz, sodass anzunehmen ist, dass Joß Fritz dieser Familie entstammt. Adam geht auch auf die immer wieder aufflammende Diskussion um den Namen des Bundschuhanführers ein, und führt Joß als Vorname auf »Jodocus« zurück, einen damals recht gebräuchlichen Namen.

Doch bei der Frage warum und wann im Leben des Bauernsohns eine Radikalisierung erfolgte oder sich ein Schlüsselerlebnis dazu festmachen lässt, kann man auf keinerlei Angaben, am wenigsten von Joß Fritz selbst, zurückgreifen. Schon um 1460 tauchen aufständische Bewegungen unter dem Zeichen des Bundschuhs in Engen am Hegau oder 1493 in Schlettstadt auf. »Frei sein wie ein Schweizer« war Losung und Ziel sogleich. 1502 organisierte »Joß Fritz seinen ersten Bundschuhaufstand«. Über mehrere Monate war er unterwegs und knüpfte Verbindungen zu Gleichgesinnten, die wie ein Geheimbund, eine »Untergrundorganisation« funktionierten. Für

den öffentlichen Auftritt, der sich 1502 mit der Bitte um Ermäßigung der Abgaben bot, sollte auch eine symbolhaltige Fahne angefertigt werden, mit dem aufgemalten Leitspruch »Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes«. Auf einer Schafweide bei Untergrombach trafen sich an Ostern 1502 40 entschlossene Anhänger, jedoch war ihr Vorhaben verraten worden – rund 100 Mitglieder des Bundschuhs wurden gehängt, enthauptet, ihnen wurden die Augen ausgestochen und Finger abgehackt. Joß Fritz kann entkommen und sich fast zehn Jahre, und ohne ein offizielles Lebenszeichen zu hinterlassen, verstecken. In dieser Zeit verheiratet es sich mit Else Schmid aus Nenzingen bei Stockach, was ja in nicht all zu weit von der Schweizer Grenze entfernt liegt und vielleicht einen Hinweis auf einen möglichen Aufenthaltsort geben mag. Beide gelangen um 1510 in den Breisgau. Dort setzen sie ihre Werbemaßnahmen für die Sache des Bundschuhs erfolgreich fort. Auf der Hartmatte, nördlich von Betzenhausen und Lehen gelegen, trafen sich um den 23. September 1513 einige Gleichgesinnte unter der neu angefertigten Bundschuhfahne, die eine Organisationsform beschlossen und einen Ort vereinbarten, an dem sie los zu schlagen gedachten. Als Ort der ersten Revolte hatte man den Kirchweihtag in Biengen ausgesucht. Jedoch wird auch dieser Versuch verraten – die Teilnehmer wiederum hart bestraft. Joß Fritz kann wiederum entkommen und trifft in Seewen, südlich von Basel ein, wo er sich im Oktober mit den wenig verbliebenen Getreuen von Lehen nochmals trifft.

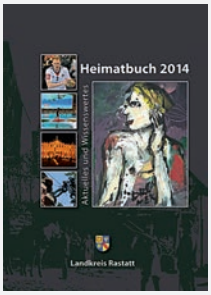
Ab diesem Zeitpunkt taucht der umtriebige Joß Fritz an unterschiedlichen Orten auf, überall entlang des Hochrheins flackern kleinere Aufstände, die im weit verzweigten und geographisch ausgedehnten Bundschuh-Netzwerk des Jahres 1517 gipfeln, das »die Historiker immer wieder vor ein Rätsel gestellt hat«, wie Adam meint. 1524 waren es die Bauern in Süddeutschland »vom Hegau über den Schwarzwald bis zum Breisgau, vom Bodenseeraum bis ins Allgäu«, die an das Vermächtnis von Joß Fritz anknüpften und ihre »Artikel« aufstellten, deren Forderungen 1525 in den Auseinandersetzungen des Bauernkriegs mündeten. In Stühlingen soll Joß Fritz zum letzten Mal bei einem Bauernhaufen gesehen worden sein, doch sein dortiges Erscheinen kann realitätsgetreuer Überlieferung, aber auch hoffnungsfroher Projektion geschuldet sein. So wie der Lebensanfang des Joß liegt auch sein Ende im Dunkeln, dieser Umstand, vor allem aber sein unstetes revolutionäres Leben haben bis in die neuere Zeit Auswirkungen in der Literatur, Musik und darstellenden Kunst gezeitigt. Adams ausführliche Rezeptionsgeschichte zeigt die Verwendung der Bundschuhbewegung mit Joß Fritz in der NS-Zeit sowie in der DDR und BRD, dort gerade 1975 bei Anti-AKW-Demonstrationen in Wyhl, die sich zudem im Jahr der 450. Wiederkehr des Bauernkriegs ereigneten. Lohnend wäre in diesem Zusammenhang sicherlich eine Untersuchung der Frage, inwieweit historische Symbole (Bundschuhfahne, Heckerhut …) im Laufe der Zeit eine Veränderung ihres ursprünglichen Sinngehalts erfahren.

Unerwähnt bleibt leider die beeindruckende Arbeit, die der ehemalige Stühlinger Rektor Elmar Zimmermann mit seinen beeindruckenden Bildern und Schriften zum Bauernkrieg angefertigt hat und die lesenswerte Abhandlung des Dadaisten Hugo Ball. Zur praktischen Ergänzung der Lektüre empfiehlt sich in Freiburg-Lehen der Besuch des 3,4 km langen Bundschuhpfades mit 14 informativen Schautafeln und der Bundschuh-Eiche des Holzbildhauers Thomas Rees. *Hubert Matt-Willmatt*

Gustav Oberholzer: Zur Entwicklungsgeschichte von Herd, Kunst und Ofen im südlichen Schwarzwald. Schopfheim: Uehlin Print und Medien GmbH, Format DIN A4, 50 Seiten, ISBN 978-3-932738-64-7, 4,85 €

Was hat die Kunst mit der Kunst zu tun? Das ist der Autor schon viele Male gefragt worden, wenn er Fremden die Wirkungsweise unserer »Chunst«, der steinernen Ofenbank in unseren Stuben, erklärt hat. Das wird vor allem auch in Bauernhausmuseen, die noch eine »Chunst« haben, viel gefragt. Da zur Beantwortung dieser Frage nur spärlich Literatur greifbar ist, hat sich der Autor auf den Weg gemacht, nach den Ursprüngen dieses Namens zu suchen. Dabei stellte sich schnell heraus, dass alle drei Wärmequellen in unseren Häusern, der Herd, die Kunst und der Ofen, in ihrem geschichtlichen Zusammenhang gesehen werden müssen. Der Autor beschreibt die Entwicklung für einen Zeitraum von rund 1000 Jahren, vom 9. Jahrhundert bis um 1900, und zeigt dabei auf, wie die »Chunst« eng mit der Erfindung des Sparherdes, also mit dem geschlossenen Herd, ver-

bunden ist. Zuvor war der Herd eine offene Feuerstelle, so wie sie in fast allen Teilen Europas noch bis in das 19. Jahrhundert bestanden hat. Deshalb ist gerade der alemannische Raum so bedeutsam für die Entwicklung der Feuerungskunst; hier wurde die Grundlage für unsere heutigen Herde gelegt. Gustav Oberholzer, im Markgräflerland und im Wiesental aufgewachsen, war Professor für Landentwicklung an der Universität der Bundeswehr in München. Im Südschwarzwald und auf dem Hotzenwald hat er zahlreiche Museen mit eingerichtet, so unter anderem den »Schneiderhof« in Steinen-Kirchhausen und das Heimatmuseum in Görwihl. Für sein vielseitiges Engagement im Bereich der Einrichtung von ländlichen Museen und seiner heimatgeschichtlichen Aktivitäten erhielt Gustav Oberholzer im Jahre 1994 die Johann Peter Hebel-Gedenkplakette der Gemeinde Hausen im Wiesental verliehen. *Elmar Vogt*



Heimatbuch 2014 des Landkreises Rastatt, 53. Jahrgang, 256 Seiten mit 238 Abbildungen, fester Einband, Ubstadt-Weiher: Verlag regionalkultur, 2014 ISBN 978-3-89735-832-4, 12,90 €

Der aktuelle 53. Band der traditionsreichen Schriftenreihe des Landkreises Rastatt ist wieder ein besonderes Lesevergnügen geworden. Das Heimatbuch 2014 berichtet auf 256 reich bebilderten Seiten und in modernisierter Form über vielfältige Themen aus den Bereichen Aktuelles und Gegenwart, Natur und Umwelt, Kunst, Kultur und Lebensart sowie der Geschichte unseres mittelbadischen Raumes. Daneben bietet das neue Jahrbuch fundierte Einblicke in die Arbeit erfolgreicher Unternehmen, berichtet spannend über Industriekultur insgesamt oder über jugendliches Engagement sowie bedeutende Persönlichkeiten. Alles in allem vereint das Heimatbuch aktuelle Themen der Gegenwart mit wissenswerten Bereichen unserer Gesellschaft in einzigartiger Weise. Auszugsweise seien genannt: »Das Tribunal Général de la Zone Française in Rastatt« (Martin Walter), »Zwangsarbeit in Ottersweier zwischen 1940 und 1945« (Adalbert Metzinger), »Die Markgrafschaft Baden-Baden im Spanischen Erbfolgekrieg und der Friede von Rastatt« (Oliver Fieg). Es gibt sie also noch: Bücher, die ansprechend gestaltet und solide gebunden sind und die sich auch handlich angenehm präsentieren. Und das alles zu einem sagenhaft günstigen Preis. In einem bewundernswerten Kraftakt legen die Autorinnen und Autorinnen unter der Regie des verantwortlichen Redakteurs Martin Walter, dem Leiter des Kreisarchivs Rastatt, hier ein umfassendes, vorzüglich ausgestattetes, mit einem Wort: mustergültiges Buch zur Kreisgeschichte vor – und das zu einer Zeit, da andernorts vergleichbare geschichtliche Projekte kurzerhand für entbehrlich erklärt werden. Geschichtsbewusstsein in alle Bevölkerungsschichten zu tragen, war und ist das erklärte Ziel, nicht nur der Geschichtsvereine und der Museen, sondern auch der Gemeinden und Landkreise. Die Arbeit verdient große Anerkennung, sie ist eine Dokumentation von bleibendem Wert.

Elmar Vogt

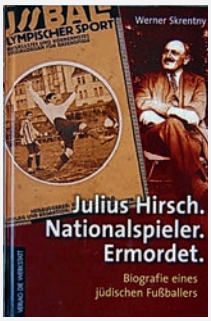
Gustav Oberholzer: Von der früheren Weihnachtszeit im südlichen Schwarzwald. Schopfheim: Uehlin Print und Medien GmbH, Format DIN A4, 52 Seiten, ISBN 978-3-932738-63-0, 4,85 €

Von der Adventszeit über das Weihnachtsfest bis zum Dreikönigstag erleben wir in unserem Kulturkreis besondere Tage. Die Herzen der Menschen sind weiter und ihr Gemüt empfindsamer. Es sind christliche und zugleich unchristliche Festtage. Die »liebe« Weihnachtszeit war allerdings schon immer einem Wandel unterworfen, sowohl in den Empfindungen der Menschen, als auch in der Art ihres Feierns. Unsere Herkunft reicht sozialhistorisch gesehen in eine agrarisch und handwerklich orientierte Welt zurück. Geistesgeschichtlich liegen unsere Ursprünge jedoch noch weiter in der Vergangenheit, zum Teil sogar in der vorchristlichen Zeit. Sitten und Gebräuche der früheren Weihnachtszeit sind durch den Konsumrausch mehr und mehr verblasst und zum Teil ganz verschwunden. Gustav Oberholzer, im Markgräflerland und im Wiesental aufgewachsen, ist Zeitzeuge

der ehemals noch recht stillen Zeit und hat mit vielen Älteren aus dem ganzen südlichen Schwarzwald darüber gesprochen. Die Erinnerungen daran hat er nun zusammengetragen, aufgeschrieben und dokumentiert. So behandelt der Hebelplakettenträger der Gemeinde Hausen im Wiesental des Jahres 1994 unter anderem die Themen »Nikolaus-Gebäck«, »Christkind«, »Weihnachtsbaum«, »Lostage«, »Neujahr«, »Berchtelistag« und »Die Heiligen Drei Könige«. Zeitzeugen berichten von ihren Erinnerungen auch »uf alemannisch« und Hans Thoma trägt das biblische Weihnachtsgeschehen in seiner Bernauer »Muedersprooch« vor. *Elmar Vogt*

Heimat- und Landschaftspflegeverein Yach (Hrsg.): Volkstrachten in Yach und im Elztal – Spiegel der ländlichen Entwicklung, mit Beiträgen von Heiko Haumann, Jürgen Herr und Jo-Anne Steinle, Ubstadt-Weiher: Verlag Regionalkultur, 2014, 152 Seiten, ISBN 978-3-89735-828-7, 14,80 €

Nichts ist so wichtig wie Öffentlichkeitsarbeit. Das trifft insbesondere auf Veröffentlichungen zu, egal ob es sich um ein Buch oder einen Einzelaufsatz handelt. Wie man die Themen *»Tracht, Mode und Geschichte«* erfolgreich darstellen kann, zeigen die drei Autoren Heiko Haumann, Jürgen Herr und Jo-Anne Steinle in dem vorliegenden Buch eindrucksvoll auf. Trachten entstehen und wandeln sich nicht einfach zufällig. Ihre Geschichte hängt von vielen Faktoren ab, und eben nicht zuletzt von der Entwicklung auf dem Land, in der Landwirtschaft, in der Sozialstruktur, im Denken und im Handeln der Menschen. Von Beginn an waren Entstehung und Entwicklung der regionalspezifischen Trachten mit Umbrüchen, Aufschwüngen, Krisen oder anderen tiefgreifenden Veränderungen auf dem Land verbunden. Im 18. Jahrhundert begünstigten die Auflösung der *alten Ordnung* und der gesellschaftliche Wandel die Entstehung der Trachten. Im 19. Jahrhundert wechselten diese ihre Formen nicht zuletzt aufgrund der neuen Arbeits- und Lebensbedingungen in den Dörfern. Im 20. Jahrhundert spiegelte der Niedergang der Tracht die Strukturveränderungen in der Landwirtschaft. Auffällig ist auch immer wieder der Zusammenhang mit Absichten, die Landbevölkerung für politische Zwecke einzuspannen. Trachten haben über Jahre das Bild der ländlichen Bevölkerung geprägt. Der Idee für die vorliegende Publikation liegt die Ausstellung *»Volkstrachten in Yach und im Elztal – Spiegel der ländlichen Entwicklung«* zugrunde. Der Verdienst der Autoren liegt auch darin, dass allgemeine Entwicklungen zum Thema in Verbindung mit der Brauchtumspflege aufgezeigt und beschrieben werden, dies geschieht auf 145 Seiten und aufgeteilt in 13 Kapiteln. Alle Beiträge sind ausgewogen behandelt. Hervorzuheben ist ebenso das sorgfältig ausgesuchte und qualitätsvolle Bildmaterial, sowohl s/w-Fotos als auch Farbfotos. Das vorliegende Buch kann allen an der Heimat- und Regionalgeschichte Interessierten wärmstens empfohlen werden. Ein informatives und wertvolles Buch zur Geschichte der Tracht – nicht nur in Yach und dem Elztal, zu einem wohlfeilen Preis, dem man eine weite Verbreitung wünschen darf. Für die Tracht und die Brauchtumspflege werbende und informierende Veröffentlichungen dieser Art hofft man öfter zu sehen. *Elmar Vogt*



Werner Skrentny: Julius Hirsch. Nationalspieler. Ermordet. Biografie eines jüdischen Fußballers. Göttingen: Verlag Die Werkstatt, 2012, 352 Seiten mit s/w Abbildungen, gebunden, ISBN 978-3-89533-858-8, 24,90 €

Der Karlsruher Fußballverein (KFV) von 1891, nicht zu verwechseln mit dem Karlsruher Sportclub (KSC), der aus dem Karlsruher FC Phönix und dem VfB Mühlburg hervorging, erlebte seine Glanzzeit vor dem Ersten Weltkrieg. Protektor war kein Geringerer als Prinz Max von Baden. Unter dem englischen Trainer William Townley wurde der Verein 1910 in Köln Deutscher Meister. Einer der Stars auf dem Spielfeld von damals war Julius Hirsch (1892–1943), dem Werner Skrentny das vorliegende Buch widmet. Er nennt es »Biographie eines jüdischen Fußballers«. Es ist jedoch mehr, denn es behandelt

zugleich Hirschs ebenfalls jüdischen Vereinskameraden Gottfried Fuchs (1889–1972), der 1910 mit von der Partie war und 1912 bei der Olympiade mit zehn Treffern gegen Russland den bis heute gültigen Torjägerrekord der deutschen Länderspielgeschichte hält. Der Autor bietet einerseits faktenreiche Viten der beiden prominenten Karlsruher Sportler, andererseits ging er der Frage nach, wie die Sportpresse und der Deutsche Fußballverband mit deren Andenken umgingen: Nach 1933 verschwanden die Namen Hirsch und Fuchs aus der Liste der Nationalspieler, nach 1945 kam die Rückbesinnung eher schleppend in Gang.

Julius Hirsch trat schon als Zehnjähriger in den KFV ein. Die Oberrealschule, die er bis zum Einjährigen besuchte, die Handelsschule und die anschließende Kaufmannslehre ließen ihm Luft zum Training. Mit 17 stieg er in die Erste Mannschaft auf. Juller nannten ihn seine Kameraden. Mit 18 verhalf er seinem Verein zur Meisterschaft. Danach wurde er regelmäßig in die süddeutsche Auswahl und die Nationalmannschaft berufen. Die Liste seiner Erfolge ist lang, wird im Text kommentiert und im Anhang übersichtlich aufgelistet. Aus beruflichen Gründen verließ Hirsch Karlsruhe 1913, nahm bei der Nürnberger Spielwarenfabrik Gebrüder Bing eine Stelle an und wechselte vom KFC zur Spielvereinigung Fürth, die den »Internationalen« mit offenen Armen aufnahm. Er traf hier seinen Entdecker wieder, den Trainer William Townley, der Karlsruhe 1911 verlassen hatte. Im Mai 1914 gab es einen Erfolg zu feiern: Fürth wurde Deutscher Meister. Mit Kriegsbeginn wurde Fußball Nebensache. Hirsch, der 1912/13 als Einjährig-Freiwilliger gedient hatte, wie für Söhne wohlhabender Eltern üblich, wurde eingezogen und tat Dienst in einem bayerischen Landwehrregiment, vorwiegend in der »Etappe hinter den Linien«, als Schreiber, wie der Autor mutmaßt. Vielleicht konnte er auch seine Sprachkenntnisse in Französisch und Englisch verwerten. Spektakulärer lesen sich die Passagen über den Kriegseinsatz des Gottfried Fuchs, der sich 1914 freiwillig gemeldet hatte und als Offizier an der Westfront unter anderem den Tank-Angriff von Cambrai miterlebte.

1919 kehrte Julius Hirsch nach Karlsruhe zurück, trat in die väterliche Textil-Firma ein und heiratete die Modistin Ellen Hauser aus einer evangelischen nordbadischen Familie. Bis 1923 blieb er aktiver Spieler des KFC. Ein Foto zeigt ihn Mitte der Zwanzigerjahre vor seinem Automobil, die Berufsbezeichnung lautete Fabrikant, ein paar Seiten weiter: »beste Wohnadresse in der Kaiserallee«. Die Firma geriet jedoch in die Krise und endete 1933 im Konkurs. Von nun an drehte sich die Unglücksspirale. Zur wirtschaftlichen Bedrängnis durch Arbeitslosigkeit kam mit dem Dritten Reich die Benachteiligung und Verfolgung als Jude. Um dem Ausschluss zuvorzukommen, trat er aus seinem Verein aus. 1933/34 fand er eine Anstellung als Trainer im Elsass, danach engagierte er sich im jüdischen Sportbund, eine unstete Zeit als Handlungsreisender, Selbstmordversuch, Aufenthalte in psychiatrischen Anstalten, Ehescheidung und schließlich 1943 Deportation mit Auschwitz als wahrscheinlichem Endpunkt sind die Stichwörter seiner letzten Jahre.

Der Sportschriftsteller Skrentny, der Hirsch seinen Platz in der Sportgeschichte zurückgeben wollte, wagte sich an eine komplizierte Biographie mit tragischem Ausgang. Er lässt den Leser Teil haben am langwierigen Entstehungsprozess des Buches, berichtet von seinen Recherchen in Archiven oder privaten Beständen und von der Befragung von Zeitzeugen. Intensiv war seine Zusammenarbeit mit Andreas Hirsch, Enkel von Julius Hirsch, der Bilder und Dokumente aus dem Familienbesitz bereitstellte und ein sehr persönliches Vorwort verfasste. Dankbar hebt er darin hervor, dass Skrentny den Kontakt zu den Nachfahren von Gottfried Fuchs in Kanada hergestellt habe, woraus sich eine lebendige Freundschaft entwickelt habe. Fuchs hatte Deutschland 1937 verlassen und war über die Schweiz, Frankreich und England schließlich nach Kanada gelangt. Er korrespondierte in der Nachkriegszeit mit Sepp Herberger. Ausführlich ist dieser Briefwechsel dokumentiert, der mit dem Schönheitsfehler endet, dass der DFB einer von Herberger vorgeschlagenen Einladung für Fuchs zu einem Länderspiel 1972 nicht zustimmte.

Das Buch wirkt mit seinen 32 Kapiteln und neun Exkursen etwas unübersichtlich. Nicht alles hat mit Julius Hirsch zu tun, der auf dem Bucheinband als Fußballer in voller Aktion zu sehen ist, auf einer Fotografie, die 1912 das Titelbild der Zeitschrift »Fußball, olympischer Sport« schmückte. Es ist aber gerade durch diesen Werkstatt-Charakter eine lebendige Dokumentation, authentisch, weil der Autor den Leser mitnimmt an die Orte des Geschehens und zu den Interviews, wo er nicht nur die erhobenen Fakten, sondern auch die Reaktionen der Befragten wiedergibt, zum Beispiel die vorsichtig-beklommene Reaktion der Elsässer, die Hirsch 1933/34 erlebt hatten. In Karlsruhe fand Skrentny von Anfang offene Ohren, im Stadtarchiv, bei der Stadtverwaltung, in

der Sportszene und darüber hinaus. Seit 2013 gibt es dort eine Julius-Hirsch-Straße und einen Gottfried-Fuchs-Platz. *Renate Liessem-Breinlinger*

Borchardt-Wenzel, Annette: Karl-Wilhelm und sein Traum von Karlsruhe. Ein Badener im großen Welttheater. Gernsbach: Katz 2013, 384 S., ISBN 978-3-938047-66-8, 26,80 €

Es ist schon überraschend, da warten Wissenschaftler und Laien seit fast 300 Jahren auf eine umfassende Biografie des vermeintlichen Stadtgründers von Karlsruhe – und da erscheinen in kurzen Zeitabständen nun gleich zwei: die eine von Hans Merkle im Jahr 2012 zur 900-Jahrfeier von Baden und im Jahr 2013 die vorliegende, kurz vor Karlsruhes 350. Geburtstag. Beide Autoren haben ihr Buch nicht als Wissenschaftler geschrieben, somit auch nicht für diese, sondern für das sog. breite Publikum. Sie erwecken aber mit dem wissenschaftlichen Apparat ihrer Bücher den Anschein, der Wissenschaft zumindest sich zugehörig zu fühlen. Borchardt-Wenzel zeigt dies mit einem 14-seitigen, weit ausladenden Literaturverzeichnis mit 200 Quellenangaben, setzt dieses fort mit einem 18-seitigen Anmerkungsverzeichnis mit über 800 Zitaten oder Fußnoten und beendet diesen wissenschaftlichen Apparat mit einem zehnseitigen Register mit fast 300 Eintragungen unter Vermeidung von allzu Populärem oder Romanhaftem. So fehlt auch das vor über 20 Jahren erschienene und von den Karlsruhern gern gelesene Buch ihres früheren Kollegen Toni Peter Kleinhans mit seinem Tulpenmädchen-Roman, obwohl die Art und Weise ihrer Kapitelüberschriften stark an die von Kleinhans erinnern. Geburt, Ausbildung, Kriegsdienst, Jagd und Hochzeit sind die Themen vor Regierungsantritt. Dieser erfolgt nach dem Tod des Vaters 1709 und setzt Karl-Wilhelm in die Lage, eigene Träume zu verwirklichen. Borchardt-Wenzel ist dabei als studierte Historikerin vorsichtig genug, anders als Merkle, sich nicht festzulegen, ob der Regent schon mit der Realisierung eines Traumes nach der Jagd im Hardtwald mit einer neuen Residenz Karlsruhe liebäugelte, oder ob es sich anders verhalten hat, wie z. B. Gottfried Leiber es nachwies, dass Karlsruhe als Folge der Schlossgründung sich durch Ansiedlung von Bauleuten ergab? Dann folgen die bekannten Schritte, das Anlocken von Bauarbeitern mittels Privilegien, was die bisherigen Untertanen auf den Plan rief und zu Auseinandersetzungen z. B. mit den Pforzheimern führte. Die Ansiedelung in Häusern entlang eines sternförmigen Stadtgrundrisses auf steuerfreien Grundstücken, Toleranz gegenüber anderen Religionen, was Gegenpositionen bei der lutherischen Bevölkerung hervorrief. Aber Karl-Wilhelm machte nicht nur durch solche Duldsamkeiten von sich reden, sondern auch durch Neuordnung der Verwaltung und Sanierung der Staatsfinanzen, aber ebenso durch sein Privatleben, das beide Autoren nach einem Brief der Liselotte von der Pfalz den »Ridicule Serail« nennen, über den man allerdings nur leise spricht. Alles in allem ein faktenreiches, aber anekdotenfreies Bild eines barocken Landesfürsten, das nicht nur die Person selbst zeigt, sondern gleichzeitig die Umstände und Umwelt seiner Zeit, in der er lebte und das für das breite Publikum spannend und lesenswert aufbereitet ist. *Dr.-Ing. Rolf Fuhlrott*

Elisabeth von Janota-Bzowski
Foto: Auktionshaus Ulrich Felzmann, Düsseldorf

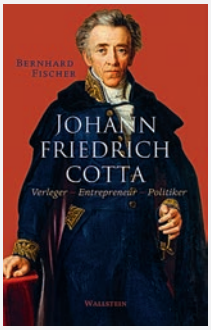
Annika Strathmann: Elisabeth von Janota-Bzowski – Grand Dame der Briefmarkengestaltung. 240 Seiten, Hardcover, zahlreiche Farbabbildungen, Düsseldorf 2013, 29,90 €. Bezug über Annika Strathmann, Rolandstraße 37, 40476 Düsseldorf, Telefon (02 11) 41 66 52 94, E-Mail: annika.strathmann@gmx.net oder Deutsche Post AG, Versandzentrum Philatelie, 92628 Weiden, Bestell-Nummer: 015419, www.deutschepost.de/philatelie

Kunst und Geschichte vereint in einem Buch

Zahlreichen Briefmarkensammlern und Briefeschreibern ist sie begegnet, wenn auch nicht persönlich: Elisabeth von Janota-Bzowski, eine der bekanntesten Graphikerinnen weltweit. Geboren 1912 in Prag, damals noch österreichisch-ungarische kai-

serlich und königliche Monarchie, gründete Elisabeth von Janota-Bzowski 16 Jahre später dort eine Zeichenschule mit dem Schwerpunkt Mode und Reklame. Die Karriere der renommierten Grafikerin begann Mitte der 70er Jahre. Ihre Darstellungen bekannter Persönlichkeiten, wie zum Beispiel Johann Wolfgang von Goethe, Clemens Brentano, Elly Heuss-Knapp, der Brüder Grimm oder Johann Peter Hebel, überzeugen durch ihre Detailtreue und Ausdrucksstärke. Aus einer Abschlussarbeit (Masterstudiengang Design / Kommunikationsdesignerin B.A.) von Annika Strathmann entstand das vorliegende Werk, das auf 180 Seiten Entwürfe, Studien und Vorlagen zu verausgabten Briefmarken, aber auch zu Ausgaben, bei denen sich die begnadete Künstlerin nicht durchsetzen konnte, präsentiert. Die Abbildungen, die selbst nicht kunsthistorisch erläutert werden, sind farblich und drucktechnisch sehr gut gelungen, könnten jedoch teilweise eine größere Abbildung vertragen. Die abgebildeten »Perlen auf Papier« bestechen durch die klare Gestaltung. Bücher kann man anfassen, und indem man sie anfasst, berührt man auch die Welt, die sie dem Leser vermitteln, auf eine ungleich sinnlichere Weise als bei der Lektüre eines Textes am Bildschirm. Im Mittelpunkt stehen die 38 Briefmarkenentwürfe welche die Grafikerin für die Deutsche Bundespost gestaltet hat und die auch verausgabt wurden. Die Liebe zum Detail und der künstlerische Anspruch an die Gestaltung der Entwürfe von Elisabeth von Janota-Bzowski kommen in der vorliegenden Gesamtschau besonders zur Geltung. Annika Strathmannn hat mit der vorliegenden Dokumentation eine bleibende Erinnerung an das philatelistische Werk von Elisabeth von Janota-Bzowski in Deutschland geschaffen, das Geschichte mit Kunst und Graphik in vorbildlicher Weise miteinander verbindet, so wie es auch die »Grande Dame« der Graphik, Elisabeth von Janota-Bzowski, immer verstanden hat: »Eine Briefmarke ist ein Mini-Plakat, und ein Plakat ist ein Telegramm«. Die Botschaft muss unmittelbar, schnell und vollständig erfasst werden. Deshalb ist die Aufgabe stets dieselbe: »Jedes Thema so einprägsam wie nur möglich zu gestalten«. Wie kostbar es ist, mit gedruckten Büchern in Dialog zu treten, zeigt das vorliegende Buch auf eindrucksvolle Weise. Es weist die Leser auf eine Qualität der geistigen Auseinandersetzung der Künstlerin mit den geforderten vielseitigen Themenstellungen hin. Es gibt sie also noch: Bücher, die ansprechend gestaltet und solide in Leinen gebunden sind und die sich auch handlich angenehm präsentieren. Und das alles zu einem wohlfeilen Preis. Der Deutschen Post AG ist für den Vertrieb und die Möglichkeit der Veröffentlichung zu danken. Das in einer kleinen Auflage, im Verlag der Fachhochschule Düsseldorf, erschienene Buch werden interessierte Briefmarkensammler und Freunde der Graphikerin immer wieder gerne zur Hand nehmen, denn Bücher können in eine andere Welt entführen, in dem vorliegenden in die (Arbeits-) Welt der Elisabeth von Janota-Bzowski. *Elmar Vogt*

Verlegerischer Welterfolg eines Klassiker-Verlages



Bernhard Fischer:
Johann Friedrich Cotta, Verleger – Entrepreneur – Politiker. 984 S., 16 farbige Abb., geb., Schutzumschlag, auch als E-Book erhältlich, ISBN 978-3-8353-1396-5, 49,90 €

Man nannte ihn den »Napoleon des deutschen Buchhandels«: Johann Friedrich Cotta, ein Jurist mit mathematisch-naturwissenschaftlichem Interesse, geboren am 27. April 1764, war ein Quereinsteiger. Im Alter von 23 Jahren kaufte er die Tübinger J. G. Cotta'sche Buchhandlung von seinem Vater und machte in wenigen Jahren mit Genie und Tatkraft aus einem provinziellen Universitätsverlag den bedeutendsten Universitätsverlag seiner Zeit. Johann Friedrich Cotta gewann eine einzigartige Reihe von damals zeitgenössischen Autoren für seinen Verlag, zu denen neben den genannten Goethe und Schiller auch Schelling, Kleist, Schwab, Fichte, Uhland, Hebel, Hölderlin, Pestalozzi, Alexander von Humboldt, Jean Paul und Hegel gehörten. Schon die Bandbreite der genannten Autoren weist weit über die Klassik hinaus. Cotta schuf einen Universalverlag, der außer Literatur auch wissenschaftliche Bücher herausgab, ferner Druckerzeugnisse für den Hausgebrauch wie Almanache und Kalender sowie über 60 Zeitungen und Zeitschriften. Schöne Literatur war bisher kein Cotta'scher Verlagsartikel. Er aber zeigte sich mit Honoraren und Vorschüssen so großzügig, dass er Schiller, nach einigem Werben auch Goethe gewann. Schöne Buchausgaben dokumentieren diese »klassische« Epoche. Als Verleger von Dichtung ist Cotta

ausgesprochen konservativ. Zum Verlagsprogramm gehörten auch die Werke »Das Schatzkästlein« und »Die Biblischen Geschichten«, des am 10. Mai 1760 in Basel geborenen Johann Peter Hebel. Seit 1810 stand Hebel in Verhandlung mit Cotta wegen einer Sammlung der wertvollsten Kalenderbeiträge aus den Jahrgängen des Schatzkästleins, die er bisher redigiert hatte. Das Büchlein erschien ein Jahr später unter dem Titel »Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds«; es enthielt mit 128 Stücken den größten Teil von Hebels Geschichten aus den Jahren 1803 bis 1811. Wie sehr nach den Alemannischen Gedichten, 1803 bei Macklot in Karlsruhe erschienen, auch Hebels zweites Werk die verdiente Anerkennung fand, beweist, dass bereits im Jahr 1816 eine zweite Auflage erschien. Cotta beabsichtigte auch, dem »Schatzkästlein« einen zweiten Teil folgen zu lassen, doch der Dichter und Theologe vertröstete ihn von Jahr zu Jahr, und die Ausgabe kam nie zustande.

Bernhard Fischer war von 1992–2007 Leiter des Cotta-Archivs im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Seit 2007 ist er Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in der Klassik Stiftung Weimar. »Mehr als Gold hat das Blei in der Welt verändert. Und mehr als das Blei in der Flinte das im Setzkasten«, dies war schon die Überzeugung von Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). *Elmar Vogt*

Tobias Möllmer: Die Villa Engelhorn in Mannheim. Kunstwerk, Familienhaus, Baudenkmal. Herausgegeben vom Friedrich Engelhorn-Archiv e. V., 194 Seiten mit 97, meist farbigen Abbildungen, 17 x 24 cm, Leineneinband, ISBN 978-3-88462-336-7, € 29,80

Die schönsten Villen Mannheims konzentrieren sich in der Oststadt und dort wiederum an der Werderstraße. Dieses Buch handelt von der Hausnummer 44:

Die Villa Engelhorn, das 1902 bis 1905 für Dr. Friedrich und Marie Engelhorn erbaute luxuriöse Wohnhaus, gilt noch heute als Gesamtkunstwerk. Sein Schöpfer, der Villenarchitekt Rudolf Tillessen, versah es mit neubarocken Jugendstilformen im Anklang an die gleichzeitig am Friedrichsplatz entstandene Festhalle Rosengarten des Berliner Stararchitekten Bruno Schmitz. Tillessen prägte durch seine zahlreichen Villenbauten die Oststadt wie kein anderer Architekt und machte sich damit selbst zur Legende.

Ähnlich wie der Industriellensohn Karl Lanz, der Bauherr der kolossalen Lanzvilla in der Nachbarschaft, stand auch Dr. Friedrich Engelhorn (1855–1911) im Schatten eines übermächtigen Vaters. Friedrich Engelhorn (1821–1902), der Gründer der BASF, war die wohl erfolgreichste Mannheimer Unternehmerpersönlichkeit. Erst nach seinem Tod war der Weg frei für den wohl schon längst beschlossenen Neubau in der Oststadt. Bis dahin wohnte Dr. Friedrich Engelhorn, der Besitzer der Firma Boehringer & Söhne, mit seiner Frau Marie und den vier Söhnen im elterlichen Palais in A 1, 2. Nur wenige Wochen nach dem Ableben der Mutter und kurz darauf des Vaters erfolgte der Grundstückskauf. Der Bau des Wohnhauses nach eigenen Wünschen konnte beginnen.

Der Autor Tobias Möllmer ist durch mehrere Buchveröffentlichungen über Bauten des Mannheimer Großbürgertums und durch seine lebendigen Führungen an diesen Orten bekannt. Er führt uns unterhaltsam und auf anschauliche Weise in die Geschichte der Villa Engelhorn als Kunstwerk, als Familienhaus und als Baudenkmal ein. Sie war Gesamtkunstwerk, gab den Rahmen für große Gesellschaften ab und bot ihren Bewohnern gleichzeitig Komfort und Geborgenheit. Die erhaltenen Teile genießen Denkmalschutz als besonderes architektonisches Zeugnis für die Architektur- und Heimatgeschichte des Landes.

Die Villa brannte im Zweiten Weltkrieg aus, wurde mit veränderter Dachzone und neuem Innenleben wiederaufgebaut und 1999–2012 durch die Architekten Kessler De Jonge im Innern modern umgestaltet und an der Außenhülle denkmalgerecht restauriert. Sie ist seitdem Sitz des Herausgebers des Bandes, dem Friedrich Engelhorn-Archiv e. V., das – am historisch richtigen Ort – sich quasi unter den Schutz der Engelsgestalt auf der Fassade zur Werderstraße gestellt hat.

Ein bemerkenswertes Buch, das auch optisch (dezentes Format, roter Leineneinband mit Golddruck) anspricht und nach den beiden vorausgegangenen Veröffentlichungen des Friedrich Engelhorn-Archivs (beide Tobias Möllmer: »Grabmale der Familie Engelhorn« und »Das Palais Engelhorn in Mannheim«) die Reihe über die Bauwerke der Familie Engelhorn abschließt. Es sollte in keiner Mannheim-Sammlung fehlen. *Volker Keller*

[1] Voraussetzung: Gehalts-/Bezügekonto; Genossenschaftsanteil von 15,– Euro/Mitglied

0,— Euro[1] Girokonto und Depot

Die BBBank überzeugt immer mehr Kunden mit ihren Leistungen. Führen Sie Ihr Bankdepot und Ihr Gehalts-/Bezügekonto kostenfrei[1] – ohne monatlichen Mindesteingang auf Ihrem Girokonto. Und genießen Sie den Service einer kompetenten Beraterbank. Gerne überzeugen wir auch Sie von unseren Vorteilen. Informieren Sie sich!

BÖRSE ONLINE
Fairstes Girokonto Filialbanken
BBBank
biallo.de

BBBank eG
Herrenstraße 2–10
76133 Karlsruhe

BB Bank

So muss meine Bank sein.

Landesverein Badische Heimat e. V.		
VORSTAND DES LANDESVEREINS BADISCHE HEIMAT E. V.		
Landesvorsitzender	Dr. Sven von Ungern-Sternberg Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. dienstl. 07 61 / 7 37 24 Fax dienstl. 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de
Stellv. Landesvorsitzender	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
Landesrechnerin	Margrit Roder-Oeschger Im Weingarten 8 79594 Inzlingen	Tel. 01 71 / 8 90 29 37 margrit.roder-oeschger@t-online.de
Chefredakteur	Heinrich Hauß Weißdornweg 39 76149 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 75 43 45 Fax 07 21 / 92 13 48 53 heftredaktion@badische-heimat.de
Schriftführerin	Dorothee Kühnel Landhausstr. 10 72250 Freudenstadt	Tel. 0 74 42 / 12 16 63 heftredaktion@badische-heimat.de
Internetbeauftragter und Öffentlichkeitsarbeit	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Beisitzer	Dr. Reinhard Bentler Am Rebberg 34 79194 Gundelfingen	Tel. 07 61 / 5 31 72
Beisitzer	Jürgen Ehret Schwarzwaldstr. 30 79423 Heitersheim	Tel. 0 76 34 / 18 87 ehret-juergen@t-online.de
Beisitzer	Dr. Kurt Hochstuhl Staatsarchiv Freiburg Colombistr. 4 79098 Freiburg	Tel. 0761 / 3 80 60 11 Fax 0761 / 3 80 60 13 E-Mail: kurt.hochstuhl@la-bw.de
Beisitzer	Joachim Müller-Bremberger Kaiserstuhlstr. 19 79211 Denzlingen	Tel. priv. 0 76 66 / 88 03 09 j.mueb@gmx.de
Beisitzer	Dr. Bernhard Oeschger	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de
BEIRAT		
Prof. Dr. Kurt Andermann	Nibelungenring 79 76297 Stutensee	Tel. 07 21 / 9 26 26 72 kurt.andermann@geschichte.uni-freiburg.de
Prof. Dr. Wolfgang Hug	Hagenmattenstr. 20 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 6 26 83 wolfgang@hugma.com
Wolfram Jäger	Ostpreußenstr. 14 76228 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 1 33 10 25 dez2@karlsruhe.de
Dr. Gerhard Kabierske	Karlsburgstr. 5 76227 Karlsruhe	Tel. priv. 07 21 / 49 51 92 Tel. dienstl. 0721 / 6 08-4 61 51 gerhard.kabierske@kit.edu
Elisabeth Schraut	Röntgenstr. 6 76133 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 2 95 30 eschraut@t-online.de
Dr. Gerhard Stratthaus	Landtag von Baden-Württemberg Konrad-Adenauer-Str. 3 70173 Stuttgart	Tel. 07 11 / 2 06 39 88 gerhard.stratthaus@cdu.landtag-bw.de
Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht	Rossstr. 27 97261 Güntersleben	Tel. 0 93 65 / 91 14 p.l.weinacht@t-online.de

REGIONALGRUPPEN		
Baden-Baden	Dieter Baeuerle Schlossstraße 8 76530 Baden-Baden	Tel. u. Fax priv. 0 72 21 / 3 19 53 baeuerledieter@aol.com
Bruchsal	Jörg Teuschl An der Schanze 21 76703 Kraichtal-Unteröwisheim Elisabeth Burkard Mozartweg 9 76646 Bruchsal	Tel. u. Fax 0 72 51 / 6 29 34 joerg.teuschl@t-online.de Tel. u. Fax 0 72 51 / 1 82 11
Freiburg	Dr. Bernhard Oeschger Julia Dold Konradstr. 15 79100 Freiburg	Tel. 0 76 21 / 4 57 81 und Tel. 07 61 / 7 37 24 info@badische-heimat.de Tel. 07 61 / 6 81 48 44 julia-dold@gmx.de
Heidelberg	Dr. Christoph Bühler Lochheimer Str. 18 69124 Heidelberg	Tel. 0 62 21 / 78 37 51 Fax 0 12 12 / 6 22 33 66 65 buehler@badische-heimat.de
Karlsruhe	Dr. Hans-Jürgen Vogt Durmersheimer Str. 53 76185 Karlsruhe	Tel. 07 21 / 9 50 49 51 dr.vogt@labor-vogt.de
Lahr	Gabriele Bohnert Stadtarchiv Rathausplatz 4 77933 Lahr	Tel. dienstl. 0 78 21 / 9 10-0416 Fax dienstl. 0 78 21 / 9 10-70416 gabriele.bohnert@lahr.de
Lörrach	Inge Gula Brunnenstraße 19 79541 Lörrach	Tel. 0 76 21 / 5 34 06 inge.gula@gmx.de
Mannheim	Dr. Kai Budde L 11, 9 68161 Mannheim	Tel. privat 06 21 / 2 71 50 maybudk@web.de
Pforzheim	Dieter Essig Im Hasenacker 31 75181 Pforzheim	Tel. 0 72 34 / 84 02 Fax 0 72 34 / 94 80 17 Lara-anjulie_essig@web.de
Rastatt	Martin Walter Kreisarchiv Am Schlossplatz 5 76437 Rastatt	Tel. dienstl. 0 72 22 / 3 81 35 81 Tel. priv. 0 72 25 / 98 54 38 m.walter@landkreis-rastatt.de
Schwetzingen	Dr. Volker Kronemayer Erzbergerstr. 45 68782 Brühl	Tel. priv. 0 62 02 / 7 37 34 Fax priv. 0 62 02 / 92 05 05 ivkronemayer@t-online.de
GESCHÄFTSSTELLE		
Karl Bühler Daniela Koehler	Hansjakobstr. 12 79117 Freiburg	Tel. 07 61 / 7 37 24 Fax 07 61 / 7 07 55 06 info@badische-heimat.de

rombach aktuell

Über 3.000 Menschen wurden bei Luftangriffen auf Freiburg im Zweiten Weltkrieg getötet – fast 90 Prozent davon kamen beim Großangriff am 27. November 1944 ums Leben. Carola Schark hat die Namen der Opfer gesammelt und ihre Geschichten zusammengetragen – Geschichten ohne jedwedes Happy-End, die dennoch Mut machen, zeugen sie doch von Zivilcourage in höchster Not und Zusammenhalt in schwersten Zeiten. Die große Resonanz auf Carola Scharks Aufruf zeigt, dass diese Menschen bei Angehörigen und Freunden auch nach 70 Jahren unvergessen sind.
Renommierte Autoren wie Andreas Meckel, Heike Mittmann, Bernhard Adler † und Manfred Gallo bereichern diesen Gedenkband mit Artikeln zu spezifischen Aspekten des Krieges und der Zeit des Dritten Reichs in Freiburg.

Carola Schark, Andreas Meckel, Heike Mittmann, Bernhard Adler, Manfred Gallo
Dem Vergessen entreißen
Gedenkbuch zum 70. Jahrestag der Bombardierung Freiburgs am 27.11.1944
Herausgegeben vom Landesverein Badische Heimat e.V. und der Stadt Freiburg i.Br.
Schriftenreihe der Badischen Heimat Band 10
312 S., Halbleinenband, zahlreiche s/w-Abbildungen
€ 29,90 (D)
ISBN 978-3-7930-5118-3

rombach verlag

Unterwerkstraße 5 | 79115 Freiburg i. Br.
Telefon 0761/4500-2135
Telefax 0761/4500-2125
info@buchverlag.rombach.de
www.rombach-verlag.de

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung